

Nicolaus Thaddæus Gönner

Der Philosophie und Rechte Doctor

Prokanzler und Professor der kurpfalzbaierischen

Universität zu Landshut.

geb. zu Bamberg, 1764. d. 18. Dec.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCIX. Bandes Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Prokanzler Gönner, zu Landshut.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des neun und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

VI. Musik.

Sin-

X. Chemie und Mineralogie.

XI.

XI. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIV.

XIV. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des neun und neunzigsten Bandes.

---

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

* Ter-

4. Todesfälle.

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

8. Korrespondenz.

9. Ver-

9. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Religionsannalen, herausgegeben von D. H. P. K. Henke. Siebentes, Achtes, Neuntes, Zehntes, Stück. Braunschweig, bey Vieweg. 1802. 1803. 1804. Jedes Stück 10 gr.

Diese Stücke enthalten verschiedene sehr interessante Aufsätze, Nachrichten von merkwürdigen Personen, oder unbekannten Religionssekten, nützliche, auch einige sehr einsichtsvolle und lesenswerthe Verordnungen, die Religionslehrer und das Kirchenwesen betreffend.

Cz.

Museum für Religionswissenschaft in ihrem ganzen Umfange, herausgegeben von D. H. P. K. Henke. Ersten Bandes erstes, zweytes, drittes u. viertes Stück. Zweyten Bandes erstes Stück. Magdeburg, bey Keil. 1803 u. 1804. Ein Jedes Stück zu 12 Bogen 16 gr.

Diese Schrift tritt an die Stelle des bisher in zwölf Bänden erschienenen Magazins für Religionsphilosophie. Mehrere Mitarbeiter desselben haben sich nebst andern Gelehrten mit dem Herausgeber hierzu vereiniget. Indessen

wird dieses Museum nicht nur die gelehrte und forschende Theologie; sondern auch die praktische und ausübende bearbeiten, und also einen weit größern und ausgebreitetern Umfang haben, als das vorige Magazin. Alle Vierteljahr soll ein Stück von 12 Bogen erscheinen. Vier solcher Stükke machen einen Band aus. Neben dem Umschlag wird noch ein besonderes Notizenblatt hinzugefügt werden, für Autoren und Buchhändler zur Ankündigung neuer Bücher.

Daß diese Schrift, wenn sie so fortgesetzt wird, als sie hier angefangen hat, großen Nutzen stiften wird, ist wohl nicht zu läugnen. Wenigstens enthalten diese Stücke sehr interessante, merkwürdige und zum Theil auch sehr gründlich abgefaßte Aufsätze. Besonders werden die die höhere Kritik und die Aechtheit des Evangelii Johannis betreffenden Abhandlungen einem jeden Theologen und Schriftforscher willkommen seyn; zumal da sie mit so vieler Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit bey aller Differenz der Meinungen geschrieben sind.

W.

Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten, von Christian Fridrich Sintenis. Erster Theil. (Mit d. Bildniß des Verf.) Leipzig, bey Crusius. 1804. XX S. Vorr. u. Einleit. u. 482. S. gr. 8. 2 Rß.

Um den Menschen im Umkreise seiner Pflichten darzustellen, glaubt der Verf. von dem engsten Kreise zu dem weniger engen, von diesem zum weiten, und vom weiten endlich zum allerweitesten fortzeichnen zu müssen. Der engste Kreis zieht sich um den isolirten Menschen selbst her. Demnächst finden wir ihn im Kreise der häuslichen Gesellschaft — als Familienmenschen. Mehrere häusliche Gesellschaften bilden eine bürgerliche. Als Staatsbürger lebt er also schon wieder in einem weitern Kreise. Alle bürgerliche Gesellschaften machen zusammen genommen die Menschheit aus. In dem allerweitesten Kreise folglich erscheint er als Weltbürger. Die Fragen: was bin ich mir, was bin ich den Meinigen, was meinen Mitbürgern, und was allen Menschen schuldig? sollen nun in dieser Schrift beantwortet werden, und der Verf. ist der Meinung,

Meinung, daß eine solche Eintheilung der Pflichten sich durch das Natürliche ihrer Steigerung empfehle.

Dagegen ließe sich nun wohl einwenden, theils, daß der Mensch, dessen wahres menschliches Wesen sich überhaupt nur in der Gesellschaft entwickeln kann, mit seinen nächsten Umgebungen eher, als mit sich selbst bekannt werde; theils, daß die Pflichten gegen sich selbst durch sein Leben in der Gesellschaft nähere Bestimmung oder größeres Gewicht erhalten, mithin in völliger Abgeschiedenheit von den übrigen nicht gehörig dargestellt werden können; theils endlich, daß die Pflichten, die in Hinsicht auf das höchste Wesen zu beobachten sind, bey einer solchen Eintheilung entweder gänzlich wegfallen, oder doch nur gewaltsam und nebenher mit allen andern verflochten werden müssen. Indessen kleben doch, weil alle Pflichten so genau in einander greifen, einer jeden Classifikation derselben gewisse Mängel an, und des Verf. Absicht ist es überhaupt nicht, hier ein System aufzustellen. Nur dem Geiste und Herzen gebildeter Leser will er Nahrung darreichen, ohne sie in tiefere Spekulation hineinzuziehen. Es ist daher billig, sein Werk auch nur diesem Zwecke gemäß zu beurtheilen.

Der vorliegende erste Theil beschäfftigt sich mit dem Menschen und seinen Pflichten, sofern er isolirt betrachtet wird. Aus nachstehender näherer Inhaltsanzeige ist ersichtlich, daß es hier an Mannichfaltigkeit in der Form der Darstellung nicht fehle.

Ueber die Vermischung des Sinnlichen und Uebersinnlichen in der Menschennatur. Eine Rede. — Sittliche Natur und Bestimmung, die beste Gewährleistung für Unsterblichkeit. Zwey Briefe. — Der Mensch muß so lange zu leben suchen, als möglich. Ein Monolog. — Scheingründe für vorsätzliche Selbsttödtung, nebst Widerlegung. In vier Dialogen. — Rathgebungen der Vernunft, Lebensgefahren betreffend. — Nicht bloß Seyn, auch Wohlseyn! Eine Betrachtung, welche erst das Recht, und dann die Pflicht, darnach zu streben, außer Zweifel setzt. — Sophron, der beneidenswerthe Greis; oder wie man's machen müsse, wenn man ein hohes und glückliches

liches Alter erreichen will. Eine Erzählung. — Freyheitssicherung; zehn Regeln. — Ueber die Beherrschung der Affekten. Eine Vorlesung. — Der mäßige, der keusche und der arbeitsame Charakter. In Schilderungen, die sowohl ihre Segnungen, als ihre Züge enthalten. — Reinlichkeit ist eben so nothwendig, als leicht. Materialien zum Vorhalt an Personen, die sie vernachläßigen. — Ueber Kleidung und Wohnung. Eine populäre Abhandlung. — Von den sinnlichen Vergnügungen. Eine Gesellschaftsrede. — Spare, aber karge nicht! Halt' auf dich, aber brüste dich nicht! Zwey Parallelen. — Man muß immer noch zulernen. Eine Selbstunterhaltung. — Kein Aberglaube; eine Reihe von Gründen wider ihn. — Sey religiös; Ein Brief. — Ueber das Mitgefühl. In Fragen und Antworten. — Humanität gegen die Thierwelt. Paragraphen. — Vom Duldersinn. Eine Skizze. — Man muß auch sterben können. Eine Andachtsübung. —

Aus dem Allen etwas Besonderes auszuheben, würde zu weit führen. Unter jeder Rubrik indeß findet der Leser, wie er es von dem Verf. erwarten durfte, eine Menge richtiger, zum Theil feiner Bemerkungen, welche zugleich oft durch Simplicität in der Darstellung überraschen und ergreifen. Ein System, von welcher Art es auch sey, hat den Verf. nicht gefesselt. Er beweget sich kräftig und frey, und beurkundet überall den unbefangenen Blick seines Geistes. Fern ist er darum auch insbesondere von dem überspannten Purismus und dem Mysticismus, der in dem Gebiete der Moral schon eine Zeitlang sein Wesen getrieben hat. Er betrachtet den Menschen als Menschen, d. h. als ein sinnlich-vernünftiges Subjekt, und er bemerkt, daß die wahre Sittenlehre desselben eben so wenig Ausziehung, als bloße Befolgung der Sinnlichkeit, sondern vielmehr nur eine durch Vernunft geleitete Sinnlichkeit fordere. Von der sonderbaren, zuweilen burlesken Manier, sich auszudrücken, die man sonst ihm wohl vorgeworfen hat, findet man hier nur selten (z. B. S. 357. und 462.) eine Spur. Alles ist mit Würde vorgetragen, und nur hin und wieder ist die Sprache etwas vernachläßiget. So heißt es S. 91, »gelingt dir der einmalige freywillige Wag ꝛc. S. 9. das Lauer absehen ꝛc.« Auch stößt man zuweilen auf

un-

ungebührlich zusammengesetzte Wörter, z. B. S. 451, Wohlseynsrechtsbewußtseyn. Allein dieß sind nur Kleinigkeiten, die hier nur darum bemerkt werden, weil durch Vermeidung derselben dem Leser ein desto reinerer Genuß des Ganzen bereitet werden kann.

Sw.

Biblische Entdeckungen, Bemerkungen und Ansichten von Heinrich Benzenberg, Past. zu Schöller im Herz. Berg. Ersten Bandes erstes Stück. Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Paulus. Elberfeld, bey Büschler. 1803. 238 S. 8.

Es war ein Werk von großer Anlage, und konnte, nach des Vf. Umständlichkeit im Schreiben, zu vielen Bänden anwachsen. Es muß ihm also wohl an Aufmunterung gefehlt haben, seine Arbeit fortzusetzen. Entdeckungen wird man keine finden; Bemerkungen wohl, aber mehr theologische und erbauliche, als exegetische; Ansichten ist die passendste Aufschrift; wie der Verf. Stellen der Bibel ansieht: so stellt er sie dar. Er glaubt nun besonders mit einem glücklichen Auge bedacht zu seyn, um »auf der prophetischen Sternwarte Beobachtungen anzustellen.« Und da sieht er denn allerdings Vieles, was Andere nicht gesehen haben, und schwerlich sehen werden. »Astronomen »sagt er, lächeln nur über die Tadler ihrer Wissenschaft, »welche nichts davon verstehn; und ich thue es auch!«

Wir gönnen ihm gern dieß behagliche Lächeln, und bekennen aufrichtig, daß wir seine Wissenschaft tadeln, da sie uns gleich als Unwissenschaft erscheint. Allenfalls müßte der Verf. es auch bey seinem Lächeln bewenden lassen, und nicht schimpfen. Er müßte die, welche die Offenbarung Johannis nicht für ein göttliches Buch halten wollen, nicht zu den Lügnern u. Fälschern, denen der Antheil »an Gottes Himmel versagt ist,« zählen; müßte es nicht eine rasende Bestreitung nennen, die in unsern Tagen gegen dieß Buch versucht worden ist; nicht von einer antiapokalyptischen Clique ꝛc. reden. Vor-

nehmlich ziert ihn der Hochmuth sehr schlecht, welchen unter der Larve der Demuth dennoch sehr deutlich hervorblicken läßt. Er bildet sich ein, das auserwählte Rüstzeug zu seyn, durch welches jenes Buch zu seiner völligen Aufhellung gelangen solle. Es ist zu fürchten, daß diese Einbildung seinen Augen schädlich werde, und an dem prophetischen Sternenhimmel künftig noch mehr zu sehen, was nicht da ist.

Mit einem Schriftsteller von so hoher Selbstgefälligkeit, als der Verf. ist, läßt sich nicht streiten. So würde wohl keiner von allen Aufsätzen dieser Sammlung seyn, wider welchen sich nicht erhebliche Zweifel vorbringen ließen. Wir ersparen uns aber selbst den Raum, welchen die Anführung des Inhaltes derselben fordern würde, weil die ganze Schrift gleich nach der Geburt begraben, mit diesem ersten Stücke beschlossen, und also auch in diesem Sinne das Weissagen des Vf. nur Stückwerk geblieben ist.

M.

Liturgisches Journal, herausgegeben von Heinr. Balth. Wagnitz. Erster Band. 488 S. 18… Zweyter Band. 494 S. 1802. Dritter Band 493 S. 1803. 1804. Vierter Band Erstes und Zweytes St. 248 S. 1804. 8. Halle, bey Gebauer. Jeder Band besteht aus 4 Stücken, deren jedes sein eigenes Titelblatt u. Inhaltsverzeichniß hat. Der Preis jedes Stückes ist 9 …, alle 14 Stücke also 5 Rthl. 6 gr.

Ein Journal — etwa ein liturgisches — ist es Bedürfniß des Zeitalters? ist die Wahl der in demselben aufgenommenen Aufsätze, für den Zweck desselben gut getroffen? sind die darin aufgenommenen Aufsätze in sich — wenigstens der bey weitem größere Theil derselben — gut? fehlt keine bedeutende Rubrik ganz? Lassen sich jene Fragen bey einem Journale mit ja, und die letzte mit nein beantworten: so hat man von demselben wohl viel Gutes ge…

Von vorliegendem Journale glaubt Rec. dieses Gute sagen zu können.

Daß alle Aufsätze gleich vortrefflich, gleich interessant seyn sollten, ist nicht zu erwarten; ist wohl billigerweise kaum zu fordern, da zu einem Journale viele, und also sehr verschiedene Verfasser ihre Beyträge liefern, und so sind denn auch hier nicht alle Aufsätze gleichen Gehalts. Mehrere derselben fand Rec. von vorzüglicher Güte; als 1sten B. 2tes St. Nr. I. »Warum ist es so schwer, in »großen Städten den öffentlichen Gottesverehrungen ihre »ehemalige Achtung wieder zu verschaffen?« vom Hrn. G. 1ster B. 3tes St. Nr. I. »Die Einführung öffentlicher »Familien-Andachten,« vom Hrn. Kirchenrath Lang in Regensburg. Nr. II. Einige Bemerkungen und Wünsche in Beziehung auf liturgische Reformen, vom Hrn. Pred. Veillodter. S. 300. ff. Liturgische Nachrichten, nebst einigen liturgischen Vorschlägen, vom Hrn. Insp. Schlez. 1r B. 4s St. Nr. II. Welche Regeln der Vorsicht sind bey liturgischen Veränderungen in Landgemeinden zu beobachten? vom Hrn. Pred. Müller (Die Fortsetzung davon 2r B. 3s St. Nr. I.) Wenn es hier S. 405. in der Anmerkung heißt: nach vorhergegangener Abkündigung sey der Klingebeutel nicht mehr während der Predigt, sondern während des Hauptgesanges herum getragen worden: so kann Rec. dieß nicht für eine Verbesserung, sondern muß es für eine Verschlimmerung der bisherigen Gewohnheit halten. Wie? beym Gesange? wo fast Alles auf religiöses Gefühl berechnet seyn soll? wo das Herz ganz eigentlich zum Preis und Dank gegen die Gottheit erwärmt? oder durch Selbstprüfung des eigenen Herzens erschüttert? oder durch heißes Gebet gleichsam der Gottheit näher gebracht werden soll? welches durch Gesang sehr viel besser bewirkt werden kann, als durch das beste, auf's beste gesprochene Gebet. — Da sollte die Störung des Klingebeutels eher zu dulden seyn, als unter der Predigt? wo doch oft nicht so unmittelbar zum Herzen, zum religiösen Gefühle gesprochen wird? wo doch oft Betrachtungen angestellt werden, denen der Verstand wohl folgen kann, und wobey, durch eine kleine Störung, doch nicht gleich die ganze religiöse Stimmung zerrüttet wird? wo der Zuhörer fast nur Zuhörer zu seyn braucht?

wenigstens nicht in dem Fall ist, zu eigener Erbauung und Erhebung des Herzens, und zur Erbauung der Gemeinde, selbst ganz eigentlich mitwirken zu sollen?

Rec. muß gestehen, daß er in dem sonst so wohlgerathenen Aufsatz des Hrn. P. M. dieses am wenigsten erwartete; und daß er diese Umänderung eines, freylich sehr üblen Herkommens durchaus für zweckwidrig hält.

Aber während des Gesanges hört man das Geräusch des Klingebeutels weniger als während der Predigt. Wohl wahr! Aber muß denn der Klingebeutel so viel Geräusch machen? müssen denn, die den Säckel tragen, mit möglichster Unbescheidenheit Treppe auf, Treppe ab, traben? Hält man die halbe Gemeinde etwa für Schlafende, die man durch Klingeln und derbes Auftreten erst wecken müsse? Sollte diese Beysteuer nicht ohne Klingel, und also mit sehr viel wenigerer Störung, auch während der Predigt erhoben werden können?

An vielen Orten ist es herkömmlich, ohne Ausnahme, den Gottesdienst mit dem Liede: **Allein Gott in der Höh' sey Ehr**, anzufangen. Wäre dieß allenthalben so; und der Klingebeutel sollte nun schlechthin während des Gesanges sein Wesen treiben: so würde Rec. die Zeit der Absingung dieses Liedes dazu vorschlagen, wenn er nicht immer bemerkt hätte, daß während des Absingens dieses Liedes, in der Regel Zweydrittheile der gewöhnlichen Kirchengänger fehlen; vermuthlich um der Langenweile zu entgehen, die dieses ewige Einerley natürlich hervorbringt. Das wäre eine Ungerechtigkeit gegen den Klingebeutel.

Niemand kann gegen die Unschicklichkeit des Klingebeutelwesens, während der Predigt, empfindlicher seyn, als Rec. Aber die Zeit des Gesanges möchte er am wenigsten dazu anweisen. Welche denn? — — — Wie wenn man, wo Orgeln sind, die Zeit des Präludirens dazu verwendete? Der Organist präludirte einige Minuten länger als gewöhnlich; ein paar Klingebeutelträger giengen mehr als gewöhnlich, und so würden sie wohl miteinander fertig werden. Es ist wahr, dieß scheint eine Ungerechtigkeit gegen den kenntniß- und gefühlvollen Organisten zu seyn. Aber nicht

alle

alle Organisten sind kenntniß- und gefühlvoll. Hauptsächlich litte doch immer nur Einer, da sonst die ganze Gemeinde leidet. Präludirt der Organist gut, und hat er gefühlvolle Zuhörer: so werden die ihn doch wohl hören und ihm nachempfinden. Präludirt er schlecht: nun, so wird sein Geklingle durch das Klingeln des Klingebeutels nichts verlieren.

Vorzüglich fand Rec. noch 2. B. 2. St. Nr. II. Welche Rücksicht hat der liturgische Reformator auf die nächsten Wirkungen liturgischer Verbesserungen zu nehmen? vom Hrn. Pred. v. Gehren. 2. B. 4. St. Nr II. Ueber Beerdigungsfeyerlichkeiten auf dem Lande. von Hrn. Pred. Nebe. S. 391. sagt Hr. N. »Nach einem löblichen Herkommen, werden sowohl gewisse fröhliche, als traurige »Ereignisse und Veränderungen des Hausstandes auf dem »Lande weit häufiger für religiöse Zwecke benutzt, als in »den Städten. Ich bleibe jetzt bey der religiösen Benutzung trauriger Ereignisse, besonders der Todesfälle, stehen. »Leider ist es in mehreren unserer größten Städte dahin gekommen, daß man in der guten Absicht, dem unnützen »und verderblichen Aufwande bey Beerdigungen vorzubeugen, sie nunmehr in solche Tageszeiten verlegt, und sich »derselben auf solche Weise beynahe entledigt hat, daß sie »auch dem Aufmerksamen nur selten sichtbar werden. Am »späten Abend, oder bey frühem Morgen werden die Todten »in größter Stille hinaus getragen oder gefahren, — man »möchte fast sagen — hinausgeschafft; so, daß es wirklich das Ansehen gewinnt, als wolle man absichtlich Alles »vermeiden, was die Umwohnenden erinnern könnte, daß »auch unter ihnen der Tod seine Hand ausstreckt, und »Jung und Alt mit sich hinwegführt. Weder Gesang »noch Trauerglocken vernimmt man bey dieser modernen »Beerdigungsart, und man eilt, so viel man kann, um den »Leichnam, sobald er aus dem Hause gebracht ist, über die »Straße hinweg in sein letztes Haus zu bringen.« — —

Wenn auch Rec. das Nichtmehrhören des Gesanges und der Todtenglocken bey Beerdigungen nicht für besonders großen Verlust hält: so hält er es doch für charakteristisch für unser verweichlichtes Zeitalter, wenn man Alles thut, um dem Anblicke einer Leiche, eines Leichenzuges,

einer Beerdigung auszuweichen, und so der Erinnerung an Tod und Grab und Ewigkeit zu entgehen; und wenn man sich zu dem Ende der Entseelten so geräuschlos und heimlich als möglich entledigt. Sehr schlecht gefällt es Recensenten!

Vorzüglich fand Rec. noch 3. B. 2. St. Nr. I. Ueber die öftere Abwechselung mit liturgischen Formeln, von Hrn. Pred. Veillodter. Nr. II. Soll der protestantische Prediger noch jetzt absingen? vom Hrn. Pred. Müller zu Nenns dorf. 3. B. 3. St. Nr. I. Ueber Kirchengesang und Kirchenmusik, vom Hrn. Schröter. (zu weitläuftig.) Nr. II. Klopstock als Liederdichter, vom Hrn. Cons. Rath D. Niemeyer. 3. B. 4. St. Nr. I. Ueber die Copulation der Verlobten, vom Hrn. Feldpred. Janisch. S. 489. Am Sarge der Frau Regierungsräthinn von S. vom Hrn. Pred. Schuderoff, u. a. m.

Eine bedeutende Menge Formulare, für Festtage, Tauf- und Abendmahls- Confirmations- Trau- Leichen-Reden, u. dgl. findet man hier aufgenommen, die zum Theil sehr, zum Theil weniger musterhaft sind; auf deren speciellere Beurtheilung aber Rec., sich hier, wie überhaupt nicht einlassen kann. Bey einer solchen Menge von Aufsätzen wie dieses Journal enthält, würde das ein Buch füllen.

Längere und kürzere Aufsätze; liturgische Muster-Formeln; projektirte und wirklichgegebene Verordnungen, Entwürfe; liturgische Correspondenz; Recensionen liturgischer Schriften; Anzeigen angekündigter liturgischer Schriften; Nekrologen von Personen, die in liturgischer Hinsicht merkwürdig waren, u. dgl wechseln hier, und geben eine bedeutende und angenehme Mannichfaltigkeit.

Besonders angenehm, mannichfaltig und sehr nützlich kann die Rubrik: liturgische Correspondenz werden, und ist es zum Theil schon; obgleich auch gar nicht zu läugnen ist, daß unter mancherley Gutem, was man da antrifft, auch Unanwendbares, Uebertriebenes nicht genug Durchdachtes mitunter läuft. Immer kann doch hier manche

che Idee niedergelegt, manche gute Einrichtung empfohlen, mancher Fehler frey gerügt werden. Wer sollte z. B. glauben, daß der Bekanntmachungs-Unfug von den Kanzeln, so weit gehen könne, als er, einem Berichte aus dem Mindenschen nach, in diesem Fürstenthume, im Jahre 1801 noch gieng. 1. B. S. 163. Fürbitten a) »für ein paar »Leute, welche Schaden an ihrem Viehe besorgen. b) »Für einen jungen Menschen, der ein besonderes Anliegen »auf seinem Herzen hat. (–? –) c) Für christliche »Einwohner, die wegen zu befürchtender Feuersgefahr in »Sorgen stehen.« Doch das geht noch an; aber nun S. 165. »Bekanntmachungen, welche wenigstens in sehr vie»len Kirchen dieser Provinz von der Kanzel zu geschehen »pflegen. Nicht bloß werden hier alle mögliche gericht»liche Angelegenheiten, Verordnungen, Kauf- Pacht- und »Contributions-Termine, Auctionen u. dgl. von der Kanzel »publicirt; sondern es muß auch der Prediger auf der »Kanzel fast alle die Dienste verrichten, welche in vielen »Städten von den Ausrufern auf der Straße besorgt wer»den. Jede Sache, z. B. die verloren ist, wird auf des »Verlierers Begehren von dem Prediger genannt, und »der Finder, durch das Versprechen eines guten Trink»geldes, zum Wiederbringen aufgefordert; jede Kuh und »jedes Schwein, das sich verlaufen hat, wird mit allen »seinen Abzeichen kenntlich gemacht, und jede Waare, die »Jemand verkaufen will, feil geboten. So habe ich selbst »auf einer der hiesigen Kanzeln einst verlesen müssen, daß Je»mand mit einer recht guten Sorte Kocherbsen angekom»men, und an einem folgenden Sonntage, wurde der Ge»meinde die Nachricht gegeben, daß gegenwärtig ein Sche»renschleifer im Orte sey.« — —

Nun, es geht auch in den Kirchen darnach! Man darf nur weiter lesen. Nach S. 167 bricht oft, bey einer jeden Proklamation, ein großer Theil der Zuhörer in ein lautes Gelächter aus. Da ist doch wohl viel zu reformiren! Vielleicht wirken öffentliche und wiederholte Rügen doch Etwas. In diesem Journale, das hoffentlich viel gelesen werden wird, — ist Platz und Gelegenheit dazu.

Was die Herren Pred. Nebe, Müller, Köster, und Hr. Schröter, — jedoch alle nur beyläufig und nicht ers

schöp-

schöpfend genug — über das unschickliche Schreyen des Kirchen-Gesanges rügen, wünschte Rec. wohl, daß es in diesem Journale — wo es so recht eigentlich hingehört — oft, und mit möglichstem Nachdrucke, und möglichst erschöpfend vorkäme. Warum wird in den mehrsten, um nicht zu sagen in allen Kirchen — besonders von der Evangel. Lutherischen Confession — nicht gesungen, sondern geschrieen? — gebrüllt? möchte Rec. mit Hrn. P. Köster sagen. Der Kirchengesang in den mehrsten protestantischen Kirchen, ist eine Satyre auf religiöse Erbauung und guten Geschmack. Und daran sind unsere Cantoren und Vorsänger aller Art ganz allein Schuld. Ist vollends noch ein Current-Schüler-Chor an einem Orte; dann Wehe dem Kirchengesänge! Wehe der Erbauung durch Gesang! Wehe der Richtigkeit der Choral-Melodien! Wehe dem denkenden und fühlenden Organisten, der dazu spielen soll! Wehe allem guten Geschmack in dieser Hinsicht!

Muß das so seyn? müssen unsre Vorsänger und Current-Schüler — wo deren sind — in den Kirchen nicht singen, sondern brüllen? Keinesweges! und wenn die Cantoren und Vorsänger die Nothwendigkeit davon versichern wollen: so glaube man ihnen ja nicht.

Rec. denkt hierüber nicht bloß am Pulte, wo Viele Vieles denken und schreiben, was nicht anwendbar ist. Nein! dreiste darf er sich auf die vielfältigste eigene Erfahrung berufen. Mit der sanftesten Tenor-Stimme hat er vielfältig, und in sehr verschiedenen Kirchen, sehr große Gemeinden, ohne Orgel und mit Orgel, ohne und mit Current-Schüler — die er aber gewöhnlich schweigen ließ — geführt; und ohne alle besondere Anstrengung: und ohne daß die Gemeinden hinauf oder hinunter gezogen wären. Ruhig, mit reinem, sanftem, aber festem Ton — nicht gurgelnd — hob er das Lied an; und ruhig, rein, sanft, fest — nicht gurgelnd — hielt er die End-Sylben der Strophen aus. Und doch waren diese Gemeinden an arge Schreyer gewöhnt; und doch hatten diese Gemeinden ihn als Vorsänger sehr gern.

Was helfen uns die schönsten Lieder? die schönsten Orgeln? die kenntnißvollesten, denkendsten, gefühlvollesten Orga-

Organisten? Der Organist soll mit Ausdruck spielen; mahlen? ums Himmelswillen nicht! Aber den Charakter des Liedes soll er fassen, fühlen, ausdrücken, beben und ihm genau folgen. Dieß ist Zweck des Organisten, oder er hat keinen. — Die Gemeinde bloß zu führen? im Tone zu erhalten? dazu bedarf es so vieler Anstalten nicht; dazu ist ein Schreyer genug; — aber wie soll er mit Ausdruck spielen? da Alles um ihn herum nicht singt, sondern brüllt?

Ja wenn die Gemeinde Lob, Preis und Dank der Gottheit brüllt, dann mag es noch gehen; da kann er im Posaunen-, Trompeten- und gellenden Mixturen-Ton zu seiner Gemeinde sprechen. Aber die Scene verändert sich. Der Dankende sieht auf sein fehlerhaftes Herz zurück, Selbstprüfung beugt ihn; Gebet um Kraft zur Tugend ist es, was nun der zuerst laut-Dankende der Gottheit darbringt. Nun verstummt fast die rauschende Orgel. Der denkende gefühlvolle Organist — nicht sein Choralbuch, sondern sein Gesangbuch vor sich — spricht nun in den sanftesten, fließendsten, rührendsten Harmonien zu seinem Herzen und zu den Herzen seiner Gemeinde; ihm ist, als stände er mit der Gemeinde, im Gebet und Flehen vor dem Throne des Allerbarmenden. Und die Gemeinde? sie glaubt der Organist ist eingeschlafen; denn sie hört ihn nicht; denn siehe! da haben sich aufgepflanzt, ein Vorsänger, und ein Dutzend Current-Schüler — wahre Gardisten unter den Schreyern — die brüllen, daß ihnen die Gesichter braun werden, und die Adern aufschwellen. Der Organist thut ja seine Schuldigkeit nicht; er übertönt ja die Gemeinde nicht; das müssen sie gut machen; sie brüllen desto ärger, und der größere Theil der Gemeinde hält das für eine Aufforderung, nun auch desto ärger zu brüllen.

Wehe da dem Organisten, der seinen Text versteht und ihn zu fühlen und auszudrücken weiß! Wehe ihm! wenn er zum Abendmahle, zur Vorbereitung, an Charfreytagen, Bußtagen, und dgl. spielt.

So lange hier nicht reformirt wird, bleibt der Kirchengesang ein lärmender Skandal, und wird nie seinem Zwecke entsprechen.

Und

Und alle Reformation — Rec. sagt es mit der vollesten Ueberzeugung — muß hier bey den Cantoren und Vorsängern angefangen werden. Die Current-Schüler müßten, vor der Hand, in der Kirche wenigstens, gar nicht mitsingen. Diese sind — wie sie zur Zeit noch fast allenthalben sind — die ärgsten Verderber des Kirchengesanges und alles Gesanges überhaupt. Keine Melodie bleibt rein, wo diese Schreyer ihr Wesen treiben.

Mehrmalen hat Rec. die Current-Schüler, als — in liturgischer Hinsicht — höchst schädlich gedacht. Will er sie etwa aufgehoben wissen? Nichts weniger! Wir haben der wohlthätigen Institute gar nicht zu viele; und diese schaffen der ärmeren Klasse von Kindern Brod und — was bedeutender ist — Schulunterricht; und das ist nicht wenig. Aber die Verderber alles guten Gesanges brauchten sie darum nicht zu seyn; und daß sie es sind, macht den Vorgesetzten solcher Anstalten keine Ehre.

Noch über eine Sache, die in liturgischer Hinsicht gar nicht unbedeutend ist, fand Rec. in unserm Journale — worin er doch hierüber viel zu finden wünschte — nur ein paar oberflächlich hingeworfene Winke. Diese Sache betrifft die Zwischenspiele der Organisten zwischen den Liederstrophen. Ursprünglich waren diese, ihrer Absicht nach sehr gut, und hatten den Zweck, die folgende Strophe mit der vorhergehenden, auf eine sanfte, gute — dem Charakter des Liedes angemessene — Art zu verbinden. Aber was ist aus ihnen geworden! zu welchem, allem Geschmack und aller Erbauung entgegenwirkenden Tummelplatz der Fingerfertigkeit manches Organisten sind sie ausgeartet! Man höre nur dergleichen. Es ist nicht möglich, die Würde der Choral-Melodie stärker zu höhnen, als durch solche Auswüchse einer zügellosen Phantasie.

Sollen diese Zwischenspiele ganz wegbleiben? so lange sie nicht auf ihre ursprüngliche Simplicität zurück geführt sind? Ja! Die Strophen auf eine zweckmäßige Art zu verbinden, dazu gehört mehr Geschick, als viele Organisten haben, und viele Organisten suchen nicht, sich diese Geschicklichkeit eigen zu machen, weil sie geschmacklos glauben: sie machen es recht gut, wenn sie es recht bunt machen.

Rec.

Rec. kann diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, ohne noch Etwas in Anregung zu bringen, was in liturgischer Hinsicht auch gar nicht unbedeutend ist, und worüber er in allen drey Bänden des liturgischen Journals nicht eine Sylbe fand. Fast allenthalben ist es herkömmlich, das der Organist, nach geendigter Gottesverehrung, den sogenannten Ausgang auf der Orgel spielt. Ist der Zweck hiebey, dem Organisten einen freyen Tummelplatz zu geben, wo er seine Fertigkeit, die Orgel zu schlagen, recht ungebunden an den Tag legen kann: so ist das Mittel gut gewählt. Soll aber die Gottesverehrung, von Anfang bis zu Ende, ein harmonisches, vortreffliches Ganze ausmachen: so hat man hier sehr schlecht gewählt. Was Rec. noch je zum Ausgange spielen hörte, war im Symphonieen- Ouvertüren- oder Concert-Styl; oft waren es wohl gar Angloisen, Walzer, u. dgl. Damit wird nun die Gemeinde entlassen, die vielleicht eben noch ein Buß-Lied sang. Sollte man nicht glauben: es gehe darum so lustig her, weil die Gemeinde sich freue, doch nun endlich einmal das Ende des Gottesdienstes erlebt zu haben? Hier mag der Organist spielen was er will: so spielt er das Unrechte. Künstliche Fuge, muntere Symphonie oder Ouvertüre, schwere brillante Sonate — oder gar Angloisen? Walzer? — mag es Namen haben, welchen es will, nie wird es ganz passen zum Ganzen der Gottesverehrung; nie wird es die Würde, die Stärke haben, die das Lied, von der Gemeinde gesungen, und von der Orgel vernünftig begleitet, hat; in vielen Fällen wird es kontrastiren; wird den Eindruck verlöschen, den die Predigt und der letzte Gesang weckten. Was soll denn der Organist hier spielen? Gar nichts! Der letzte Ton des Liedes muß auch das Ende der ganzen Gottesverehrung seyn, wenn man nicht dem ehrwürdigsten Gewande eine ihm fremde, wenn auch sonst noch so schön gestickte Schleppe anhängen will. Die Empfindungen, die die Predigt und das letzte Lied in den Gemeindegliedern erregte, müssen sie mit nach Hause nehmen, wenn ihnen das Kirchengehen heilsam seyn soll.

Abschaffen können aber auch die denkendsten Organisten solche Uebelstände nicht eigenmächtig; das könnte ihnen wohl Verdruß von ihren, vielleicht nicht denkenden Vorgesetzten zuziehen. Also — — — —

Vielleicht zieht Rec. durch diese hingeworfene Züge, die Aufmerksamkeit des würdigen Herausgebers des liturgischen Journals auch auf diese und ähnliche nicht unwichtige Gegenstände der Liturgie hin! wenn dieß treffliche Journal hierauf besonders mit seine Aufmerksamkeit richtete. Es ist unglaublich, was beym Kirchengesang, und bey der Orgelmusik noch für Zweckwidrigkeiten herrschen.

Auch die dem Rec., nach Beendigung dieser Recension, nachgesandten zwey Hefte (Stück 1 u. 2 des 4ten Bandes) stehen ihren Vorgängern an Mannichfaltigkeit, Interesse und zum Theil vortrefflicher Ausführung der Aufsätze nicht nach. In Nr. I. „Einige Ideen über die Bequemung des Liturgen „nach dem Geiste und Geschmacke des Zeitalters" vom Hrn. Pred. Veillodter, worin so mancher nöthige Wink, so manche, gewiß sehr zu beherzigende Warnung gegeben wird, warnt der Hr. Pred. auch besonders: bey liturgischen Veränderungen dahin zu sehen, daß Kirchen- und Theatercostüme sich nicht nähern mögen. Diese Warnung ist Rec. wie aus der Seele geschrieben; und um so nöthiger, da so manche Vorschläge zu vermeintlichen Verbesserungen der Liturgie, wenn sie ungeprüft angenommen werden sollten, dahin führen würden; und so manche, hie und da schon wirklich eingeführte liturgische Veränderung, bey aller Wohlgemeintheit, doch diese Annäherung schon sehr befördert. Und doch müßte, bey unbehutsamer Annäherung zum Theatercostüme, und überhaupt bey zu vieler Nachgiebigkeit gegen den verweichlichten Geschmack eines Theiles unserer Zeitgenossen, der, der Andacht so nöthige Ernst, und die der Gottesverehrung so wichtige Würde sehr leiden.

Gewiß ist es sehr nöthig, bey liturgischen Veränderungen mit der Behutsamkeit zu Werke zu gehen, die in diesen Ideen und überhaupt in diesem Journale öfters empfohlen wird.

Pm.

Katholische Gottesgelahrheit.

1) Ueber die Zehentabgabe und Benutzung der Pfarr- oder Wiedumsgüter in Baiern. Mit angehängten Bemerkungen über die neueste Schrift

von

von Vertheilung der Pfarreyen und Besoldung der Geistlichkeit. 1804. 8. (München, bey Lentner) 76 S. 6 Kr.

2) Erzählungen für die Landleute. Von Professor Weber. Dritte Auflage. Landshut, bey Weber. 1804. 8. 32 S. 9 Kr.

3) Der Verfall guter Sitten und überhand genommener Ausgelassenheit unter dem schönen Geschlechte, oder die bösen Folgen des Krieges in sehr unterhaltenden und lächerlichen Briefen. Allen rechtschaffenen Frauen, Müttern und Töchtern gewidmet, von M. E. F. Erstes Bändchen. 1803. (Straubing, bey Schmid) 261 S. 8. 1 Fl. 24 Kr. Mit einer schlechten Vignette, die Entführung eines Frauenzimmers aus dem Pfarrhause in den Gasthof vorstellend, mit der Unterschrift: Amalie, hier ist der Pfarrhof.

4) Stimme des größern Publikums über die leidige Reformation; in einer literarischen Anzeige, von D—r. Nebst beygesetztem Eingang und Beschlusse der Herausgeber 1804. 22 S. 8. 6 Kr.

5) Geschichte des Schulwesens und der Kultur in Salzburg. Ein Versuch von Fr. Mich. Vierthaler. Erster Theil. Salzburg, bey Duyle. 1804. 8. 242 S. 1 Fl. 36 Kr.

So wenig die hier zusammengenommenen Schriften auch unter sich gemein haben, und ob eigentlich gleich keine davon sich mit dem dogmatischen Lehrbegriff der katholischen Theologie beschäfftigt: so glaubt Rec. sie doch hier verbinden zu können, da sie doch dadurch in nähere Beziehung damit stehen, daß sie alle aus dem Schooße dieser Kirche entsprungen, doch als Gradmesser des verschiedenen Zustandes der Kultur in derselben anzusehen sind, und ohne eine weitläuftige Untersuchung

zu bedürfen, ihren Werth oder Unwerth sogleich selbst aussprechen. Den in

Nr. 1. abgehandelten Gegenstand kennen unsere Leser schon aus den früher darüber angezeigten Schriften, zu denen diese sich bloß als Beweis der allgemeinen Aufmerksamkeit, die in Baiern überhaupt dadurch rege gemacht wurde und die selbst, wie man hier sieht, des Schreibens ungewohnte Federn in Bewegung brachte, gesellen mag, dann derselben weder in Stoff noch in Form neue Beweise zur Vertheidigung des Zehentwesens vorgebracht werden. Des Vf. Vorschlag geht vorzüglich dahin: „Nach meiner geringen „Einsicht, sagt er mit aufrichtiger Bescheidenheit, kann der „Pfarrzehent nicht abgelöst, nicht verkauft, nicht aufgehoben; wohl aber reformirt werden. Unsere Voraltern und „mehrere noch jetzt lebende Männer von Einsicht halten die „Zehentabgabe für das bequemste und sicherste Mittel zum „Unterhalte der Pfarrer, als der in unserer Religion unentbehrlichen Geistlichkeit. Aber anstatt daß bisher der Zehent zerstreut auf dem Felde liegen blieb, und mit tausend Unbequemlichkeiten von den Pfarrern eingesammelt werden „mußte, könnte künftig der Bauer seinen Zehent einführen, und entweder in baarem Gelde oder in Naturalien „dem Zehentherren den Betrag einliefern, nach dem unpartheyisch bestimmten Werth des Zehents"; wodurch aber dem Bauer statt seine Lasten zu vermindern, dieselben vergrößert und dem Pfarrer auch statt der Mühe des Einsammelns nur desto mehr Veranlassungen zu Vervortheilungen und Verdruß mit seinen Zehentpflichtigen verursacht werden.

Nr. 2 ist bekannt und als eine Nachahmung des Rochowschen Kinderfreundes von dem jetzigen Schulrektor Weber in Dillingen recht gut nach dem Bedürfnisse und der Fassungskraft der Landleute seiner Gegend abgefaßt worden; um so angenehmer ist es aus dieser dritten Aufl. zu sehen, daß es wirkl. auch Eingang bey denselben gefunden, was für jene Gegend allerdings von guter Vorbedeutung ist.

Nr. 3 steht mit dem vorhergehenden in entgegengesetztem Verhältnisse, und zeigt leider unter den jenen gegenüberstehenden, sogenannten höhern Ständen derselben Gegend auf einen sehr niedrigen Grad, sowohl der intellektuellen, als vorzügl. der sittl. Kultur. Mag für diese auch wirklich der Krieg seinen nachtheiligen Einfluß gehabt haben; so

ist

ist es doch traurig, auch jene noch auf einer so niedrigen Stufe zu sehen, wie sie hier Pfarrer und Beamte, Frauenzimmer und Officiere zeigen, und der Vf., der sein Werk selbst »unter die komischen Auftritte« rechnet, in seiner Schilderung dieser »wahrhaften Liebesbegebenheiten« selbst verräth. Ob wir gleich nicht glauben, daß die Briefe, wie er versichert, »bloß das enthalten, dessen sich Jeder täglich selbst überzeugte, und daß dergleichen Liebesspektakel keinen anförml. Eingriff auf die »Sitten unserer Zeit machen,« so halten wir es doch für kein günstiges Zeichen der Zeit, wenn sich das sittl. Gefühl so weit unterdrückt findet, daß man durch solche Schriften für die Unterhaltung des Publikums zu sorgen sucht. Doch wo Schriften für das Landvolk, wie die vorher angezeigte, die 3te Auflage erleben, da ist zu erwarten, daß solche, wie diese von Nr. 3. bald als Makulatur zu den Käsehändlern kommen werde.

Nr. 4 soll eine Vertheidigung der Reformation seyn gegen einige Aeusserungen einer im Jahr 1804 in Augsburg über die heil. Afra herausgekommenen Schrift, worin der Reformation viermal als einer leidigen Sache erwähnt wird. Allein so wenig das Publikum von dergleichen Urtheilen Notiz nimmt; so wenig wird es die hier gegebene Ehrenrettung von 22 Seiten, wozu sich sogar mehrere Herausgeber bemüht haben wollen, für seine Stimme erkennen; die nicht nur in dem besteht, was über die Reformation bey der zweyten Ausgabe von Villers Preisschrift gesagt wurde, dem eben so viel von der andern Partey entgegen gesetzt werden kann, noch viel weniger dadurch gesichert ist, daß die Verf. »bey Gott« versichern, daß einer die Lehrsprüche des heil. Ignatius zu Augsburg auf dem Abtritte gefunden habe. Um so erfreulicher ist

Nr. 5. das keiner weitern Anzeige bedarf, da des Vfs. Name für die sorgfältige Behandlung seines Gegenstandes bürgt, und Jeder, für den dieser Interesse hat, die Schrift lieber selbst lesen wird.

Eb.

Rechtsgelahrheit.

Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts (,) als Kommentar über seine Grundsätze desselben (;) Von dem Hofrath Wiese in Gera. Dritter Theil, zweyte und letzte Abtheilung, nebst Inhaltsverzeichniß. Leipzig, bey Fleischer. 1804. Text 15 Bog. Register 10 Bog. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Mit diesem 3ten Bande ist nun dieß brauchbare und mit vielem Fleiße geschriebene Werk geschlossen. Der Inhalt ist von dieser 2ten Abtheilung folgender. Hauptabschn. III. Verhältniß der verschiedenen Religionstheile in Deutschland gegeneinander. Buch I. Verhältniß des protestantischen und katholischen Religionstheils in Deutschland gegeneinander: Hptst. 1 — im Allgemeinen und besonders in Absicht des deutschen Reichs. Hauptst. 2. — in den einzelnen deutschen Territorien. Kap. II. Verhältniß der einzelnen Gemeinden und Kirchen katholischer und protestantischer Religion gegeneinander. Hauptst. 3. Von den Religionsbeschwerden und deren reichsverfassungsmäßiger Erledigung. Buch II. Verhältniß des Lutherischen und Reformirten Religionstheils in Deutschland gegeneinander. In der Vorrede steht die Bemerkung, daß man bey der Vollendung dieses Werks auf die herbeygeführte neue Ordnung der Dinge insbesondere im geistlichen und kirchlichen Fach keine Rücksicht habe nehmen können; und dem Rec. ist es einleuchtend, zumalen da erst noch ein neues deutsches Konkordat mit dem Oberhaupte der römischkatholischen Kirche für den katholischen Theil — des deutschen Reichs errichtet werden soll. Daß sich dadurch auch noch Manches, was in dieser letzten Abtheilung des Werks enthalten ist, ändern könnte, mag wohl so gerade hin nicht widersprochen werden. Aber schon dadurch, daß die katholische Hierarchie im deutschen Landesterritorial-Systeme — bis auf den einzigen Erzbischof und Kur-Erzkanzler — niedergelegt worden ist, und, dessen

Landstaat einzig ausgenommen, alle übrige deutsche geistl. Staaten weltliche Erbstaaten geworden sind, — das kann wohl nicht anders als von mächtigen Wirkungen und Folgen seyn. Wenn vormals und biß auf diese neue Ordnung der Dinge im deutschen Reiche manche apriorische Kraftmänner gegen die Intoleranz der deutschen Reichs- und Staats-Gesetze, auch der Grund-Maximen der Staatsregierung in manchen deutschen Landen — oft so sehr eiferten: so mochte man nun doch nicht so großes Unrecht haben, wenn man auf dergleichen blinde Ereiferungen eben nicht viel achtete. Aber nun mag allerdings die bereits schon angefangene und bisher in Deutschland beyspiellos gebliebene — Toleranz in unserm deutschen Territorial-Systeme für eine volle Konsequenz aus der neuen Ordnung der Dinge zu halten seyn.

Gt.

Gedanken und Vorschläge eines Menschenfreundes, zur (über die) Entwerfung eines Criminalgesetzbuches. Nebst einem Anhange über Korrektions- und Arbeitshäuser überhaupt. Breslau, bey Barth. 1804. 8. 6½ Bog. 8 gr.

Die hier mitgetheilten, die Anfertigung eines Criminalgesetzbuchs betreffenden Bemerkungen eines wie die Vorrede meldet, bereits verstorbenen Geschäftsmannes, wurden schon in der siebenten Decurie des vorigen Jahrhunderts, auf Veranlassung eines, von dem Canton Bern, auf die Ausarbeitung des besten Criminalgesetzbuchs gesetzten Preises niedergeschrieben. Sie zerfallen in zwey Abschnitte von ungleicher Ausdehnung. Der erste und kürzere handelt von der Nothwendigkeit, die Ausübung der Criminal-Justiz ausschließlich zu einem Vorrechte des Landesherrn zu machen, von der Anstellung von Inquirenten, der zweckmäßigen Einrichtung der Gefängnisse der menschlichen Behandlung der Inquisiten, der Spezial-Inquisition und Defension, (die der Verf. beyde für überflüssig und zweckwidrig hält) von den Indiciis der Verbrechen,

und der Nothwendigkeit die Untersuchung zu beschleunigen. — Der zweyte Abschnitt beschäfftiget sich mit der Bestimmung des Begriffs »Verbrechen« den Milderungsgründen bey Bestrafung derselben, ihren bürgerlichen Folgen, dem Verhältnisse des Verbrechens zur Strafe, der Todesstrafe, (die der Verf. in mehreren hier namhaft gemachten Fällen für nothwendig hält) der Gefängniß- und Geldstrafe und der Landesverweisung, deren Anwendung er bey Eingebornen für ungerecht erklärt. Hierauf werden die vornehmsten Verbrechen, nebst den auf sie zu setzenden Strafen aufgezählt, und im Anhange einige ziemlich oberflächliche und alltägliche Bemerkungen über Arbeitshäuser und Besserungsanstalten geliefert.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir die, zum Theil ohne weitere Begründung geäußerten Meinungen des Verf. beleuchten, und ihm dabey Schritt vor Schritt folgen wollten. Im Allgemeinen zeugen seine Vorschläge von reifer Sachkenntniß, ruhigem Nachdenken, und praktischer Ansicht der behandelten Gegenstände. Mehrere seiner Ideen sind durch die neuere Preußische und Churpfalzbayerische Criminal-Gesetzgebung bereits realisirt, und manche derselben würde er, bey längerem Leben, wenn er die Fortschritte, welche dieser Zweig der Rechtsgelahrheit den Bemühungen eines Klein, Kleinschrod, Feuerbach, v. Almendingen, Weber, Thibaut u. a. m. verdankt, gekannt hätte, theils ganz aufgegeben, theils sehr modificirt haben.

Wg.

Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staats-Gewalt. Ein Beytrag zu Beurtheilung des Werths landständischer Verfassungen, von D. Johann Jacob Wagner. München, in der Schererschen Buchhandlung. 1804. IV. und 99 S. 8. 10 gr.

Der Verf. ist aus der Schule der neuen, und mancher angestrengten Versuche ungeachtet allmählig schon in Vergessenheit

fenheit kommenden Natur-Philosophen. Das gelehrte Publikum wird deßwegen um so mehr geneigt seyn; die Beurtheilung derselben als unparteyisch anzuerkennen, und selbst unbefangen zu urtheilen.

Den Zweck der gegenwärtigen Schrift macht der Beweis aus, — daß die Trennung der Majestät in die legislative und executive Staats-Gewalt ein untaugliches Mittel für den Staats-Zweck sey; — welchen Beweis der Verf. durch Entwicklung der Idee des Staats, der Constituirung und Organisirung desselben, der legislativen und executiven Gewalt, durch Prüfung des Begriffs der Politik, und der Zwecke und Mittel dazu, zu führen bemüht ist. Von seinem Standpunkte des intellectuellen Princips (Einleit. S. 1.) aus, leitet der Verf. die Entwicklung des scharfen Verstandes (Einleit. S. 2.) auf denjenigen Zweig dieses üppigtreibenden Stammes, den Staat, wovon (so wie von der Religion und der Schönheit) in unsern Büchern nichts mehr zu finden ist, als ihre Zweckmäßigkeit für beliebige Einfälle. (Einleit. S. 3.) Auf diesem Wege gelangt er S. 15 zu der Ueberzeugung, daß das sicherste Vorbild für den Organismus des Staats der physische Organismus des thierischen und zwar des menschlichen Körpers sey, weil er unter den Geburten der Erde der vollkommenste ist. »Glücklich« heißt es hier »wären wir, wenn es dem Leser gelänge, in dieser Vergleichung nicht bloß ein Gleichniß zu schauen; sondern »die innige Identität der Natur und der Freyheit hier »als in Concreto zu erkennen.«

Dieses Gleichniß (oder nach dem Verf. diese innige Identität) der physischen Natur im menschlichen Organismus und der intellectuellen Freyheit im Staats-Organismus führt der Verf. mit vielem Witz durch die oben angegebenen Rubriken durch, um im ersten Abschnitt zu lehren, daß die Majestät jedes Staats ihrer Natur nach Eine und untheilbar sey, und im zweyten den Politikern auf ihre eigene Weise zu zeigen, daß ihre Kunst, auf einem nichtigen und verwerflichen Grunde beruhend, auch in den Folgen ihre eigenen Zwecke vernichte; (S. 96.) und am Ende auf den Schluß zu kommen, daß es so wenig ein gewisses Mittel gebe, das Staats-Oberhaupt vor

B 5 der

der Anwandlung des Despotismus zu bewahren; als die Heilkunde Mittel kennt, ein Hirn vor dem Wahnsinne zu sichern. Als das gewisseste Mittel preißt er dann die Gesundheit des ganzen organischen Leibes an, welche in Beziehung auf Staaten am besten durch ungebundene Preß-Freyheit und volle Publicität der Regierungsakte erhalten werde.

Wollte man auch die Voraussetzungen, und die Art, wie der Verf. raisonnirt, unangefochten lassen: so zeigt doch die geringe Einstimmung der Resultate, daß er sich auf einem falschen Wege befindet.

Statt aller umständlichen Widerlegungen sey es also dem Rec. erlaubt, hievon ein überzeugendes Beyspiel anzuführen!

S. 62 sagt er: »allein ein sclavisches Volk wird ganz »seiner Natur gemäß despotisch beherrscht, und ist so »lange ein trefflicher Staat, als der Regent ein Despot, »das Volk Sclave bleibt.«

S. 73. »Für den Unterthan, der sich nicht frey urtheilend für den Staat interessiren darf, existirt nirgend »ein Staat.«

Da neben diesen Mängeln der Verf. Proben von nicht gemeinem Scharfsinn, treffendem Witz und einer klaren Darstellungsgabe in diesem Werkchen gegeben hat: so ist ihm Glück zu wünschen, daß er sich nach neuern Nachrichten von derjenigen Schule losgesagt hat, welche seinen Talenten eine so verkehrte Richtung gab.

Mo.

System der allgemeinen Staatslehre, zum Gebrauche für seine Vorlesungen, von D. Wilh. Jos. Behr, der Rechte öffentlicher (m.) Lehrer an der Churfürstl. (Bayerischen) Universität zu Würzburg. Erster Band, welcher die allgemeine Einleitung, und

und den ersten Theil der Staats-Lehre, nämlich die reine Staats-Lehre oder die Staatswissenschaft enthält. Bamberg und Würzburg. 1804. 404 S. XX S. Vorr. 8. 2 Rg.

Der Verf. glaubt diejenige Staats-Form, wodurch es den Gewalthabern unmöglich werde, etwas anderes zu bewirken, als das Recht, und zugleich nothwendig werde, dasselbe in allen Fällen zu bewirken, in der repräsentativen entdeckt zu haben, welche er mit Unrecht als eine neue Erfindung aufführt. Die kollektive Einheit des Volkswillens vereinigt nach ihm die höchste Staatsgewalt, und in sofern Majestät und Souverainität. Das Volk, (wozu auch die unverheuratheten Weibspersonen und Witwen gehören) wählt in den Urversammlungen seine Repräsentanten, ihre Beschlüsse sind als die realisirte Idee des allgemeinen unter dem Rechtsgesetze vereinigten Volkswillens anzusehen, und Gesetzgebung; den Arm des Gesetzes macht die vollziehende Gewalt, der Regent, welcher immerfort zu vollziehen und Zwang anzulegen hat, bis er auf einen streitigen Fall trifft, der zuvor durch die rechtsprechende Gewalt entschieden werden muß, ehe er vollzogen werden darf. Diese drey Gewalten können nicht in einem und demselben repräsentirenden Personale mit einander verbunden seyn; sondern müssen nothwendig getrennt werden, weil der Zweck des Staats nur dann vollkommen zu erreichen ist, wenn die Repräsentanten von jeder Kategorie auf ihre reinen Funktionen beschränkt sind, und jede der drey Gewalten in ihrer eigenen Persönlichkeit handelt.

Die in der Constitution liegende Garantie der absoluten Unmöglichkeit, daß der einzelne Staatsbürger jedem Gesetze zuwider behandelt werden könne, soll nun darin bestehen, daß die executive und richterliche Gewalt der gesetzgebenden verantwortlich gemacht werden; und die letztere soll die Pflicht haben, im Fall einer Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit, den Regenten und den Richter im Namen der Gemeinde zu suspendiren, und provisorisch einen andern an seine Stelle zu setzen, bis er sich entweder gerechtfertiget hat, oder das Volk auf die Aufforderung seiner gesetzgebenden

den Repräsentanten ihn abgesetzt, und die vollziehende oder richterliche Repräsentation wieder ergänzt hat. In dergleichen Konstitutions-Processen, wo der suspendirte Gewalthaber der Beklagte ist, muß das Gesetz selbst, nicht der gravirte Einzelne, an die Stelle des Klägers treten; der suspendirte Regent ist als bloße Privatperson zu betrachten und jede Widersetzlichkeit desselben als Rebellion zu bestrafen.

Um die allein keiner Verantwortlichkeit unterworfenen gesetzgebenden Repräsentanten, deren Aussprüche, der rechtlichen Form nach, absolut gerecht sind, zu nöthigen, daß sie auch der Materie nach dem Rechts-Gesetze gemäß handeln, soll die Repräsentation zur Gesetzgebung nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf 25 Jahre übertragen, nach dieser Zeit theils das Materiale ihrer Gesetze, theils das Verhalten in der ihnen anvertrauten Oberaufsicht über die beyden andern Gewalten untersucht, und nach dem Erfund die Repräsentanten bestätigt oder abgesetzt werden.

Um die Wahl zur gesetzgebenden Repräsentation soll sich Niemand bewerben dürfen; auch dürfen diese Repräsentanten mit den Andern in keinem Verhältnisse des Umgangs, der Verwandtschaft oder Freundschaft stehen.

Dieß ist das dem Verf. vorschwebende Bild einer Staatskonstitution, welche allein der Staatsidee in Ansehung der Gesetzgebung angemessen, und mit der eine monarchische Verfassung gar wohl vereinbarlich; eine eigentlich reine Demokratie hingegen absolut unverträglich seyn soll, gegen welche alle übrige Staatsformen, Unformen und Chartenhäuser von prekärer Existenz seyn sollen; von welcher aber der Verf. am Ende selbst zugesteht, daß dabey die Möglichkeit des Unrechts statt finden könne, welche sich jedoch einzig nur durch die äußerste Verdorbenheit des Volks selbst erklären lasse. Träte der Fall einer Unterdrückung des Volks mit Zuthun der gesetzgebenden Repräsentanten ein: so müsse das Volk entweder bis zum Verlauf der 25 Jahre Gedult haben, oder aus eigenem Antriebe eigenmächtig aufstehen, und seine Repräsentanten richten; oder könnten die Unterthanen von einem oder einigen Privaten aufgerufen, sich zur Gemeinde constituiren. Konstituirte sich das Volk auf einen solchen Zuruf nicht zur Gemeinde: so sey dieß ein Beweis, daß entweder keine öffentliche Bedrückung

vorhanden, oder daß das Volk zum Wollen der Freyheit und zur Einsicht in seine Rechte noch nicht erwacht sey. Solche Hülfsmittel und Trostgründe bleiben freylich gegen den Mißbrauch auch der elendesten Verfassung übrig, welche den als Unformen verschrieenen durch die Erfahrung erprobten Staats-Constitutionen zum gutem Glücke nicht so oft nöthig sind, als sie es der aprioristischen des Verf. seyn würden.

Zu den obigen seltsamen Behauptungen des Verf. verdient noch bemerkt zu werden, daß, nach ihm, die Staatsgewalt, welche einen Verbrecher am Leben straft, dadurch die höchste moralische Blutschuld auf sich und alle einzelne Staatsglieder häufe, und wenn sie sich noch dabey ein Gepränge und besondere Marter erlaube, sie sich in einem unübertreffbaren Grade an der Menschheit versündige, und zum verabscheuungswürdigsten Gegenstand des moralischen Wesens werde, (§. 560) und — daß es im Kriege nicht Zweck seyn dürfe, zu tödten; sondern nur mit den Kugeln zu schießen, um den Feind vom Platze abzuhalten; daß Scharfschützen aber gar teufelisch seyn. (§ 390.)

Es ist schwer einzusehen, wie ein Mann, der noch gesunde Vernunft hat, sich bereden konnte, daß seine auf einem Lehnsessel ohne Menschenkenntniß erdachte Staatsform von den Mängeln Anderer und von dem schädlichen Einfluß der Unvollkommenheit der Personen, durch welche sie ins Werk gesetzt werden soll, allein frey sey; besonders aber, daß er die der gesetzgebenden Repräsentation in die Hand gegebene despotische Gewalt, welche in der Suspension und provisorischen Einsetzung der zwey andern Staatsgewalten liegt, übersehen konnte. Wie konnte er denn nicht einsehen, daß die Suspension eines Regenten und die provisorische Einsetzung eines Andern die größte Unordnung nach sich ziehen würde; daß den menschlichen Leidenschaften dadurch das größte Spiel gegeben, und unfehlbar die ärgste Anarchie entstehen müßte? Wir bedauern die Jugend, welcher dergleichen Hirngespinnste, vom Katheder herab, als reine Staatswissenschaft vorgetragen werden.

Ueber Philosophie und Empirie in ihrem Verhältnisse zur positiven Rechts-Wissenschaft. Eine Antritts-Rede von D. Paul Joh. Anselm Feuerbach,

bach, Hof-Rath und Professor. Landshut, bey Attenkofer. 1804. 12 gr.

Weil es beynahe unmöglich sey, die Forderungen des wissenschaftlichen Vortrags zugleich mit den Pflichten eines Redners in gleichem Maaße zu erfüllen, verlangt der Verf. daß man ihm in beyderley Hinsicht etwas erlassen müsse. Er hätte mit Recht auch sagen können, der vorliegende schon an sich vorzügliche Aufsatz erscheine von einer noch viel vortheilhafteren Seite, wenn er als Anrede eines neu berufenen Lehrers an seine zukünftigen Schüler, und zwar gerade an die, welche der Verf. in Landshut antraf, beurtheilt werde.

Besonders hat Rec. das gefallen, was der Verf. über Anwendung der Philosophie auf die Rechtswissenschaft S. 96 ff. sagt: »Das empirische Wissen giebt der Jurisprudenz »den Körper, das philosophische giebt ihr den Geist; ohne jenes ist sie ein Gespenst, das nicht der Mühe werth ist, daß »man nach ihm greift, weil es unter den Händen verfliegt, »und ohne dieses ist sie ein Gerippe ohne Mark und Fleisch, »oder vielmehr ein Leichnam ohne Seele und Leben; ohne »Philosophie bleibt die Jurisprudenz in der Dummheit, ohne »empirische Gelehrsamkeit wird sie rasend,« u. s. w.

Ein gewisses Bestreben, jeden Satz in seiner größten Ausdehnung und Allgemeinheit auszudrücken oder zu urgiren, welches dem Verf. in allen seinen Schriften eigen ist; hat ihn auch hier nicht verlassen, und zu manchen Behauptungen verleitet, an denen zwar immer Etwas wahr ist; die aber, so wie er sie sagt, über die Gränzen der Wahrheit hinausschreiten.

Um ein Beyspiel hievon zu geben, berufen wir uns auf das, was er S. 71 von den Römischen Gesetzsammlungen sagt, deren Ursprung in eine Zeit falle, wo die philosophische Rechtslehre als besondere Wissenschaft noch nicht einmal ihr Wiegenalter angetreten, weswegen sie größtentheils aus speciellen Rechtsätzen, aus Entscheidungen einzelner Fälle, aus Beantwortungen casuistischer Probleme, aus Beyspielen für die Anwendung der Gesetze bestehen. Wenn er nun auf der folgenden Seite fortfährt: »Nur der unwissende, stumpfsinnige Oberflächler sieht in diesem Einzelnen »bloß

„bloß das Einzelne und Individuelle:“ so muß sich jedem denkenden Zuhörer die Frage aufdringen, ob die Sammler und Verfasser jener Gesetzbücher in dieser scheinbaren Verwirrung Ordnung, in dieser Zerstreuung Einheit, u. s. w. deutlich gesehen haben? Da sie diese Zerstreuung und Verwirrung nicht aufgelöst haben, und nach dem Verf. von philosophischer Rechtslehre als besonderer Wissenschaft noch nichts wissen konnten; — und ob ihre Arbeit nach S. 69 nur eine Last für das Gedächtniß, ein trauriger abschreckender Schutthaufen roher und zertrümmerter Materialien, die für den Staat nutzlos, und der Vernunft ein Gräuel sind, sey? weil sie ohne diese Wissenschaft nach S. 68 die einzelnen Sätze in keinen vollkommenen innern Causal-Zusammenhang setzen, nicht das Besondere durch das Allgemeine, das Allgemeine durch das Allgemeinste begründen, und als nothwendige Wahrheiten aus einander ableiten konnten.

Ueber die Schädlichkeit der Gerichts-Geheimnisse. Von Johann Melchior Hoscher. Augsburg, bey Kranzfelder. 1804. VIII und 40 S. 5 gr.

Der Verf. sucht in dieser kurzen Abhandlung, welche in einer anständigen Sprache, und mit praktischer Sachkenntniß geschrieben ist, die Schädlichkeit der Gerichtsgeheimnisse zuerst in Betreff der Entscheidungsgründe, dann in Betreff der Person des Referenten, der Zeit, wann er die Akten sich geben lassen, wenn er mit der Relation fertig geworden und der Sache, welche eben im Senate in Berathschlagung ist, sowohl im Allgemeinen als insbesondere in Hinsicht auf das Reichskammergericht in Wetzlar zu beweisen.

Die Hauptgründe, welche er aufstellt, sind, daß das Geheimniß doch nicht gehalten werde, und nicht gehalten werden könne, mithin der Zweck des Gesetzes in keinem Falle erreicht werde; daß durch die Aufhebung des Geheimnisses manche Vortheile erreicht werden könnten; daß das gehaltene Gerichtsgeheimniß mancherley nachtheilige Folgen für den Richter, für die Partheien, und für die Ausübung der Gerechtigkeit selbst habe; und daß das gebotene und nicht gehaltene Geheimniß zu den schädlichsten Mißbräuchen Anlaß gebe.

Sehr kräftig ist eine von dem Verf. aus des Kammerge-

gerichts-Assessor von Dietfurth Abstimmungen angeführte Stelle, welche hier aufgenommen zu werden verdient. »Diese Geheimhaltungen und andere Arkana bey der Justiz, die »eigentlich unter freyem Himmel, in Beyseyn eines jeden, der »dazu Belieben hätte, administrirt werden sollte, originiren »aus dunklen unaufgeklärten Zeiten, wo die Richter ex Tri»pode Urtheil sprachen, dabey sie interessirt waren, daß ihre »Gründe, deren sie sich schämten, geheim blieben.«

Den Vorschlag, welchen der Verf. macht, durch die Aufhebung der Gerichtsgeheimnisse bey dem Reichskammergericht zugleich eine nicht unwichtige Quelle zur Sustentation der Kammergerichtlichen Canzley zu eröffnen, hält Rec. für zweckmäßig, und dessen Ausführung für wünschenswerth, so wie er mit dem Verf. auch darin übereinstimmt, daß nach dieser Aufhebung eine kürzere Referir-Art ohne Gefahr eingeführt werden könnte.

Schade ist es, daß dieser wichtige Gegenstand von einem durch seine Erfahrung der Sache so sehr gewachsenen Verf. sowohl hier als in der Vorrede zu dem ersten Theil seiner Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle rc. etwas zu kurz, und in dem allgemeinen Theil, besonders, wo es auf naturrechtliche Ausführung ankommt, beynahe oberflächlich abgehandelt worden ist; auch, daß von dem Verf. einige Härten des Ausdrucks z. B. S. 25 blößliche statt bloße — justizverprießlich — S. 35 Ex-Geheimnisse u. s. w. nicht sorgfältiger vermieden worden sind.

Hn.

Friedrich von Bülow's und D. Theodor Hagemanns, Königl. Grosbritannischen (r) und Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen (r) Appellationsräthe, praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheilssprüchen des Zelleschen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bestärkt. Vierter Band. Hannover, b. den Gebrüdern Hahn, 1804. 517 S. 4. 2 Rg.

Auch mit dem gegenwärtigen vierten Bande haben die gelehrten Verf. den Praktikern eine sowohl der Mannichfaltigkeit der

der gewählten Materien, als der vorzüglichen Bearbeitung wegen reichhaltige Sammlung von Erörterungen in die Hände gegeben, welche theils das gemeine Deutsche, theils ihre vaterländischen Partikular-Rechte betreffen.

Wir heben als allgemein interessant aus die 5te Erört., welche den Beweis enthält, daß gegen die Städte nach gemeinem Recht die 30jährige Verjährung statt finde. — Hier kommt es bekanntlich auf die Erklärung der l. 23. C. de SS. Eccles. der Nov. 111. und 131 cap. 6 und der l. 3. C. de praescr. 30 vel 40 annor. an. — Die Erört. VI., worin gezeigt wird, daß weder die l. 5. C. de ingen. manumiss. noch die Reichs-Gesetze, namentlich der Reichs-Abschied vom J. 1530 §. 93, der Visitations-Abschied v. J. 1531. §. 32. u. 35; der Land-Friede von 1584, Art. 14.; die Kammer-Gerichts-Ordnung v. J. 1555 Th. 2, Tit. 10, §. 9. eine eigentliche Diffamations-Klage begründen; ungeachtet die Kammer-Gerichts-Ordnung Th. 2 Tit. 25 und deren Koncept v. J. 1614 Th. 2 Tit. 27, so wie der Reichs-Abschied v. J. 1654 §. 83 die in Praxi übliche ausgedehnte Erklärungs-Art jenes römischen Gesetzes zu begünstigen scheinen. Die Erört. XIV. Ueber die Strafbarkeit unbefugter Aufforderungen in Zeitungen und Intelligenz-Blättern, wo Rec. nur gewünscht hätte, daß die Verf. noch etwas tiefer in die Materie eingedrungen, und die Fälle, wo eine solche Aufforderung mit Recht geschehen kann, von denen, wo sie als eigenmächtige Selbsthülfe oder Injurie gestraft zu werden verdient, genauer unterschieden hätten. Die Erört. XVI, wodurch die Meinung des Mevius P. 3, decis. 65. widerlegt wird, daß der, welcher eine Rechnung ohne Widerrede annimmt, und darauf abschlägliche Zahlung leistet, sich damit keinesweges der Einwendungen gegen die Richtigkeit der einzelnen Ansätze in der Rechnung begebe; was Rec. jedoch nur in so weit für richtig hält, als die allenfallsigen Einwendungen den liquiden Theil nicht um mehr vermindern, als bereits abschläglich bezahlt worden. Die XVII. Erört., daß der, welcher Geld bezahlt, um eine angedrohete gerichtliche Klage von sich abzuwenden, damit den Klagegrund seines Gegners keinesweges zugestehe; welche dem Rec. aber nicht allen Zweifel über die Anwendbarkeit der l. 4 §. fin. und l. 5 et 6 D. de his, qui not. inf. und der l. 4. D. de jur. fisc. und l. 10 C. ad l. Jul. de adult. benommen hat. Die Erört. XXIII, worin die Befugniß eines ver-

quirirten Gerichts gezeigt wird, wegen der, demselben in Betreff der Rechtmäßigkeit und Statthaftigkeit der Requisition, aufstoßenden Bedenklichkeiten, die nachgesuchte Rechtshülfe, von Amtswegen entweder für erst oder ganz zu verweigern. Die Erört. XXVII, in welcher in Uebereinstimmung mit der l. 3, D. si quis aliq. und l. 3 C. ibid. eine durch Bitten und Ueberredungen erwirkte Erbeseinsetzung als gültig aufgestellt ist. Die Erört. XXVIII. eines sehr merkwürdigen Erbschaft-Falles. Die Erört. XXX. daß das Fatale prosequendae appellationis durch die Uebereinkunft der Parthieen nach der Clemt. 4. de appell. verlängert werden kann. Die Erört. XXXII. über die Frage: Welche Wirkung hat ein von dem nachgesetzten Gläubiger wider den ihm vorgesetzten Creditor erhaltenes obsiegliches Erkenntniß, sowohl in Absicht beyder, als auch in Hinsicht der zwischen ihnen collocirten, an dem Prioritäts-Streite keinen Antheil genommener Creditoren? Die hier gebrauchten Grundsätze beruhen vorzüglich auf der l. 16. D. qui pot. in pign. und stimmen mit den von Dabelow in s. Vers. einer Erläut. der Lehre vom Concurs der Gläubiger, §. 302. 310. und 311. aufgestellten überein. Die Erört. XXXV. wornach die intercedirende Frauens-Person, welche von der Rechts-Wohlthat des Vellejanischen Rathschlusses hinlängliche Kenntniß hatte, durch einen allgemeinen Verzicht auf alle Einreden, diese Rechts-Wohlthat verliert, hat den Rec. nicht überzeugt; besonders wenn man diesen Satz so verstehen wollte, daß jeder Weibsperson, welcher das SCt. Vellejanum einmal erklärt worden, für alle spätere Fälle hinlängliche Kenntniß desselben zugeschrieben würde. Auch ist die hier von dem Verf. gebrauchte Allegation für die Vermuthung der betrügerischen Absicht der Frauens-Person aus Gmelin's Schrift: Von Aufsätzen über Verträge S. 36. unrichtig. Die Erört. XXXVI. wonach der Bürge, welcher zu bezahlen verspricht, wenn der Hauptschuldner innerhalb einer gewissen Zeit die Schuld nicht berichtigt, dem beneficio excussionis stillschweigend entsagt. Die Erört. XLV. Vom Zeugnisse der Geschwister; sie sind nicht absolut untauglich, und in dem Falle, wenn Geschwister gegen Geschwister als Zeugen aufgeführet werden, ganz unverdächtig. Die Erört. XLVII. Ueber die Zulässigkeit des Verfassers einer Urkunde zum Zeugniß. Die Erört. LI. daß ein Gerichtshalter in derselben Sache, worin er als Richter ein Erkenntniß gegeben hat, in dem höhern

Ins-

Instanzen der Advokat des Appellaten seyn kann; aus denselben Gründen kann ein Rechtsgelehrter, welcher von dem Richter erster Instanz consulirt wurde, in der höhern den Sachwalter des Appellaten machen. Die LVI. u. LVIIste Erört. wornach die Zahl des auf die Gemein-Weide zu weidenden Viehs nur dann, wenn das Weid-Recht sich auf eine servitutem praedii rustici gründet, mit dem Ertrage der eigenen zur Dorfs-Flur gehörenden Ländereyen für die Durchwinterung, im Verhältnisse seyn muß; hingegen bey dem eigentlichen Weid-Rechte der Gemeinde-Glieder auf der Gemein-Weide allein durch die Haushaltungs-Bedürfnisse der verschiedenen Klassen der Gemeinde-Mitglieder bestimmt wird. Daß das letzte Prinzip schwankend und in manchen Fällen unbillig seyn könne, läßt sich schwerlich widersprechen; vielleicht würde das Verhältniß, nach welchem jeder Bürger an den Lasten der Gemeinde Antheil nimmt, einen billigern Maaßstab an die Hand geben. Die Erört. LXVIII. daß die l. 12. D. de stat. hom. und L. 3 §. 12. D. de suis et leg. her. auch bey der außerehelichen Schwängerung zum Beweis der Paternität analogisch angewendet werden können. Die Erört. LXIX. wo sehr richtig die in Praxi ziemlich gewöhnliche Meinung widerlegt wird, daß die Satisfactions-Forderung der Geschwängerten durch den Beweis ihres früheren Beyschlafs mit Andern nicht allemal abgewendet werde, und eine im Allgemeinen darauf gerichtete Eydes-Zuschiebung unzuläßig sey. Es würde zu weit führen, alle praktisch wichtige Rechts-Fragen, welche in diesem Werke mit eben so viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn gelöst sind, hier würdigen zu wollen. Wiewohl wenigen einzelnen Untersuchungen etwas mehr Gründlichkeit und Umständlichkeit zu wünschen wäre: so muß doch Rec. das von den frühern Bänden dieses Werks. Bd. 59 und Bd. 87. S. 261. rc. der N. A. D. B. gefällte günstige Urtheil auch bey diesem Bande wiederholen, und die Fortsetzung eines so nützlichen Werks wünschen.

Ueber den Beweis eines dem Fiduciare vom Testirer mündlich auferlegten Fidei-Commisses und dessen rechtliche Wirkungen ad l. ult. C. de fideicommissis. Von Leonhard Ludwig Gottlieb

 Sulp-

Süptiz, Advokat und Notar in Braunschweig. Braunschweig und Helmstädt, bey Fleckeisen. 1804. 120 und VIII. S. 8. 12 gr.

Es ist immer ein Verdienst um die Rechtswissenschaft, eine von den Materien, welche bisher durch die Hypothesen und paradoxen Ansichten der ältern Theoretiker, so wie durch die Unschlüssigkeit der Praktiker dunkel und voll Widersprüchen blieben, und deren es in dem römischen Rechte noch so viele giebt, aus den Quellen selbst abzuleiten und systematisch darzustellen. Der Verf. hat dieß in der vorliegenden Abhandlung nicht ohne Scharfsinn in Auffindung der verschiedenen zu erläuternden Fälle, und Erklärung der gesetzlichen Quellen gethan. Er sucht hier besonders eine sehr gewöhnliche, wiewohl nicht allgemein angenommene Meinung, daß nämlich der Beweis eines mündlich auferlegten Fidei-Kommisses bloß durch einen Eyd, nicht aber durch andere gewöhnliche Beweis-Mittel, z. B. durch Zeugen, Urkunden u. dgl. geführt werden könne, mit vieler Gründlichkeit zu widerlegen. Dagegen scheint der Verf. dem Rec. zu leicht über die Frage weggegangen zu seyn, ob die Zurückschiebung bey dem in diesem Falle zugeschobenen Eyd Statt finde? Die L. ult. C. de fideicomm. sagt: »causam per illius (sc. fiduciarii) »sacramentum vel *dandum* vel *recusandum* suam habere »firmitatem.« Die natürlichste Auslegung dieser offenbar dispositiven Worte ist: daß der Fiduciar entweder den Eyd schwören oder verweigern müsse, wodurch die Zurückschiebung desselben ausgeschlossen wäre. Nimmt man hiezu noch den Umstand, daß, wenn dieser Eyd kein gesetzlicher wäre, sondern wie jeder andere deferirte Eyd referirt werden könnte, der Gesetzgeber gar nicht nöthig gehabt hätte, die Zulässigkeit eines solchen Eyds ausdrücklich zu bestimmen, daß folglich, wenn des Verf. Meinung die richtige wäre, der Gesetzgeber etwas Sinnloses gesagt hätte: so sind diese von ihm gar nicht berührten Gründe wider seine Meinung sehr wichtig.

Wegen der zu sparsam angezeigten Literatur entschuldigt sich der Verf. in der Vorrede theils mit der Dürftigkeit seiner Materie, theils mit seiner individuellen Lage wegen des Mangels einer öffentlichen Bibliothek.

Nf.

Ge-

Arzneygelahrheit.

Geburtshülfliche Fragmente, v. D. *Wilh. Joh. Schmitt*, K. K. Rathe und Staabsfeldarzt, Prof. der Geburtsh. u. s. w. Mit einem Kupfer. Wien, bey Kamesina. 8. 12 gr.

Der denkende und humane Verf. liefert uns in dieser Schrift 1) eine Ansicht der Geburtshülfe als Theorie und Praxis, im J. 1804. Sie holt ein wenig weit aus; zeigt aber den Verf. in einem schönen geburtshelferischen Lichte. Die zu active und die zu passive Geburtshülfe, sagt der Verf. verrathen beyde eine excentrische Richtung der Kunst. Das ist gewiß das vernünftigste Bekenntniß, was aus dem Munde eines Geburtshelfers kommen kann! Sollte es an dem Wohnorte des Verf. immer genau beherziget worden seyn? — 2) Ueber das Mechanische der Geburt, zur Berichtigung des Solingenschen Grundsatzes. Das ewige unveränderliche Gesetz, nach welchem die Natur das Mechanische der Geburt verrichtet, besteht darin, daß sie dem Kopf der Frucht während seines ganzen Verlaufs durch das mütterliche Becken, immer die kleinsten Oberflächen anbieten läßt. Daraus folgt, daß in jedem Zeitraume der Geburt die kleinsten Durchmesser des Kopfes einfallen müssen in die vortheilhaftesten Durchmesser des Beckens. Im Eingange muß der senkrechte Durchmesser des Kopfs in den einen und der quere in den andern schrägen Durchmesser des Beckens fallen; im Ausgange muß jener mit dem geraden, dieser mit dem schiefen koincidiren. Alle Geburten, wo dieß geschieht, werden von der Natur vollführet, und heißen natürliche Geburten. Hiernach censirt nun der Verf. Hrn. v. S. streng; aber wahr und trefflich, indem er zeigt, daß dessen schwerfälliges Buch nichts weniger, als etwas Neues oder Besseres, als wir bisher hatten, enthalte. 3) Ueber das Phänomen einer zufälligen Veränderung der Fruchtlage zur Geburt. Es sey keine seltne, aber noch weniger eine alltägliche Erscheinung, daß die Frucht beym Eintreten zur Geburt ihre Lage verändere, und sich im Fortgange der Geburt ein anderer Theil darbiete, als im Anfange. Es gehört dazu ein hinreichender Raum im Uterus und ein Lagen-Ver-

 hält-

hältniß (Stellung) des Kindes, welches eine neue Bestimmbarkeit der Geburtslage (Änderung jenes) zulasse, z. B. vieles, noch nicht verlaufenes Fruchtwasser. Der Vf. belegt dieß mit einer interessanten Geschichte. 4) Beschreibung und Abbildung einer neuen Zungenbandscheere. Wenn die Lösung des Zungenbandes nöthig ist, halten wir dieß Instrument für sehr brauchbar. Ueberhaupt wünschen wir, daß der Verf. uns bald wieder mit ähnlichen Schriften beschenken möge; bergen aber auch nicht den Wunsch, daß er sich dann einer mehr natürlichen, weniger künstlichen Schreibart, modischer Ausdrücke, die die älteren an Kürze und Bestimmtheit nicht übertreffen, wie wir an einigen gezeigt haben, bedienen möge.

Mz.

Versuch einer Gesundheit-Erhaltungslehre, von D. *Karl Paulus*, Arzt und Geburtshelfer. Bamberg und Würzburg, bey Goebhard. 1804. 8.

Abgesehen von Brownianismus und sogenannter Naturphilosophie, in deren Gewand dieser Versuch, wie in Staubwolken gehüllt ist, geht die Tendenz in verständlichen Worten nach den längstbekannten Vorschriften hin, daß man sich im Gebrauche der diätetischen Gegenstände nach Zeit und Umständen und insbesondere nach der jedesmaligen Beschaffenheit des Organismus richten müsse, sowohl nach seinen constanten, als transitorischen Verhältnissen, was denn allerdings gut seyn würde, wenn man nur jenen Gebrauch immer so in der Macht hätte, als man dessen bedürfte.

Sh.

Archiv der praktischen Heilkunde; herausgegeben v. D. Zadig, und D. Friese, ausübenden Aerzten in Breßlau. Vierten Bandes erstes Stück. Breßlau, bey Korn dem ältern. 1804. auf 7 Bog. 8. 12 gr.

Ehemals, nämlich auf den Titelblättern der drey ersten Bände von diesem Archive, waren auch noch die Worte: für

für Schlesien und Südpreußen beygefügt; diese sind aber, weil die Herausgeber die, ihnen auch aus andern Ländern zugeschickten Aufsätze auch mit aufnehmen wollen, nun weggelassen worden: daher denn nun mit diesem Stücke dieß Archiv wieder vom ersten Bande zu zählen anfängt, und noch ein anderes Titelblatt erhalten hat, darauf bemerkt ist: Ersten Bandes erstes Stück.

Dieses Stück ist reichhaltig an lesenswerthen Aufsätzen, davon besonders folgende anzuführen. D. Oswald's Geschichte einer tödtlichen Gehirnwassersucht. Auf welcher Stufe der Kultur steht die Entbindungskunst in Breslau? Durch Thatsachen beantwortet, in einem Schreiben an die Herausgeber. Nach dieser Schilderung ist man daselbst in der Entbindungskunst um ein Jahrhundert noch zurück. Wie kann aber, wenn die Data wahr sind, ein collegium medicum und sanitatis daselbst einem solchen Unwesen so nachsehen? Hierauf folgen etliche merkwürdige Leichenöffnungen. D. Friese über den Ricinus und dessen Oel. Zuletzt, wie bekannt, Miscellaneen.

Der Scheintod und das Rettungsverfahren. Ein chimiatrischer Versuch, von J. F. Ackermann, D. der Medicin und Chirurgie, Prof. der Anatomie und der Physiologie an der Spezialschule der Arzneywissenschaft zu Mainz ꝛc. (jetzt zu Jena) Frankfurt am Main, bey Andreä. 1804. auf XX. u. 246. S. 8. 20 gr.

Dieses sauber gedruckte und am Inhalte reichhaltige, auch in Rücksicht des darin abgehandelten Gegenstandes so wichtige Büchlein verdient alle Aufmerksamkeit der Aerzte. Ueber den Scheintod ist zwar schon so viel geschrieben; aber noch kein Schriftsteller hat diesen Gegenstand so gründlich abgehandelt, als vom Verf. in dieser Schrift geschehen ist. Das Ganze ist in zwey Abschnitte abgetheilt, davon der erste die Theorie des Scheintodes enthält, und im zweyten der praktische Unterricht, das Leben in Scheintodten durch die Wiederherstellung seiner äußern Bedingungen zurück zu rufen, aufs bestimmteste gegeben wird. Zuförderst hat der Verf. die Hauptfrage: Was ist Leben, und von welchen

Kräften hängen die Lebensbewegungen ab? einleuchtend zu erörtern gesucht. Bey seinen Untersuchungen fand er, daß die Bewegungen, welche das Leben darstellen, von einem Spiele der Verwandtschaften herrühren, welche zwischen den Stoffen des Mediums mit den Bestandtheilen, die den Körper zusammensetzen, Statt haben, und nur darum ununterbrochen fortwirken, weil die mechanischen Kräfte mit jenen chemischen, durch welche sie ursprünglich erzeugt werden, harmonisch zu dem großen Zwecke der Ausfuhr und des Wiederersatzes sich vereinigen. Durch Versuche und Erfahrungen geleitet erkannte der Verf., daß bey einem Scheintodten nur die äußern Bedingungen des Lebens aufhören; die innern aber, die der Chemismus und Mechanismus begründen, noch fortdauern, wenigstens gleich nach der Aufhebung jener äußern nicht so merklich verändert werden. Auch kannte der Verf. den wichtigen Grundstoff der Atmosphäre, der durch seine Vereinigung mit den Elementen des Organismus die Bewegungen des Lebens hervorbringt; ferner die Gestalt, die dieser Grundstoff annimmt, wenn er sich mit den Stoffen des organischen Körpers verbindet; endlich auch die Grade der Verbrennung, die er untergehet, und die Veränderungen des Räumlichen, welche daraus herfließen, und die Grundursachen der mechanischen Bewegungen sind, welche die vorige chemische Mischung wieder begründen, und den so eben geendeten Prozeß des Lebens von Neuem möglich machen. Demnach sind die in des Verf. Rettungsmethode vorgeschlagenen Mittel von der Art, daß sie die langsame Verbrennung des thierischen Stoffes begünstigen, und die leise Flamme des Lebens im Räumlichen des Organismus wieder anfachen müssen, wenn nur die innern Bedingungen des Lebens, d. i. die eigenthümliche Mischung der flüssigen sowohl als festen Theile noch bestehen, oder doch durch die Wechselwirkung der Elemente des organischen Stoffes nicht so merklich verändert werden, daß derselben Ziehkräfte gegen die Stoffe des Mediums, als die Grundursache aller Lebensbewegungen, gänzlich aufhören. — Bisher wurden die Scheintodten mit den Reizmitteln zu tumultuarisch behandelt, weswegen mehrere Versuche mißlungen; hier aber wird eine behutsamere Anwendung derselben, in gehöriger Stufenfolge gelehret, welche genau zu beobachten und zu befolgen ist.

Zo.

Des-

Oeffentliche Anstalten, die Blattern durch Einimpfung der Kuhpocken auszurotten, nebst der ältesten Urkunde von den Kuhpocken und einer beyliegenden Volksschrift: Zuruf an die Menschen, v. D. Bernh. Chrph. Faust. Bückeburg. 1804. 32 S. 8.

Der Verf. schlägt vor, die Kuh-Pocken-Impfung unentgeltlich d. h. auf Kosten des Staates einzuführen. Er läßt dem Impfer dafür 8 bis höchstens 16 gr. vergüten. Das sollen die Aerzte thun, welche auch genaue Akten über die KPI. führen, und einer eigenen Kommission beygeordnet seyn sollen, welche über das ganze Impfgeschäfft wacht. (Wie D. Borges unentgeltlich S. 6 impfte, würden sich viele Aerzte gerne dazu verstehen. Er bekam freyen Wagen und Pferde, täglich einen Thaler Diäten und noch jährlich 100 Thaler Gratifikation!!) Es soll ferner eine Volksschrift, der der obige Zuruf zum Muster dienen soll, vertheilt, und — der 14te Mai (der Tag, an welchem Jenner im Jahre 1796 das erste Subjekt, die Sara Nelmes, vaccinirte) von allen Völkern feyerlich begangen werden! — Debebamus!

Zuruf an die Menschen, die Blattern durch die Einimpfung der Kuhpocken auszurotten. Hannover, bey Hahn. Ein Bog. 1 M. 30 St. 1 Mk.

Eine empfindungs- und feuervolle Deklamation über die Wohlthätigkeit der KPI., wie man sie von dem menschenfreundlichen und warmen Vf. erwarten kann:

Ueber Schnupfen und Husten, von Joh. Clemens Tode, Leibarzt und Prof. zu Kopenh. Kopenhagen, bey Brummer. 1804. 87 S. 8. 4 M.

Diese Abhandlung erhielt ihre Entstehung durch eine Erkältung und daher rührenden Husten und Schnupfen des Verf. Wir hätten gewünscht, Hr. Tode hätte sich nicht erkältet: so wäre er gesund und dieß Büchlein ungedruckt geblieben. Beydes wäre gut gewesen! So scheint aber jene

Erkältung auch auf dieß übergegangen zu seyn, und es ist ein schwaches, kränkelndes Wesen aus demselben geworden. Man höre nur gleich den Anfang: »Der Husten ist eine »gar zu bekannte Krankheit, die da in einer unwillkühr»lichen, mehr oder weniger heftigen, geschwinde und nach sehr »kurzen Zwischenräumen wiederholten Ausstoßung der Luft »aus den Lungen, mit einem gewissen Laute und mit einem »gemeiniglich schleimichten, öfters eiterichten, zuweilen auch »blutigen Auswurfe, vergesellschaftet ist, und allezeit mit ei»ner plötzlich wechselweise geschehenden Zusammenziehung der »Muskelfasern, die vornehmlich zur Ausstoßung des Athems »dienen, verknüpft ist. Der Ursprung des Hustens ist nicht »allein in der Brust; sondern auch in einem mit derselben »gewissermaaßen fern oder nahe verwandten Theile, der doch »mit den Lungen in Verbindung steht, wie man hat aus dem »achten Paare der Nerven und aus dem großen Interkostal»nerven erklären wollen.« Der Verf. stellt nun 24 Arten von Husten auf. Der Erkältungshusten ist der erste, »die»ser wird im Lateinischen eine Destillation auf den Rachen, »in Schottland aber eine Erkältung genannt.« Bey den Ursachen desselben heißt es: »So können auch starke Venus»opfer nicht wenig dazu beytragen, Betrunkene und Wahn»sinnige leiden nicht leicht von solchen Erkältungen.« Beym Keichhusten, wovon der Verf. auch handelt, fängt er an: »Diese Krankheit, die so öfters sehr epidemisch war, wofern »nicht etwa bloße Ansteckung sie verbreitet hat und die so »viele Kinder wegrafft, ist es, wogegen ich so glücklich gewesen »bin, ein Specificum (die Zimmtblüthen) bey uns zur Rettung »solcher Kinder in Gebrauch zu bringen, und hat bereits, wie »in des höchstverdienten Plouquets Bibliothek für Autoren »zu lesen ist, mehrere Monographen gefunden.« In diesem Geschmack ist das ganze Schriftchen ausgearbeitet. Es ist ein solcher Wirrwar durch einander, daß der Verf. wahrscheinlich noch etwas fieberte als er schrieb. Es thut uns in Hinsicht des hohen Alters des sonst verdienten Verf. leid, ein so hartes Urtheil zu fällen; aber wir bitten ihn, nun nicht mehr zu schreiben; sondern auszuruhen und sichs wohl seyn zu lassen.

Ueber die Pfuscherey in der Medicin, von D. *Hnr. Chph. Mathias Fenner*, Phys. und BrA. zu Schwal-

D. H. C. M. Fenner Pfuscherey in der Medicin. 43

Schwalbach. Giessen, bey Tasche, 1804. 62 S. 8. 6 gr.

Als Quellen der Pfuscherey sucht der Vf. Folgendes bemerk-
bar zu machen: Aberglaube und Vorurtheil, elender Schul-
unterricht, (die erste aller trüben Quellen!) die Aerz-
te selbst, durch die zahllose Menge der (taliter qualiter
und vel quasi) studirenden Aerzte (Barbirer- und Apothe-
kergesellen. Der Rec. hält dieß für einen fressenden Scha-
den, der die ganze deutsche Medicin zernagt. Nicht genug,
daß jetzt schon die kleinsten Städtchen und Stadtflecken von
solchen Doktoren voll sind, auch die Dörfer wimmeln schon
davon. Nun wollen doch dergleichen Menschen leben,
Weib und Kind auch; es muß folglich allerley erniedrigen-
der Hokuspokus getrieben werden) durch das stolze Be-
nehmen gegen gemeine Leute, (z. B. mancher Professoren
und Hofärzte) durch zu große Gefälligkeit u. s. w.; die Re-
gierungen, durch zu große Nachsicht gegen die Pfuscherey,
(leider auch im Vaterlande des Rec. der Fall; hier kurirt
quivis Idiota, Sacerdos cet.) der Mangel an geschickten
Landärzten und LandWAten, (an geschickten. Sollten
Hrn. Reils Routiniers wohl diesen Mangel ersetzen?) die Apo-
theker, wenn sie entweder selbst kuriren, oder mit Pfuschern
inne halten, mit ihrer Taxe nicht in Ordnung bleiben (?)
endlich die Lage der Landschaft selbst (z. B. das R. Ritterschaft-
liche, welches die Quelle so manchen Unfugs in Deutschland
ist.) Die Pfuscherey auszurotten, schlägt Hr. Fenner vor;
bessere Schulanstalten, gutes Beyspiel von oben herab, An-
stellung tüchtiger Landärzte und Wundärzte, strengere Prü-
fungen der jungen Aerzte auf Akademien (wo die auri sa-
cra fames jeden doktorirt, der nur Geld zeigt!) und Me-
dicinalkollegien. Beförderung solcher Aerzte, welche sich,
außer ihrer wissenschaftlichen Bildung, durch Pflichteifer
und Moralität auszeichnen, bessere Besoldungen der
Aerzte (wo möglich den Amtleuten und andern Staatsbeam-
ten gleich auf feste Besoldungen gesetzt, und dann die Kunst
frey ausgespendet,) klügeres (humanes) Betragen der Aerzte
gegen den gemeinen Mann, strengere Wachsamkeit der
Obrigkeit (auf pflichtvergessene, die Kranken vernachlässi-
gende oder übernehmende Aerzte, und Pfuscher, Versor-
gungsanstalten armer Kranken. Wir rufen den Regierun-
gen

zen zu: So ihr solches wisset, selig seyd ihr: so ihrs ausführet!!

Vom Rheumatismus und (von) der Gicht, von D. Ge. Edw. Thaden. Erlangen, bey Schubart. 180. 63 S. 8. 6 gr.

Die Inauguraldissertation des Verf., welche den Zweck hat, zu zeigen, daß die neuern medicinischen Ansichten auch in Hinsicht auf obige Krankheitsformen die bessern seyn. Die kleine Schrift zerfällt in drey Abschnitte, vom hitzigen Rh. vom chronischen Rh. und Beweis, daß zwischen Rh. und Gicht kein wahrer ursachlicher Unterschied Statt finde. Der Verf. nimmt plötzlichen Wechsel der Temperatur als die nächste veranlassende ungleichmäßige gradual verschiedene Erregung der Lebensthätigkeit des Organismus, und daher aufgehobenes Gleichgewicht und gestörte Einheit der Funktionen der Organe des Organismus, als die alleinige Ursache (aller Krankheiten, aber nicht bloß) des Rh. an. (Hierdurch wird das Specifische der rh. Reizung so wenig als gar nicht erklärt, so wie überhaupt das Historische der Rheumatogenie schon nicht ganz richtig ist. Es giebt Menschen, welche im Nu, bey der größten Prosperität, während sie sich weder erhitzt noch erkältet haben, nicht aus dem Zimmer gekommen sind, Rheumatismen bekommen. Das ganze Schriftchen zeugt von viel gutem Willen; aber geringer Beobachtung des kranken menschlichen Körpers.)

Das Treibhaus, eine Schrift für bärtige Jünglinge und junge Greise. Erste Fortsetzung. Leipzig, bey Graffe. 1805. 197. S. 8.

Der Verf., ohne Zweifel ein Jüngling, aber, wie wir hoffen, ein besserer, als die Clique, für welche er schreibt, gefällt sich in seinem Treibhause, bey alle dem, daß die Luft an solchen Orten gewöhnlich sehr verdorben ist, so sehr, daß er fortfährt dasselbe mit allerley gemeinen Witzeleyen, Sprichwörtern, Anekdoten u. dgl. zu bedüngen, und dazu füglich seine ganze Schrift benutzen konnte. Wir haben nichts dagegen:

bedauern aber, daß der Verf., welcher gewiß etwas Nützlicheres und Edleres liefern könnte, sein Talent zu einer solchen unreinen Arbeit anwendet.

Mz.

Wilhelm Heberden's Commentarien über den Verlauf der Krankheiten und ihre Behandlung. Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen von Joh. Fr. Niemann, Königl. Preuß. Medicinal-Rath zu Halberstadt. Leipzig, bey Barth. 1805. 480 S. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Da die von Herrn Sömmerring besorgte lateinische Ausgabe dieser Schrift, von einem andern Recensenten, in der N. A. D. Bibl. XCIII. B. 2. St. 5. Heft, S. 516, bereits angezeigt und gewürdiget worden ist: so bestimmt dieß den Recensenten des vorliegenden Werkes, sein Urtheil über den wahren Werth der Urschrift hier nicht abzugeben; sondern nur zu bemerken, daß in der treuen und fließenden Uebersetzung, dem Wunsche Heberden's gemäß, eine Vergleichung mit andern, besonders von deutschen Aerzten gelieferten medicinischen Untersuchungen angestellt, und da, wo es nöthig und thunlich war, auf die Resultate von Leichenöffnungen anderer Aerzte hingewiesen worden ist. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind zweckmäßig und gut gewählt. Statt des Inhaltverzeichnisses der Kapitel, die in dem Originale nach dem Alphabete geordnet sind, ist ein Register beygefügt, worin die Ueberschriften derselben besonders ausgezeichnet sind.

Br.

Tabellarische Charakteristik der ächten und unächten Arzneykörper für Aerzte, Apotheker und Droguisten. Herausgegeben von *Dr. C. H. Theodor Schreger*. Fuerth, im Bureau für Literatur. 1804. 19. B. 4. 1 Rthlr. 4 gr.

Der gute Wille des Verf. bey Entwerfung dieser Schrift ist

ist nicht zu verkennen, auch zeigt derselbe in den meisten Fällen Bekanntschaft mit dem behandelten Gegenstande; allein wenn man das Ganze übersieht: so muß man billig erstaunen, weil es geradezu das Ansehen hat, als ob der ganze Arzneyvorrath recht darzu geeignet sey, verfälscht, oder mit andern Dingen vermischt, und verdorben zu werden! So schlimm möchte es denn doch wohl nicht seyn? Bey vielen Dingen springt es auch in die Augen, daß sie nur da stehen, um die Reihe mit voll zu machen! So findet man z. B. hin und wieder bey den Wurzeln angeführt: »vermischt mit alten schimmlichen Wurzeln« oder »mit »alten kraftlosen Wurzeln« oder »mit feuchten modrigen »Wurzeln« u. s. w. bey den Pfeffermünzküchlein heißt es: »vermischt mit anderen, die nicht so heiß auf der Zunge und »weichen unkräftiger sind« oder bey den Morsellen »ver- »mischt mit alten verlegenen Morsellen, die wie die Citronen- »morsellen aus Sauerkleesalz, Citronenölzucker und Tra- »ganthschleim rc., endlich ranzig werden, und einen Terpen- »tingeschmack bekommen.« Was ist das für Characteristik!

Schrecklich wäre es, wenn man glauben könnte, die Radices Bardanae mit den Wurzeln der Atropa Belladonna verfälscht zu erhalten! Zum Glücke zeichnet sich diese, so wie die vom Symphitum offic. vor jenem zu gut aus, als daß sie nicht ein Lehrling, der nur ein halbes Jahr bey der Apothekerkunst gewesen, unterscheiden sollte!

Ueber den gereinigten Salmiak sagt der Verf., er werde mit Schwefel- und salzsauren Salzen vermischt — letztere verriethen sich durch ihr Verpuffen auf glühenden Kohlen! Ist ihm denn nicht bekannt, daß der Salmiak selbst ein salzsaures Salz ist? und daß nicht die salzsauren, sondern nur solche Salze, welche Salpetersäure enthalten, auf glühenden Kohlen verpuffen?

Des Hirschhornsalzes Unächtheit wird folgendermaßen angegeben: »Vermischt mit Hirschhornöltheilen, wovon »es gelb aussieht, und feucht und stinkend wird. 2) mit »Glassplittern, die in der Auflösung zu Boden fallen.« Das bey der Destillation ausgeschiedene Hirschhornsalz sieht nie weiß; es wird es erst durchs Reinigen — und es paßt also jene Forderung nur auf das gereinigte Salz, und dieses mit Glassplittern zu vermengen, wird wohl Niemanden ein-

fal-

sollen, und sie sind, wenn sie vorkommen sollten, gewiß etwas ganz Zufälliges!

Daß eine Verfälschung des Tunquinesischen Moschus mit den von dem weiblichen oder von dem jungen Thiere nach S. 3 geschehen soll, streitet gegen die Naturgeschichte dieses Thieres; denn beym weiblichen mangelt der den Moschus enthaltende Beutel, und bey dem jungen Thiere ist derselbe leer. So ist auch der Ammoniakgeruch, welchen der Moschus mit trockner Pottasche gerieben, von sich giebt, keinesweges ein Zeichen der Verfälschung mit Blut; vielmehr bezeichnet er die Güte desselben! Denn beym Tunquinesischen entwickelt sich ungleich mehr Ammonium als beym Kabardinischen.

Beym Ricinusöl S. 88 vermißt man das Characteristische desselben, wodurch es sich von allen andern ausgepreßten Oelen unterscheidet, nämlich die völlige Auflösbarkeit desselben in absolut wasserfreyen Alkohol!

Li.

Tabellarische Uebersicht der Kennzeichen der Aechtheit und Güte, so wie der Verwechselungen und Verfälschungen sämmtlicher einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel. Zum bequemen Gebrauche für Aerzte, Physici und Apotheker — entworfen von *I. C. Ebermaier*, der Arzney- und Wundarzneygelahrheit Doctor und practischem Arzte zu Rheda, u. s. w. Leipzig, bey Barth. 1804. 32 B. in Folio. 2 Rthlr.

Gewiß wird ein jeder von der Wichtigkeit des Gegenstandes, welchen diese Schrift umfaßt, überzeugt seyn, und dem Verfasser danken, ihm seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Buchholz, Conradi, Hahnemann, von dem Sande, Schaub, Trommsdorf und mehrere achtungswürdige Männer von gleichem Eifer beseelt, haben schon kräftig zu demjenigen vorgearbeitet, was der Verfasser mit eignen Erfahrungen verwebt, in ein ziemlich vollständiges Ganze gebracht hat.

Es

Es wählte derselbe hierzu, indem er die neue preußische Pharmacopoe zum Grunde legte, die tabellarische Form — er nahm auch zugleich Rücksicht auf die Mittel, die nicht in dieser aufgenommen worden, und die in andern Staaten, in welchen diese nicht eingeführt ist, officinell sind — jedoch hat derselbe die Namen der in der preußischen Pharmacopoe enthaltenen Mittel zur Auszeichnung mit Cursivschrift abdrucken lassen.

Das Ganze ist unter vier Columnen geordnet. Die Erste enthält die alphabetisch geordneten Namen, nach der verbesserten in der neuen pr. Pharmacopoe aufgestellten Nomenclatur; wobey indessen auch neben diesen die bis dahin gebräuchlichen ältern Benennungen und die üblichsten deutschen Namen aufgeführt sind. Die zweyte Columne stellt die Merkmale der Beschaffenheit des angegebenen Arzneymittels in seiner ächten Beschaffenheit dar. In der dritten wird die Verwechselung und die Verfälschung, welchen dasselbe unterworfen ist, namhaft gemacht, und die letzte Columne giebt die Kennzeichen desselben nebst den Prüfungsmitteln an.

Zur Erleichterung für diejenigen, welche mit der neuern Nomenclatur noch nicht hinlänglich vertraut sind, ist diesen Tabellen eine vergleichende Uebersicht der in der neuen preußischen Pharmacopoe aufgestellten neuern Arzneynamen und der bis dahin gebräuchlichen ältern Benennungen angehängt.

Js.

Regeln zur Verlängerung des Lebens aus dem siebzehnten Jahrhunderte. Mit Erläuterungen herausgegeben von J. J. Loos, Dr. der Medicin. Mannheim, bey Schwan und Götz. 1804. 93 S. 12. 8gl.

Warum werden hier Lebensregeln, die vor mehr als hundert Jahren nach den damaligen Begriffen von der Natur des menschlichen Körpers und von dessen Nahrungs- und Erhaltungsmitteln gegeben wurden, wieder aufgestellt, die Hr. L. in den beygefügten Erläuterungen berichtiget oder widerlegt zu haben glaubt? Vermuthlich, weil er doch etwas

was drucken lassen wollte, und nichts Eigenes zu Markte bringen konnte. Das Beste bey der ganzen Sache ist, daß an diesem Büchlein nur wenig Papier verschwendet worden, obgleich das wenige zu viel ist.

Zo.

Ideen über die Natur und Anwendungsart natürlicher und künstlicher Bäder, von D. *Friedr. Speyer*, (Arzt in Bamberg). Nebst einer Vorrede von D. *Adalb. Friedr. Marcus*, Direktor der medicin. Anstalten in den fränk. Fürstenth. Jena, in der akadem. Buchhandl. 1805. 20 gr.

Es ist an sich selbst eine sehr glücklich gefaßte Idee, über die Wirkung der Bäder eine Schrift abzufassen, da die Untersuchungen über die unläugbar großen Wirkungen der Bäder noch bey weitem nicht hinreichen, diese selbst genügend zu erklären, ja die Erklärung derselben fast nach allen medicinischen Theorien schwer zu geben ist. Es ist nicht ausgemacht, ob der menschliche Körper im gesunden Zustande wirklich wäßrichte Substanzen aufsaugen könne; nicht bestimmt, wie viel er etwa aufnehme, ob er noch gröbere Theile, als selbst wäßrichte Feuchtigkeit ist, resorbire, u. dergl. Dennoch ist der Organismus kein bloßes Leder, auf welches nur die Feuchtigkeit wirke; es ist nicht einerley, ob er in warmes oder kaltes, einfaches oder mit fremden Stoffen imprägnirtes Wasser getaucht werde; ja wir können nicht einmal etwas Gewisses über die bloße Temperatur der Wärme und Kälte bestimmen, u. s. w. Bey solchen chaotischen, sich mitunter widersprechenden Resultaten, die sich aus einer unbefangenen, empirischen Ansicht des Gebrauchs der Bäder ergeben, muß eine theoretische Untersuchung viel Interesse; aber auch nicht wenig Schwierigkeiten haben, und es läßt sich in der That von einem jungen Manne, der keine thermo-medicinische Erfahrung besitzt, kaum etwas Genugthuendes darüber erwarten. Vielleicht hat jedoch der beschäfftigte Vorredner Späne aus seiner ergiebigen Praxis dazu geliefert. — Der Zuschnitt der Schrift ist gemischt erregungstheoretisch und naturphilosophisch. Wie die meisten medicinischen Schriften

aus dieser Schule, beschäfftigt auch sie sich zuvörderst mit der hierher gar nicht gehörigen, und von einem jungen, erfahrungslosen Manne gar nicht beantwortbaren Frage: Besassen die Aerzte der vorigen und jetzigen Zeit eine wahre Theorie der Heilkunde? Nachdem Herr S. hierüber das jetzt gewöhnliche Urtheil gefällt, und auch die Kilianschen Versuche (mit Recht) verworfen hat, kommt er auf die allgemeine Wirkungsart der Bäder. Kaum aber berührt er sie: so schweift er wieder ab, um einige (viele) Blicke, wie er sagt, auf das Verhältniß zu werfen, in welchem der lebende Organismus zur Außenwelt überhaupt stehet. Wir wollen dieß Alles zur Seite liegen lassen, ob wir gleich glauben, daß mancher Blick nicht richtig, wenigstens nicht erleuchtend seyn dürfte, z. B. was über die erregungsvermindernde Einwirkung der äußern Gegenstände gesagt wird, und die Resultate bloß ausziehen. Die Bäder bieten, vermöge der Verschiedenheit ihrer Temperatur, der Badeflüssigkeit als solcher und der beygemischten Körper mancherley Modifikationen dar. In Absicht auf die Temperatur theilt der Verf. die Bäder in (heiße), warme und kalte ein; beydes ist relativ nach der Konstitution des Badenden. Jene sind incitirende (Der Verf. beweist die incitirende Eigenschaft weitläuftig genug!) Sie erzeugen höhere Erregung in allen davon berührten organischen Gebilden; besonders der Haut, sey es nun, daß sie diesen etwas Selbstständiges, S. 24 das eigentliche Princip der Wärme, und nach der Wirkungsweise der Arzneymittel etwas wirklich Materielles, einen bestimmten Stoff mittheilen, oder als bloßes Anreizungsmittel zur Hervorrufung eines lebhaften Processes der Wärmeentwickelung thätig sind. Hierin gründet sich das Gefühl von Wohlbehagen, das man im warmen Bade empfindet; und die beförderte Ausdünstung, wenn durch Schwäche der Lebensthätigkeit der Ausdünstungsgefäße der Proceß derselben beschränkt oder aufgehoben ist. (Das ist nicht ganz richtig; denn auch Menschen mit sthenischer Diathesis schwitzen auf warme Bäder.) Der Puls, dessen Veränderung durchs Bad überhaupt zu keiner Schlußfolge berechtigt, wird schneller im warmen Bad, wo aus Verminderung der absoluten Gewalt des Incitaments, die Stärke der Lebensfunktion, die Energie aller Verrichtungen sehr herabgestimmt war; dagegen vermag das warme Bad den Puls langsamer zu machen, wenn wegen vorhandener Asthenie der Erregung das

Blut mit größerer Schnelligkeit in den mit geringer Energie der Thätigkeit begabten erregbaren Gefäßen umher getrieben wird. (Ist denn aber das nicht einerley? Ist nicht dort wie hier direkte Schwäche zugegen? Auch widerspricht Herr S. der Erfahrung, wenn er die schlafbringende, ermüdende Wirkung warmer Bäder läugnet, oder aus Ueberreizung erklärt.) Besonders reizend und wirksam zeigen sich die warmen Bäder für die Assimilationsorgane. Heiße Bäder vermehren die Wärme; besonders in den unmittelbar afficirten Organen (der Haut) ungemein, um so mehr, mit je geringerer Energie der Organismus die Gleichmäßigkeit der ihm nach seiner Normalität zugetheilten Temperatur zu behaupten vermag. Sie wirken folglich zerstörend auf die Hautorgane, die normale Mischung dieser Gebilde aufhebend, und tilgen so in dergleichen Stellen die ihnen zugetheilte Lebensthätigkeit. Das kalte Bad wirkt als schwächender Einfluß auf den Organismus, zunächst und am stärksten auf das Hautorgan. Die Erscheinungen auf der Haut im kalten Bade, erklärt der Verf. naturphilosophisch durch den entwickelnden Proceß der Wärmezersetzung oder unvollkommenen galvanischen Proceß, einen jedoch mißlingenden Versuch (!) der Natur, die gestörte Proportion der Kräfte wiederherzustellen; das kalte Bad setze den zweyten Moment des Galvanismus, den elektrischen Proceß rc. (Verba et hypotheses, praetereaque nihil!). Daß bey jedem Bade die Flüssigkeit, als solche, sehr in Betracht gezogen zu werden verdient, erhellet daraus, daß sie es ist, welche das Bad zum Bade macht (!). Ein warmes Bad muß anders wirken, als eine den Kranken umgebende warme Atmosphäre, weil das Wasser, als das dichtere Medium, in allen seinen Theilen viel inniger von der Wärme durchdrungen ist, als die leichtere Luft; und daher dem Kranken die Wärme unmittelbarer in mehrern Punkten (größerem Gewichte) mitzutheilen vermag; zumal da jene durch die Kleidung beschränkt wird. Es sollen sich auch im Wasser andere Kräfte (?) enthüllen, als in der Wärme oder Kälte überhaupt. Durchs Kochen erleide das Wasser die bedeutende Veränderung, daß der Wasser- und Sauerstoff getilgt sey. Daß dabey ein wirklicher Einsaugeproceß vor sich gehe, sey keinem Zweifel unterworfen. (Nach Friedländers Versuchen allerdings.) Alle künstliche (warme) Bäder stehen den natürlichen nach. (Wenn die natürlichen erwärmt werden müssen, wohl nicht. Der Verf. restringirt selbst.) Alle natürliche Körper, welche sich in natürlichen oder künstlichen

aus dieser Schule, beschäfftigt auch sie sich zuvörderst mit der hierher gar nicht gehörigen, und von einem jungen, erfahrungslosen Manne gar nicht beantwortbaren Frage: Besassen die Aerzte der vorigen und jetzigen Zeit eine wahre Theorie der Heilkunde? Nachdem Herr S. hierüber das jetzt gewöhnliche Urtheil gefällt, und auch die Kilianschen Versuche (mit Recht) verworfen hat, kommt er auf die allgemeine Wirkungsart der Bäder. Kaum aber berührt er sie: so schweift er wieder ab, um einige (viele) Blicke, wie er sagt, auf das Verhältniß zu werfen, in welchem der lebende Organismus zur Aussenwelt überhaupt stehet. Wir wollen dieß Alles zur Seite liegen lassen, ob wir gleich glauben, daß mancher Blick nicht richtig, wenigstens nicht erleuchtend seyn dürfte, z. B. was über die erregungsvermindernde Einwirkung der äußern Gegenstände gesagt wird, und die Resultate bloß ausziehen. Die Bäder bieten, vermöge der Verschiedenheit ihrer Temperatur, der Badeflüssigkeit als solcher und der beygemischten Körper mancherley Modifikationen dar. In Absicht auf die Temperatur theilt der Verf. die Bäder in (heiße), warme und kalte ein; beydes ist relativ nach der Konstitution des Badenden. Jene sind incitirende (Der Verf. beweist die incitirende Eigenschaft weitläuftig genug!). Sie erzeugen höhere Erregung in allen davon berührten organischen Gebilden; besonders der Haut, sey es nun, daß sie diesen etwas Selbstständiges, S. 24 das eigentliche Princip der Wärme, und nach der Wirkungsweise der Arzneymittel etwas wirklich Materielles, einen bestimmten Stoff mittheilen, oder als bloßes Anreizungsmittel zur Hervorrufung eines lebhaften Processes der Wärmeentwickelung thätig sind. Hierin gründet sich das Gefühl von Wohlbehagen, das man im warmen Bade empfindet, und die beförderte Ausdünstung, wenn durch Schwäche der Lebensthätigkeit der Ausdünstungsgefäße der Proceß derselben beschränkt oder aufgehoben ist. (Das ist nicht ganz richtig; denn auch Menschen mit sthenischer Diathesis schwitzen auf warme Bäder.) Der Puls, dessen Veränderung durchs Bad überhaupt zu keiner Schlußfolge berechtigt, wird schneller im warmen Bad, wo aus Verminderung der absoluten Gewalt des Incitaments, die Stärke der Lebensfunktion, die Energie aller Verrichtungen sehr herabgestimmt war; dagegen vermag das warme Bad den Puls langsamer zu machen, wenn wegen vorhandener Asthenie der Erregung das

Blut

Blut mit größerer Schnelligkeit in den mit geringer Energie der Thätigkeit begabten erregbaren Gefäßen umher getrieben wird. (Ist denn aber das nicht einerley? Ist nicht dort wie hier direkte Schwäche zugegen? Auch widerspricht Herr S. der Erfahrung, wenn er die schlafbringende, ermüdende Wirkung warmer Bäder läugnet, oder aus Ueberreizung erklärt.) Besonders reizend und wirksam zeigen sich die warmen Bäder für die Assimilationsorgane. Heiße Bäder vermehren die Wärme; besonders in den unmittelbar afficirten Organen (der Haut) ungemein, um so mehr, mit je geringerer Energie der Organismus die Gleichmäßigkeit der ihm nach seiner Normalität zugetheilten Temperatur zu behaupten vermag. Sie wirken folglich zerstörend auf die Hautorgane, die normale Mischung dieser Gebilde aufhebend, und tilgen so in dergleichen Stellen die ihnen zugetheilte Lebensthätigkeit. Das kalte Bad wirkt als schwächender Einfluß auf den Organismus, zunächst und am stärksten auf das Hautorgan. Die Erscheinungen auf der Haut im kalten Bade, erklärt der Verf. naturphilosophisch durch den entwickelnden Proceß der Wärmezersetzung oder unvollkommenen galvanischen Proceß, einen jedoch mißlingenden Versuch (!) der Natur, die gestörte Proportion der Kräfte wiederherzustellen; das kalte Bad setze den zweyten Moment des Galvanismus, den elektrischen Proceß rc. (Verba et hypotheses, praetereaque nihil!). Daß bey jedem Bade die Flüssigkeit, als solche, sehr in Betracht gezogen zu werden verdient, erhellet daraus, daß sie es ist, welche das Bad zum Bade macht (!). Ein warmes Bad muß anders wirken, als eine den Kranken umgebende warme Atmosphäre, weil das Wasser, als das dichtere Medium, in allen seinen Theilen viel inniger von der Wärme durchdrungen ist, als die leichtere Luft; und daher dem Kranken die Wärme unmittelbarer in mehrern Punkten (größerem Gewichte) mitzutheilen vermag; zumal da jene durch die Kleidung beschränkt wird. Es sollen sich auch im Wasser andere Kräfte (?) enthüllen, als in der Wärme oder Kälte überhaupt. Durchs Kochen erleide das Wasser die bedeutende Veränderung, daß der Wasser- und Sauerstoff getilgt [illegible]. Daß dabey ein wirklicher Einsaugeproceß vor sich gehe, ist keinem Zweifel unterworfen. (Nach Friedländers Versuchen allerdings.) Alle künstliche (warme) Bäder stehen den natürlichen nach. (Wenn die natürlichen erwärmt werden müssen, wohl nicht. Der Verf. restringirt selbst.) Alle natürliche Körper, welche sich in natürlichen oder künst-

lichen Bädern befinden, greifen in die Klasse entweder der oxydablen oder oxydirten Stoffe ein; je grösser die Menge jener, desto incitirender das Bad. Nach dem vorwaltenden Stick- Kohlen- Wasser- oder Sauerstoff muß erklärt werden, warum ein Bad zu ganz andern Wirkungen determinirt, als das andere, z. B. ein martialisches anders als ein sulfurisches oder alkalisches. Es ist wahrscheinlich, daß die martialischen Bäder durch Erweckung oder Belebung des galvanischen Processes ihre besondere Wirksamkeit erhalten. (Je weiter der Verfasser vorrückt, desto mehr verrückt er seinen obigen ersten Standpunkt.) Dieß ist in allen den Fällen, in welchen das Irritabilitätssystem von seiner Normalität abgewichen ist. Je mehr Salze, Säuren zugemischt sind, desto mehr wird die incitirende Eigenschaft eines Bades beschränkt. (Der Rec. ist davon noch nicht überzeugt; Kochsalz z. B. wirkt offenbar incitirend in einem Bade. Von den Säuren wollen Reichische Aerzte das nämliche behaupten. Auch wundert der Rec. sich, unter den so starken Bädern Aachen, Karlsbad, Ems, das so milde Schlangenbad zu finden, warum nicht eher Wisbaden? Die große Wirksamkeit dieser Bäder setzt der Verf. sowohl in ihre hohe Temperatur, [die jedoch vor dem Gebrauche sehr vermindert wird, und beym Schlangenbad gar nicht paßt,] als in den Reichthum an solchen Körpern, welche viel Stick- und Kohlenstoff enthalten.) Die kalten martialischen Bäder würden die warmen an Wirksamkeit bey weitem übertreffen, wenn die reizende Eigenschaft derselben nicht durch die niedere Temperatur beschränkt wäre. Daß diese an Stick- und Kohlenstoff so reichen Bäder keine so große Wirksamkeit (?) besitzen, wie die warmen, beruht wohl darauf, daß wegen des geringern Antheils an Wärme die Stoffe nicht rein (?) genug, nicht gehörig (?) aufgelöst sind. (Diesen Satz halten wir für irrig vom Anfange bis zu Ende. Wie wenig der Verf. die Mineralwasser kennt, ersieht man abermals aus der Zusammenstellung des so starken Pyrmonters mit dem Brückenauer; Schwalbach und Driburg sind ganz vergessen worden.) Die künstlichen Bäder gehören nach Verschiedenheit ihrer Bestandtheile und Temperatur entweder zu den incitirenden oder schwächenden. Anwendungsart (d. h. Indikation und Kontraindikation) der Bäder. 1) So lange der lebende Organismus sich in seiner Normalität befindet, ist die Anwendung der Bäder

überhaupt zweckwidrig. (Der Verf. scheint uns hier zu strenge, und in seiner Philippika gegen Hufeland S. 68 f. zu bitter.) 2) Wir können uns der Bäder nur in allgemeinen Krankheiten bedienen; vorhandene örtliche Krankheit schließt ihre Anwendung schlechthin aus. (Dünkt uns nicht richtig; oder sind so viele Ausschlags- rheumatische Krankheiten, Lähmungen, u. s. w. keine örtlichen Krankheiten?). Dabey setzt Herr S. folgende Regeln fest: 1) Bey Krankheitsformen von Sthenie der Erregung nutzen schwächende Bäder. (Also kalte, gesäuerte, salzichte Bäder? Auch Seebäder? Es ist noch nicht lange, daß man warme Bäder bey Entzündungskrankheiten empfahl!) 2) Leidet der Organismus in allen Gebilden: so sollten allgemeine Bäder angewendet werden; doch ist die Anwendung schwächender Partialbäder häufiger, z. B. in der sthenischen Pneumonie, Phrenitis, Manie. Da auch mehrere Exantheme, Blattern, Masern, Scharlach, etc. wenn kein diesen Proceß störender Zufall (als da ist?) hinzutritt, mit einem hypersthenischen Zustande, wenigstens im ersten Stadium der Krankheit, vereint gefunden werden: so könnten vielleicht (!?) mäßig (?) kalte Bäder ein vortreffliches Vorbereitungs- (?) mittel für solche Individuen seyn, welche mehr als andere zur Sthenie geneigt sind. (Wie man sich doch drehen und wenden muß, wenn man der Theorie zu Gunsten der Erfahrung widersprechen will! Der Verf. schlägt vor, die kalten Bäder bey der Vaccination anzuwenden; warum denn? Er hat wohl nie vaccinirt?) 3) Nur gegen Asthenie dienen incitirende Bäder; aber a) je höher der Grad der Erregbarkeit des ganzen Organismus, besonders des Hautsystems, desto sorgfältiger sey man in der Wahl des Bades, und desto kürzer die Zeit der Anwendung. b) Mit der abnehmenden Asthenie muß die incitirende Gewalt der Bäder verstärkt werden, theils durch höhere Temperatur, theils durch stick- und kohlenstoffhaltige Mittel. c) Bey indirekter Schwäche findet die umgekehrte Anwendung statt. d) Wo große direkte Asthenie, besonders in der Haut, da ist, sind kalte Bäder schlechthin verwerflich. Die natürlich kalten, besonders eisenhaltigen Bäder, scheinen große Verwandtschaft zu den anhaltenden Reizmitteln zu haben. Anwendung der Bäder in bestimmten Formen des Uebelbefindens. Da dieser Abschnitt im Grunde nichts, als eine weitläuftiger ausgeführte Wiederholung des vorigen ist, so übergehen wir

 ihn;

ihn; machen aber aufmerksam auf das Schwanken des Verf. zwischen Erregungstheorie und Naturphilosophie, welches sich besonders unangenehm in diesem Abschnitte zeigt. Der Wahrheit zur Steuer müssen wir jedoch bekennen, daß er mehr auf die vernünftigere Seite der erstern, als der letztern neigt, und es ist wohl nur lokalen Verhältnissen zuzuschreiben, wenn er hier und da dem gähesten naturphilosophischen Arzte unverdiente Lobsprüche ertheilt.) Alle diejenigen Mineralwasser als Bäder wirken schwächend, sagt der Verf. zuletzt, in denen Neutral- und Mittelsalze als die überwiegenden Stoffe erscheinen, und die eine niedrige Temperatur besitzen; doch scheint es kein absolut schwächendes M.W. zu geben. Die schwächendsten sind die Bitter- und Salzwasser. Unter den incitirenden M.W. begreift der Verf. alle, welche sich durch ihren alkalischen, sulfurischen und Eisengehalt, und ihre hohe Temperatur auszeichnen. Nach der Theorie zerfallen diese Wasser in drey Klassen, je nachdem der Wasser- Kohlen- oder Stickstoff in ihnen, wie es heißt, seinen Pol nach außen gekehrt hat. Je reiner sie den Stickstoff oder das Alkali als Repräsentanten desselben enthalten, desto incitirender sind sie, und der Verf. ordnet einige bekannte so: Burgscheid, Ems, Wisbaden (?) Die Schwefelbäder beurtheilt er eigends; giebt aber das Mangelhafte der neuesten Theorie S. 174 unverholen zu. Er führt Aachen, Landeck und Baden an. Von Eisenbädern führt er Teplitz, Karlsbad (?), Lauchstädt (?) Kissingen an. (Wir sind aber auch hierin nicht ganz einig mit dem Verf. Lauchstädt hat z. B. 8° Reaum. Kissingen paßt noch weniger hieher.) Ganz zuletzt verliert sich der Verf. in ein naturphilosophisches Raisonnement über die Wirkungsart der Eisenbäder, in welchem wir dem Verf. nicht folgen wollen. Die Vorrede ist von Herrn **Marcus**. Derselbe zeigt sich in ihr in seiner bekannten Gewandtheit, die verschiedenartigsten Grundsätze anzunehmen, zu vertheidigen, und wieder zu verwerfen; hier spricht er sich als einen glorlosen Naturphilosophen aus, und wie sehr er das ist, kann man sogleich daraus erkennen, wenn man folgende Sätze liest: **Der Streit der ersten Einheit (der Erde) gegen die zweyte (die Sonne) oder die Länge, gegen die Breitepolarität, macht alle Erscheinungen der Erde und ihrer Atmosphäre begreiflich. Ein Uebermaaß von Kontraktion oder Expansion hebt den Magnetismus oder die absolute Kohäsion**

auf,

auf. (Also die relative Kontraktion hebt die absolute auf?!), er ist nicht im Stande sich zu rekonstruiren, und wird dadurch als bloßer Pol gesetzt, indem seine Indifferenz ganz aufgehoben wird. Im Allgemeinen ist eine größere relative Kontraktion dem Magnetismus günstiger, als größere Expansion, Kälte in sofern mehr stärkend, als Wärme. (So fallen ja die schönen Beobachtungen des Herrn M. vom Nutzen kalter Umschläge bey sthenischer Pneumonie ins Unwahre zurück?) Aber es folgt hieraus, daß, was dem Einen schwächend oder stärkend ist, es nicht auch dem Andern seyn müsse, da dieß von dem eigenen Vermögen (und dieses?) sich zur Indifferenzirung zu rekonstruiren abhängt. Durch Wärme wird das expansive Princip, das thätige oder ideelle überwiegender, durch Kälte das reelle, kontrahirende mit Uebergewicht gesetzt, durch Kälte das thätige Princip (das ideelle!) nach innen zurückgedrängt, u. s. w. Claudite rivos! Doch noch Etwas! Den praktischen Aerzten sagt Herr M. zu ihrer Beruhigung, daß er nach den Ansichten der Naturphilosophie in dem allgemeinen Krankenhause die Kranken mit dem größten Fortgange (!!!) behandle, und die Ausübung der Wissenschaft dadurch außerordentlich erleichtert werde. Herr M. erlaube uns, an beyden Behauptungen zu zweifeln, obschon wir nicht daran zweifeln, daß er sich gern Alles erleichtere!

Mz.

Vermischte Schriften.

Almanach der neuesten Fortschritte, Erfindungen und Entdeckungen in den spekulativen und positiven Wissenschaften; von Ostern 1803 bis Ostern 1804.

Oder:

Uebersicht der neuesten Fortschritte — — Meinungen und Gründe in den — Wissenschaften, namentlich in der Philosophie, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Staats-

Staatswissenschaft, Pädagogik, Philologie, Archäologie, Geographie und Geschichte; herausgegeben von D. J. J. Bellermann, Direktor des vereinigten Berlin- und Kölnischen Gymnasiums in Berlin — (mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied). Vierter Jahrgang. Erfurt, bey Keyser. 1805. 512 Seit. 8. 1 Rg. 12 gr.

Wir wissen bey der Anzeige dieses vierten Jahrgangs zu dem, was wir über die drey vorhergehenden in unserer Bibliothek ehmals schon gesagt haben, nichts mehr hinzuzusetzen; es wäre denn die traurige Bemerkung, daß gerade wiederum das Fach der Philosophie die schlechteste Ausbeute gegeben hat. Wann werden doch unsere Deutschen einmal aufhören, erhabenen Unsinn und hohl klingenden leeren Wortschall für Philosophie zu halten, und wohl gar als große herrliche originelle Ideen zu bewundern?

Gm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Nachricht von Büchern, welche allen Geschäftsmännern und Hausvätern in den Königl. Preuß. Staaten, besonders auch in den Entschädigungsländern sehr nützlich sind.

1) In der Fr. Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin, erschien schon im Jahre 1793 ein sehr gemeinnütziger Auszug der bestehenden Policey- und Kriminalgesetze nach dem allgemeinen in allen Königl. Preuß. Staaten gültigen Landrechte unter dem Titel: **Unterricht über die Gesetze für die Einwohner der preußischen Staaten, von den Herren Geheimen Justizräthen C. G. Svarez und C. Goßler.** Die Absicht desselben ist, jeden Einwohner der preuß. Staaten diese Gesetze so weit kennen zu lehren, als es nöthig ist, um sich vor der Uebertretung derselben und vor den nachtheiligen Folgen zu hüten. 2) Eben diese beyden vortrefflichen Rechtsgelehrten haben im Jahre 1796, gleichfalls im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung, einen Auszug aus der allgemeinen Gerichtsordnung herausgegeben, unter dem Titel: **Unterweisung für die Parteyen zu ihrem Verhalten bey Prozessen und andern gerichtlichen Angelegenheiten.** Aus diesem Buche können alle verständige Leute, auch die keine gelehrte Erziehung genossen haben, lernen, wie sie sich bey Processen und bey andern gerichtlichen Angelegenheiten zu verhalten haben, sowohl wenn sie keinen Rechtsbeystand zur Hand haben, als

wenn sie das Verfahren ihrer Rechtsbeystände und der Gerichte beobachten wollen. Deßgleichen soll es dienen, daß Prediger, Verwalter, Dorfschulzen, Küster und Andere, welche die gewöhnlichen Rathgeber der ganz ungebildeten Klasse der Einwohner sind, einige Kenntnisse vom gerichtlichen Verfahren erlangen, und dadurch ihre Klienten vor Abwege und Fehler warnen können. Dieses vorzüglich nützliche Buch enthält: 1) die Form des Processes im Allgemeinen; 2) die am häufigsten vorkommenden Proceßarten; Wechselprocesse, Injuriensachen, Streitigkeiten zwischen Eheleuten, Konkurse, u. s. w. 3) Anleitung zum Verhalten bey gerichtlichen Kontrakten, Testamenten, Sterbe- und Erbschaftsfällen, Vormundschaften und Hypothekensachen.

Der Unterricht über die Gesetze kostet 12 Gr., (denen, die von der Verlagshandlung 12 Exemplare verschreiben, werden sie gegen portofrey eingesendete baare Bezahlung für 5 Thlr. gelassen.) Die polnische Uebersetzung kostet 20 Gr., (12 Exemplare werden gegen baare Bezahlung für 8 Thlr. gelassen.) Die Unterweisung für die Parteyen kostet 10 Gr., (12 Exemplare gegen baare Bezahlung 4 Thlr.)

Zu den Büchern, welche allen Geschäfftsmännern in allen Königl. Preuß. Staaten, sonderlich den Referendarien und andern angehenden Officianten vorzüglich nützlich sind, gehören auch: 3) des Herrn Geheimen Justizraths Goeke Handbuch gemeinnütziger Rechtswahrheiten für Geschäfftsmänner, nach Anleitung des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten entworfen. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1794. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Dieses Handbuch diente dem Herrn Verfasser zum Leitfaden bey seinen ehemals zu Berlin gehaltenen Vorlesungen über das allgemeine preußische Landrecht. Es sind darin diejenigen Materien zusammengetragen, von welchen jeder Geschäfftsmann, wenn er auch kein Jurist ist, billig Kenntniß haben sollte, um nach den vorgetragenen Grundsätzen seine Geschäffte mit völliger Sicherheit zu treiben. In der zweyten Auflage ist Rücksicht auf die ehemaligen Abänderungen des Landrechts genommen, und dieselbe mit einer interessanten Einleitung vermehrt worden, wovon vorher ei-

ge-

ge Stücke in der Berlinischen Monatsschrift erschienen waren. 4) Des Herrn Geheimen Tribunalraths Klein Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Königl. Preuß. Staaten. Von diesem klassischen Werke, welches Nachricht von allen wichtigen Vorfällen im Juristischen Fache, von neuen Gesetzen und interessanten Rechtshändeln giebt, und dabey Abhandlungen über wichtige Gegenstände enthält, sind bisher XXIII Bände erschienen. Der XXIV. Band wird zugleich ein Register über die ersten XXIV Bände enthalten, und dieß Werk wird nachher jährlich weiter fortgesetzt. (Die XXIII fertigen Bände kosten, der Theil à 1 Thlr. 4 Gr., im Ladenpreise 26 Thlr. 20 Gr., im Pränumerationspreise, à 20 Gr. jeder Theil, 19 Thlr. 4 Gr. Wer ein komplettes Exemplar baar bezahlt, dem wird es für den Pränumerationspreis gelassen. 5) Sr. Excellenz, des Königl. wirkl. Staats- und Justizministers Herrn von Massow, Handbuch der Literatur, angehenden Justiz-Bedienten, vorzüglich den Königl. Preuß. Justiz-Referendarien gewidmet. Zwey Bände, nebst dem Anhange. gr. 8. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. 1794. 3 Thlr. Dieses mit so vieler Belesenheit als Beurtheilung geschriebene Buch, ist nicht allein für Justiz-Referendarien; sondern auch für angehende Kameralbedienten höchst nützlich, weil darin überhaupt auf die Ausbildung des Verstandes aller derjenigen, welche sich den Geschäfften des Staats widmen, Rücksicht genommen ist; weil darin eine kurze Anweisung zu denjenigen Kenntnissen und Wissenschaften gegeben wird, worin ein jeder Geschäfftsmann, welcher sich nicht bloß auf das Alltägliche einschränken will, nicht fremd seyn muß, und weil darin mit reifer Beurtheilung eine Auswahl von Büchern vorgeschlagen wird, welche jedem Jüngling zu weiterer Ausbildung nützlich sind. Es wäre zu wünschen, daß Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Massow, Anleitung zum praktischen Dienste der Königl. Preuß. Regierungen, wovon die im J. 1792 bey Fr. Nicolai zu Berlin herausgekommene erste Ausgabe schon seit einiger Zeit nicht mehr zu haben ist, in einer neuen Ausgabe erscheinen möchte.

Be-

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der als Schriftsteller berühmte Königl. Preuß. Geh. Finanzrath Herr von Göckingk, welcher sich in Angelegenheiten der verwittweten Herzoginn von Kurland und derselben minorennen Prinzessinn, seit dem Herbste des J. 1804 zu St. Petersburg aufhält, ist von der Ruß. Kaiserl. Gesetzkommission zum auswärtigen Korrespondenten, mit einem Gehalte, ernannt worden.

Der regierende Herzog von Braunschweig, hat dem Herrn Hofrath C. F. Pockels, ein Kanonikat bey dem großen Stifte St. Blasii daselbst ertheilt.

Herr von Baczko, Prof. bey der Artill. Akademie zu Königsberg, hat die Anwartschaft auf eine Stelle im Dom zu Minden, mit der Erlaubniß erhalten, den Stiftsorden tragen, und die Anwartschaft auch an einen Protestanten resigniren zu dürfen.

Herr Ober-Forstrath Gesser zu Königsberg, ist mit einer ansehnlichen Gehaltszulage zum zweyten Ober-Forstmeister ernannt worden.

Der Herzog von Sachsen-Weimar hat dem Herrn Hofmedikus Dr. Huschke zu Weimar, den Hofrathscharakter ertheilt.

Der außerordentliche Professor der Arzneykunde Herr Dr. Horkel, ist zum ordentlichen Professor derselben ernannt worden.

Herr Dr. C. L. Hiller, ist ordentlicher Professor der Chirurgie und Geburtshülfe zu Tübingen geworden.

Herr Dr. F. H. Martens, ausübender Arzt in Leipzig, ist außerordentlicher Professor der Medicin in Jena geworden.

Herr Dr. Erhard aus Passau, hat das Landphysikat in Obernzell im Passauischen erhalten.

Herr

Herr Dr. C. W. Schmid in Jena, ist von da als Hausarzt des Generals Wassiltschikow nach Moskwa gegangen.

Herr Dr. Harnier in Hanau, auch als Schriftsteller bekannt, hat die Anstellung als Brunnenarzt im Wilhelmsbade erhalten.

Die Societé de medécine pratique in Montpellier, hat den Herrn Hofrath Horn zu Erlangen, als auswärtiges Mitglied aufgenommen.

Herr Dr. Grändel ist an Scherers Stelle Professor der Chemie in Dorpat geworden.

Die Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen, hat die Herren Professoren Osiander, Hofrath Himly, und Professor Schrader in der physikalischen Klasse zu ordentlichen Mitgliedern, den Herrn Dr. Strohmeier als Assessor, den schwedischen Ritter, Herrn Dr. C. P. Thunberg, Professor der Botanik in Upsala, Herrn Dr. J Gadolin, Professor der Chemie zu Åbo, als auswärtige Mitglieder, und die Herren Dr. C. Schenk, Kreis: und Badearzt zu Baden im Oesterreichischen, Herrn Ph. Tidymann, Arzt in Süd-Carolina, und Dr. P. Kitaibel, Botaniker in Ungarn, als korrespondirende Mitglieder aufgenommen.

Todesfälle.

1804.

Am 8ten März starb zu Mietau, Herr M. J. Watson, Dr. der Philosophie, Professor der lateinischen Sprache am dortigen Gymnasium, 72 Jahre alt.

Am 2ten April zu Wetzlar, der Geh. Rath Herr D. J. Haas, im 79sten Jahre.

Am 15ten April zu Brixen, Herr von Walzher zu Herbstenburg, Kanzler des ehemaligen Hochstifts, 80 Jahre alt.

Am

An demselben Tage zu Salzwedel der dortige Inspektor und Oberprediger Herr Heinzelmann, 67 Jahre alt.

Am 21sten April zu Mansfeld, Herr Rasche, Adjunkt und Prediger daselbst, 71 Jahr alt. Sein Lexicon rei nummariae ist bekannt.

An eben diesem Tage zu Gotha, Herr C. G. von Helmont, Herzogl. Sachsen-Gothaischer Generalmajor, Kammerherr und wirklicher Geh. Rath, 76 Jahre alt. Er war als dramatischer Dichter bekannt.

Am 4ten Mai zu Mannheim, Herr G. D. Kaibel, reformirter Kirchenrath und erster Prediger, 49 Jahre alt.

Am 8ten Mai zu Schneeberg der dortige Bergmeister, Herr Berger, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, im 64sten Lebensjahre.

Am 11ten Mai zu Jena, der Dr. der Medicin und außerordentliche Professor derselben, Herr F. H. Martens, Herausgeber der Paradoxien, im 27sten Lebensjahre.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1805.

Am 19ten April erhielt Herr B. H. Freudenfeld die philosophische Doctorwürde, welche auch

Am 25sten April Herrn F. T. Zimmermann zu Theil wurde.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Göttingen. 1805.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 9ten März, las der Herr Geh. Justizrath Heyne eine, seitdem im Druck erschienene, feyerliche Gedächtniß-

schrift

[illegible] auf den, im vorigen Jahr verstorbenen Hofrath Herrn J. F. Gmelin ab. An demselben Tage las Herr Hofrath Richter Bemerkungen über die Lungenschwindsucht, vor. Auch wurden der Gesellschaft Bemerkungen ihres Korrespondenten, Herrn Dr. Albers in Bremen, über das Auge der Coryphaena equisetis, und den anomalischen Schädelbau dieses wunderbaren Fisches vorgelegt.

Anzeige kleiner Schriften.

Quaestiones Ministris verbi divini ecclesiarum protestantium in ditione Suevico - Bavarica ab electorali hujus provinciae consistorio secundum legem d. 16. Aug. 1804. propositae. Ulmae. 1805. 7 S. 4.

Ehedem mußten die Landprediger, welche noch nicht 60 Jahre alt waren, in der Hauptkirche zu Ulm Zirkularpredigten halten, um eine Art von Prüfung zu bestehen, ob sie auch ihre Studien fortsetzen. Das jetzige Kurpfalzbaierische Konsistorium hat aber zu diesem Zwecke eine bessere Einrichtung getroffen. Es werden nämlich von Zeit zu Zeit dergleichen Aufgaben ausgeschrieben, welche von Jedem lateinisch und deutsch beantwortet werden müssen. Dießmal sind vier Fragen vorgelegt worden, wovon drey exegetischen Inhalts sind; eine aber die Untersuchung veranlassen soll, ob die öffentlichen Katechisationen mit der Jugend auch von Erwachsenen benutzt werden, und wie sie für diese interessanter gemacht werden können. Bey den exegetischen Fragen wird indessen nach einer mit denselben zugleich ertheilten gedrängten Vorschrift verlangt, daß in der Beantwortung auch auf den homiletischen Gebrauch Rücksicht genommen werden soll.

Cirkulare an sämmtliche protestantische Prediger der Kurpfalzbaierschen Provinz in Schwaben. Einige sich hie und da einschleichen wollende religiöse Schwärmer und Schwärmereyen, und das gegen sie

sie zu beobachtende Benehmen betreffend. Ulm, den 20. April 1805. 8 Seit. Fol.

Die Kurpfalzbaierische Landesdirektion in Schwaben, hat nöthig befunden, dieses Cirkulare durch das protestantische Konsistorium ergehen zu lassen. Das Würtembergische ist an religiösen Schwärmern und Schwärmereyen von langen Zeiten her sehr fruchtbar gewesen; man fand sie sogar nicht selten unter der höhern Geistlichkeit dieses Landes; kürzlich hat ein gewisser Stephan Huber Aufsehen gemacht, und sich Anhang verschafft. Da diese Sektirer die öffentlichen Religionslehrer und religiösen Versammlungen verachten, und besonders die Ehre, welche der Obrigkeit erzeigt wird, für Abgötterey erklären: so war es allerdings Pflicht, auf Mittel zu denken, der weitern Verbreitung in andern schwäbischen Provinzen Einhalt zu thun, und ihre schädlichen Folgen zu verhindern. Und diese Wachsamkeit gereicht den Kurpfalzbaierischen Behörden in Schwaben zum Ruhme. Aber auch der Inhalt des Cirkulare, und der darin enthaltenen Anweisungen für die Prediger, ist von der Art, daß man wohl sieht, die Sache sey mit Aufmerksamkeit und Sachkenntniß erwogen und behandelt worden. Es wird zugestanden, daß es sehr schwer sey, unwissende Schwärmer zu belehren und zu bessern; aber es wird dafür gesorgt, daß man der Ansteckung mit Klugheit und Kraft entgegen arbeite.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

Geschichte der Kuhpockenimpfung in der Türkey, Griechenland, der Moldau, Ostindien und Persien; von Johann de Carro. Aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Friedrich Gotthelf Friese, Medicinalrath u. s. w. zu Breslau. Bresl. bey Hamberger. 1804. 176 Seiten 8. mit de Carros (finsterem) Bilde. 1 Rg.

So wenig diese Geschichte auch ärztliches Interesse haben mag: so sehr muß es doch den Weltbürger interessiren, zu lesen, welchen sonderbaren Gang die moralische Weltordnung halte, um die Menschen verschiedner Länder, Gebräuche und Denkart mit einander in Verbindung zu erhalten, und mit einander zu befreunden. Der Orient gab uns die Menschenblattern, der Occident giebt ihm dafür die Kuhpocken; der Gesandte einer der aufgeklärtesten und edelsten Nationen an dem barbarischen türkischen Hofe ward der Vermittler zur Rettung von jenem grausamen Uebel durch Mittheilung der Menschenblatternimpfung, und an demselben Orte, zu Konstantinopel, ist der englische Gesandte wieder der Erste, der die Kuhpockenimpfung einführt. — Hauptsächlich wurde nun daselbst die wohlthätigste Erfindung unserer Zeit durch einen deutschen Arzt; Dokt. Hesse, und

sie zu beobachtende Benehmen betreffend. Ulm, den 20. April 1805. 8 Seit. Fol.

Die Kurpfalzbaierische Landesdirektion in Schwaben, hat nöthig befunden, dieses Cirkulare durch das protestantische Konsistorium ergehen zu lassen. Das Würtembergische ist an religiösen Schwärmern und Schwärmereyen von langen Zeiten her sehr fruchtbar gewesen; man fand sie sogar nicht selten unter der höhern Geistlichkeit dieses Landes; kürzlich hat ein gewisser Stephan Huber Aufsehen gemacht, und sich Anhang verschafft. Da diese Sektirer die öffentlichen Religionslehrer und religiösen Versammlungen verachten, und besonders die Ehre, welche der Obrigkeit erzeigt wird, für Abgötterey erklären: so war es allerdings Pflicht, auf Mittel zu denken, der weitern Verbreitung in andern schwäbischen Provinzen Einhalt zu thun, und ihre schädlichen Folgen zu verhindern. Und diese Wachsamkeit gereicht den Kurpfalzbaierischen Behörden in Schwaben zum Ruhme. Aber auch der Inhalt des Cirkulars, und der darin enthaltenen Anweisungen für die Prediger, ist von der Art, daß man wohl sieht, die Sache sey mit Aufmerksamkeit und Sachkenntniß erwogen und behandelt worden. Es wird zugestanden, daß es sehr schwer sey, unwissende Schwärmer zu belehren und zu bessern; aber es wird dafür gesorgt, daß man der Ansteckung mit Klugheit und Kraft entgegen arbeite.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

Geschichte der Kuhpockenimpfung in der Türkey, Griechenland, der Moldau, Ostindien und Persien; von Johann de Carro. Aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Friedrich Gotthelf Friese, Medicinalrath u. s. w. zu Breslau. Bresl. bey Hamberger. 1804. 176 Seiten 8. mit de Carros (finsterem) Bilde. 1 Rthl.

So wenig diese Geschichte auch ärztliches Interesse haben mag: so sehr muß es doch den Weltbürger interessiren, zu lesen, welchen sonderbaren Gang die moralische Weltordnung halte, um die Menschen verschiedner Länder, Gebräuche und Denkart mit einander in Verbindung zu erhalten, und mit einander zu befreunden. Der Orient gab uns die Menschenblattern, der Occident giebt ihm dafür die Kuhpocken; der Gesandte einer der aufgeklärtesten und edelsten Nationen an dem barbarischen türkischen Hofe ward der Vermittler zur Rettung von jenem grausamen Uebel durch Mittheilung der Menschenblatternimpfung, und an demselben Orte, zu Konstantinopel, ist der englische Gesandte wieder der Erste, der die Kuhpockenimpfung einführt. — Hauptsächlich wurde nun daselbst die wohlthätigste Erfindung unserer Zeit durch einen deutschen Arzt, Dokt. Hesse, und

durch einen Franzosen, Lafont, kultivirt. Selbst der Regent jener, in physischer Hinsicht beneidenswerthen Länder, der Sultan Selim, nahm sich der Kuhpockenimpfung an, und bedauerte, daß eine Entdeckung, die ihm selbst (der Großherr ist von den Blattern übel mitgenommen worden) so viel Leiden und Schmerz erspart haben würde, nicht schon während seiner Jugend bekannt geworden sey. Außer Konstantinopel schickte Hr. de C. Impfstoff nach Bagdad. Dieser Stoff hatte das Eigene, daß er von lombardischen Kühen abstammte, von welchen ihn Dr. Sacco aufgefangen und dem Vf. geschickt hatte. Hr de C. brachte damit eine, ganz denen von englischem Stoffe ähnliche Pustel hervor. Von Bagdad gieng es nach Bassora und Bombay u. s. w. Ueber den Ursprung der Kuhpocken hegt der Vf. noch dieselbe Meinung, wie Jenner, und glaubt sie durch den D. Sacco und Lafont bestätigt zu finden. Die Italiäner nennen jene Pferdekrankheit du Grease, der Engländer Giardoni. Sowohl Hr. de C., als auch Hr. D. Fr. der Uebersetzer, haben mit dem Giardonistoff geimpft, und ganz ächte Kuhpocken bekommen, welche auch zu Berlin bey Hrn. Bremer wieder ächte Kuhpocken hervorgebracht haben. Der Giardonistoff selbst zeigt eine merkwürdige Verschiedenheit vom andern Impfstoffe. — Ob übrigens die Kuhpockenimpfung ein wahres Schutzmittel gegen die orientalische Pest sey, wie manche der beygefügten Bemerkungen zu beweisen scheinen, muß die Zeit lehren. (Recens. bezweifelt es, so sehr er es wünscht.) Eben so, ob das, was man in den bekannten Thälern der süßen Wasser bey Konstantinopel fand, wirklich natürliche Kuhblattern gewesen seyen. — In Indien scheint die Kuhpockenimpfung aus dem Grunde einen so guten Fortgang zu haben, weil man daselbst die Kühe religiös verehrt. — Das ist das Wichtigste aus einer Schrift, welche übrigens nicht angenehm zu lesen, wenigstens viel zu weitläuftig abgefaßt ist. Wir hoffen jedoch, der Vf. werde fortfahren, sich der guten Sache der Kuhpockenimpfung ferner mit gleichem Eifer, wie bisher, anzunehmen.

De Opii abusu, tam respectu veteris, quam novae medicorum doctrinae. Auctore *Ernesto Horn* (Prof.

(Prof. Erlangensi). Viteb. 1804. 63 Seiten 8. 6 gr.

Der Mohnsaft gehöre zu den heftigsten flüchtigen Reizmitteln. Er werde jetzt in vielen Krankheiten angewendet, wo man ihn sonst vermied, und vermieden, wo man ihn sonst angewendet habe. Die Meinung der ältern Aerzte, daß der Mohnsaft ein narkotisches, d. h. ein solches Mittel sey, welches die Reizbarkeit geradehin verringere, und folglich die Energie der Kräfte schwäche, (ob das aber wirklich alle ältern Aerzte mit dem Begriffe von narkotischen Mitteln verbanden?) sey durch richtige Beobachtungen widerlegt. Da der Mohnsaft so höchst wirksam sey: so müsse der Mißbrauch desselben desto gefährlicher seyn. Statt zu beleben und zu heilen, müsse er leichtere Uebel verschlimmern, die Gefahr vermehren, ja wohl gar den Tod herbeyführen. Und, leider, sey er oft gemißbraucht worden! Dieß könne geschehen, theils indem er zu oft und unzeitig, theils in zu starker Dosis gegeben werde. Eins thaten diejenigen Aerzte, welche den Mohnsaft für besänftigend hielten; das andere falsche Erregungsärzte. Jenes ist mehr in den vorigen; dieß in den neuesten Zeiten geschehen. Der Vf. geht dieß in zwey Sektionen durch. Er zeigt, wie schädlich der sonst so allgemeine Gebrauch des Mohnsaftes bey Krämpfen während der Blatterneruption, beym Husten sthenischer Pneumonieen, bey Schmerzen der Darmentzündung u. s. w. sey. Auch in der Chirurgie wurde der Mohnsaft als Beruhigungsmittel gemißbraucht. Besonders wurde er auch als schweißtreibendes Mittel falsch angewandt. (Selbst Brown benutzt ihn in dieser Hinsicht, und der Vf. sucht S. 27 f. eine Erklärung darüber zu geben.) Wichtiger für uns muß der Mißbrauch des Mohnsaftes von den heutigen Aerzten seyn. Man schloß, Mohnsaft ist eines der stärksten sthenischen Mittel; die meisten Krankheiten unserer Zeit sind asthenisch, E. Man gab ihn, als diaphoretisches Mittel, sogar in gelinden Sthenieen. Man glaubte, keine, auch die geringste Asthenie, ohne Mohnsaft heilen zu können; man gab ihn, bevor noch die Fieberform entschieden war, Kindern, u. s. f. Der Verf. tadelt das mit Recht. Eben so gieng es in chronischen Krankheiten. Ueberhaupt, sage Hr. H., lehre die Erfahrung, daß die Brownische Lehre bey der Heilung

dieser Krankheiten nicht ganz Genüge leiste. Er lobt jedoch den Mohnsaft in solchen Krampfkrankheiten, welche periodisch wiederkehren, in Blutflüssen, Nervenschlag, transitorischen Lähmungen, Keuchhusten, krampfichtem Asthma, und in der asthenischen Gicht. Nachtheilig sey er in chronischen Schleimflüssen (Blenorrheae chronicae), oft wiederkehrenden gichtischen Krankheiten, hypochondrischen und hysterischen Uebeln, der chronischen Mattigkeit (Languor chronicus), welche keine bestimmte Krankheitsform habe, (?) und der chronischen Disposition zu Krämpfen. Dann spricht er vom Gebrauche des Mohnsaftes bey der venerischen Krankheit, wo er keinesweges das Quecksilber entbehrlich mache; aber die Kur der Krankheit erleichtere. Auch giebt er §. 34 zu, daß der Mohnsaft in manchen chronischen Krankheiten allerdings Linderung schaffe. Zuletzt tadelt er noch den diätetischen Gebrauch, welchen Einige vom Opium machen. (Es ist bekannt, daß mehrere der erhabenen Poesie der Poesie und der tiefen Naturphilosophie Ergebene das Opium beynahe wie Schnupftaback zu brauchen affektiren; andere Menschen in Deutschland handeln wohl nicht so thöricht.) Das ganze Schriftchen dringt weder tief ein, noch zeichnet es sich durch eleganten Vortrag aus.

Versuche in der Arzneykunde, von Dr. *J. Friedländer.* Zwey Theile. Leipzig, bey Reinicke. *Erster Theil* 165, *Zweyter Theil* 300 S. gr. 8. 2 Rg.

Es sind in diesen zwey Theilen auch nur zwey Abhandlungen enthalten; im 1sten eine Abh. über den Katarrh; im 2ten über die Perspiration. Die Einleitung führt in zwey Glaubensbekenntnissen, einem etwas gesuchten Titel, zu den Fragen: Was ist Schärfe? und: was ist vermehrte Absonderung? — Man sollte lieber fragen, meint der Verf.: Giebt es eine (und mehrere) Schärfe? Ihr Daseyn scheint außer Zweifel; nur der Begriff davon noch nicht gehörig entwickelt. Wenn nur Nerven und feste Theile leiden, woher Ausschläge, Ausleerungen und sichtbare Verderbniß in den Säften; woher oft selbst Zerstörung in den festen Theilen? (Das Letztere könnte man auch wohl ohne Säfteverderbniß erklä-

erklären.) Der Verf. begreift unter Schärfe die specifische Verderbniß irgend eines thierischen Saftes, der dadurch das Vermögen erhält, auf den Körper zu wirken. Jeder einzelne Saft wird nur auf Eine Art verdorben; obgleich die Form der Verderbniß eines jeden verschieden ist, weil jeder ein anderes Mischungsverhältniß, und sehr oft auch verschiedene Bestandtheile besitzt; doch können zufällige Beymischungen dann und wann eine Modifikation erzeugen; dabey kommt auch das Reaktionsvermögen (die Erregbarkeit) des Katarrhs mit in Anschlag. Die Keime der Verderbniß eines thierischen Saftes entstehen im Augenblicke der Werdung desselben. (Es ist wohl sehr uneigentlich, diese Möglichkeit oder Fähigkeit, auszuarten, einen Keim zu nennen.) Denn die chemisch-animalischen Operationen, welche jeden Augenblick in allen Theilen der Maschine vorgehen, müssen nothwendig (?) durch Kom- und Dekomposition Stoffe in derselben hervorbringen, die von der gesunden Norm abweichen. (So lange die Normalität dieser Maschine unverletzt ist, nicht; die kom- und dekomponirten Stoffe müßten denn zum Mechanismus der Maschine wesentlich erforderlich seyn; dann sind sie keine Schärfen.) Ist nun ein Atom solcher Verderbniß oder Schärfe entstanden: so (zuverlässig, dann ꝛc.) bringt es mehrere hervor, die die festen Theile zu reizen vermögen. (Aber eben in der Entstehung dieses ersten Atoms weichen wir ab. Hr. Fr. glaubt, es könne von selbst entstehen, und dieß wirke reizend auf die festen Theile; wir glauben, diese wirken producirend auf jene.) So entsteht heimlich und unbemerkt Krankheit, bis der Schärfe so viel wird, daß sie auch in der Blutmasse ihre Rolle spielt, und allgemeine Krankheit erzeugt. Wird das Plus dieser Schärfe durch die verschiedenen Reinigungswege aus dem Körper weggeführt, der schwache Körper zu besserer Reaktion geschickt gemacht ꝛc. so verschwindet sie auf eine Zeit lang. Der Vf. erklärt auf diese Weise die sogenannten verlarvten Krankheiten (Krankheiten von unbestimmter Form.) Daß die festen Theile, als Hüter und Beförderer (Erzeuger) abzusondernder und auszuleerender Stoffe, den größten Theil an Entstehung einer Schärfe haben, giebt der Verf. nun zu, und geht dann zu der Frage über: ob bey Krankheiten von einer specifischen Schärfe die ganze Blutmasse, oder nur ein Theil leide, und welcher? Das Erste wird verneint; das Letzte nicht genau genug bestimmt. Zum Schluße beantwortet der Vf. die Fra-

gt ob es eine katarrhalische Schärfe gebe, mit Ja. Die zweyte Abh. über die Absonderung beginnt mit einer Untersuchung der physiologischen Sekretion. Der Verf. glaubt, die abzusondernden Säfte seyen weder ganz so reif im Blute gewesen, wie sie die absondernden Organe auswerfen, noch sey das Blut ganz roh, und enthalte bloß ihre entfernten Bestandtheile. Die Kraft der Anziehung bewirke die Absonderung, die Organe seyen nichts, als Haarröhrchen, welche die Säfte, die, vermöge ihrer Konsistenz, oder ihres Baues und der eigenen Reizbarkeit der Gefäße (das sind wohl die Hauptmomente), fähig sind, von ihnen eingesogen zu werden, aufnehmen. Die vollkommene Ausbildung der Säfte geschieht nun ferner durch ihren Aufenthalt in den Organen, durch die Wärme und die Wirkung der einsaugenden Gefäße, und ganz besonders durch die Assimilationskraft der schon in ihnen enthaltenen abgesonderten Säfte. Wird das Gleichgewicht in Absicht der Qualität und Quantität der abgesonderten Säfte verrückt: so wird auch die Aktion der Kräfte von der Norm abweichend. Befindet sich nun ein Gefäß in einem erhöht reizbaren Zustande, während eine reizende Ursache auf dasselbe wirket: so wird in aussondernden Gefäßen Stockung und gehemmte Ausleerung, in zuführenden Austrocknung, in zurückführenden und einsaugenden vermehrte und veränderte Absonderung das Resultat seyn. (Wir wollen nicht behaupten, ob das Alles so ganz richtig sey; ob nicht im letztern Falle Stockung, und im erstern vermehrte Absonderung erfolge. Es ist unter andern im Journ. d. Erf. Manches darüber debattirt worden. Man muß wenigstens gestehen, daß der Verf. diese Abh. mit grossem Fleiß ausgearbeitet habe. Auch die Erinnerungen gegen Hrn. Hufeland sind gegründet.) Die eigentliche Abh. über Katarrhe gründet sich nun auf diese Prämissen, und zerfällt in 4 Abschnitte: 1) was ist Katarrh? 2) Aetiologie desselben; 3) Prognostik; 4) Heilverfahren. Der Kat. gehört nicht zu den Entzündungen; denn es findet in keinem Schleimorgane wahre Entzündung Statt. Es existirt beym Katarrh nur durch verhinderte Einsaugung vermehrter Abgang des Absonderungsstoffes der Schleimhaut. (Sollte immer nur diese negative Ursache, verhindertes Einsaugen, nicht auch eine positive vermehrte Absonderung Statt finden? Wirkt die Kälte, als die veranlassende Schädlichkeit beym Katarrh erschlaffend auf die Schleimorgane? oder als reizend auf die Absonderungs-

werk-

werkzeuge? Wir kommen immer auf den Satz zurück: ubi irritatio etc.) Die nächste Ursache des Katarrhs ist Krampf (?) in den Anfängen der rückführenden Gefäße der Schleimorgane. Er entsteht aber nicht (immer) von zurückgehaltener Ausdünstungsmaterie. Eher ist es wahrscheinlich, daß er von einem eigenen Miasma entstehe, oder vielmehr von einer allgemeinen Ursache in der Luft. Im Allgemeinen ist Schwäche und dadurch erhöhte Reizbarkeit die nächste (letzte) prädisponirende Ursache. Als Anzeigen bey der Heilung nimmt der Verf. an: 1) den Krampf in den resorbirenden Gefäßen zu heben; 2) die unordentlichen Bewegungen der Lebenskraft in ihr voriges Geleise zu bringen, und 3) alle Reinigungsorgane in Thätigkeit zu erhalten. Dieses glaubt er durch sanft reizende, gelind auflösende und leicht stärkende Mittel zu erreichen. Das Hauptmittel des Vfs. ist ein Pulver aus Opii, Kerm. min. āa. gr. iv. Nitri scr. ij. Sal. amon. scr. iv. Arcan. dupl. dr. ij. Elaeosacchar. foenic. dr. vj. Aller 3 bis 4 Stunden einen Theelöffel voll zu nehmen. (Gefällt dem Rec. in Ansehung der Zusammensetzung nicht.) Der 2te Th. beschäfftigt sich mit der Perspirationslehre. In der Einleitung zu derselben theilt uns der Vf. einige Gedanken über die Einsaugung mit. Es sey ausgemacht, daß der menschl. Körper das Vermögen besitze, mit seiner Oberfläche Theile aufzunehmen, und sie in den Säften zu verbreiten; wahrscheinlich luftförmige Stoffe; ob auch wäßrichte, ist nicht erwiesen. Unter kränklichen Umständen geschieht das Letztere gewiß. Dieß nennt der Vf. erzwungene (regelwidrige) Auffangung, im Gegensatze von der natürlichen und freywilligen (regelmäßigen). Bey dieser scheint es weder nothwendig, noch vortheilhaft, daß der gesunde Mensch Feuchtigkeiten aus der Luft einsauge. (Der Vf. sucht nun alle Gründe für diese freywillige Einsaugung zu widerlegen; scheint aber etwas zu weit zu gehen, und restringirt daher diese Annahme dahin, daß bey gesundem Zustande und unverändertem Wirkungsvermögen des Lymphsystems, selbst wenn den Körper eine ungewöhnlich feuchte Atmosphäre umgebe, keine Einsaugung geschehe, höchstens nur etwas weniger perspirirt werde. Er selbst fühlt und sieht zu, daß darüber noch genaue, entscheidende Versuche nöthig seyen, und thut dazu S. 34 ff. Vorschläge.) Den 1sten Abschnitt der Abhdl. füllt eine Literaturgeschichte der Perspiration; den 2ten die Geschichte derselben, Organ,

Stoff, Menge, Nutzen und Schaden der Perspiration. Den Nutzen setzt der Verf. in Ausdünstung von Wasser-Kohlen- und Stickstoffgas, so daß folglich an allen Punkten des menschl. Körpers ein ähnlicher Proceß, wie in den Lungen, vor sich gehe. Den Nachtheil der gehemmten Perspiration hält Herr Fr. für unbedeutend. Auf keine Weise könne sie als primitive Ursache der Krankheiten betrachtet werden; möglich sey es jedoch, daß sie, als sekundäre Ursache, vielleicht eine bedeutendere Rolle spiele. Der 3te Abschn. enthält die Aphorismen des Sanctorius und Keil, nebst Anmerkungen. Wir wollen in die Beurtheilung dieses Abschnittes nicht tiefer eingehen, da die Anzeige dieses Buchs ohnehin schon weitläufig geworden, und das Buch werth ist, von jedem Arzte gelesen zu werden. Wir hätten nur gewünscht, daß sich der V. hie und da etwas kürzer gefaßt, und manche spielende oder gezierte Ausdrücke, die sein gutes Buch entstellen, vermieden hätte.

Mz.

Eugon, oder über Impotenz und Schwäche der Zeugungskraft, und die sicherste Methode, sie zu heilen. Von K. F. Burdach, der Philosophie, Medicin u. Chirurgie Doktor zu Leipzig. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, bey Hinrichs, 1804. 123 S. 8. 14 Gr.

Mit vieler Erwartung nahmen wir diese Schrift in die Hand, da darinnen ein so wichtiger Gegenstand aus der Heilkunde abgehandelt vorgestellt wurde; aber unsere Erwartung wurde gar nicht befriediget. An sich ist diese Schrift fast weiter nichts mehr, als das Aushängschild von gewissen geheimgehaltenen Eugonpillen gegen die Impotenz aus dynamischen Fehlern des Körpers, insonderheit der Zeugungstheile, und — risum teneatis amici — aus chemischen Fehlern des männlichen Saamens. In der Einleitung sucht der Vf. sich zu verwahren, daß er diese Popularschrift in den Druck gegeben, die also bloß für die Laien in der Heilkunde abgefaßt worden, und besonders deßwegen und in der Absicht, die geheimen Eugonpillen

an

an den Mann zu bringen, und des Vfs. Seckel zu füllen, da eine Provision dieser Pillen nur zwey Louisd'or kostet; zu welchem Handel auch der Verleger zum Unterhändler sich mit anbieten läßt. Glück zu! ihr edlen Menschenfreunde; dieser Handel wird gut gehen; denn an Bedürftigen dieser Pillen wirds in jetzigen Zeiten gewiß nicht fehlen, und die Spekulation zu einer guten Aerndte von Louisd'ors ist schlau genug berechnet; besonders für die Einfaltspinsel, welche sich einbilden, daß Dr. Burdach die chemischen Fehler ihres männlichen Saamens kennen, und sie, (vermuthlich durch eine Wahlanziehung seiner Pillen und der Doppellouisd'ors der hülfsbedürftigen Schwachen) verbessern kann.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Ein und zwanzigster Band, erstes bis viertes Stück. Leipzig, im Verlage der Dyckischen Buchhandlung. 1803 u. 1804. 642 Seiten 8. 1 Rg. 16 gr.

In diesem Bande sind, außer weit mehrern andern, nachstehende lesenswerthe Abhandlungen, kürzere Aufsätze, und Bemerkungen enthalten. Baillie, von einer 15 Wochen lang dauernden Verstopfung des Stuhlgangs. Ders. von einer sonderbaren Krankheit in den dicken Gedärmen. Es war von einer Patientinn ein Stück, wahrscheinlich, des Grimmdarms fast von einer Elle lang abgegangen, die noch etliche Wochen darauf lebte. Bell vom Ausfallen aller Haare bey einem gesunden Manne, ohne vorhergegangene Krankheit. Verschiedene Bemerkungen aus der Anatomie, von Xavier Bichat, die auch den praktischen Arzt interessiren. Kund, von der Milchruhr. Tode, von den Wirkungen der Ipecacuanha bey einer hartnäckigen Verstopfung des Stuhlgangs. Ders. von der Heilung eines Krebsgeschwürs an den Augenliedern durch ein arsenikalisches Aetzmittel. Filleau, von einer Krankheit der Blase, bey welcher eine eiterartige Materie mit dem Urin ausgeführt wurde. Gilbert, über den Gebrauch der thierischen Gallerte. Larrey, über die Pest, welche in der französischen Armee, während des Feldzugs nach Syrien und in Aegypten, geherrscht hat. Ders.

 über

über eine in Aegypten beobachtete Atrophie der Hoden. Frin. über eine Zerreissung des Herzens. Von Einigen über den äusserlichen Gebrauch des Braunsteinoxyds, in einer Salbe gegen Hautübel. — Zu bedauern ist es, dass auch diesem Bande kein Register beygefügt worden ist.

Zo.

Neue Ansichten der Hundswuth, ihrer Ursachen und Folgen, nebst einer sichern Behandlungsart der von tollen Thieren gebissenen Menschen. Für Aerzte und Nichtärzte bestimmt von Georg Gottfried Zinke, der Arzneywissensch. Doktor. Jena, bey Gabler. 1804. XVI. u. 212 S. 8. 20 gr.

Des Verfassers neue Theorie von der Entstehungsart der ursprünglichen Wuth ist aus den Eigenthümlichkeiten des Hundes, seiner Lebensart und den krankhaften Erscheinungen, die sich während der Krankheit zeigen, deducirt. S. 54 heisst es: Der Hund, von Natur mehr oder weniger zum Zorn und Begattungstriebe äusserst geneigt, ist oft, bey weniger Nahrung, heftigen Strapatzen ausgesetzt, muss öfters Durst leiden, und, wenn er endlich zu saufen bekommt, so säuft er viel, und mitunter auch wohl unreines Wasser u. s. w. Alle diese Dinge sind schwächende Schädlichkeiten, und erzeugen, wenn mehrere zusammen wirken, eine offenbar asthenische Krankheit. Wenn nun durch die Einwirkung einiger der vorerwähnten schwächenden Schädlichkeiten, wozu hauptsächlich die vielfältige Veränderung der Witterung in unserm Himmelsstriche viel beyträgt, eine Verminderung der Lebensthätigkeit und Reizfähigkeit hervorgerufen worden ist: so muss diese in der ganzen Organisation des Hundes einen fehlerhaften Zustand erzeugen, und der Lebensprocess in Unordnung gerathen. Es erfolgt nunmehr vermindertes Wirkungsvermögen; und, weil der Hund nicht schwitzt: so wird die unmerkliche Ausdünstung um so leichter unterbrochen, welches eine fehlerhafte Mischung der Säfte nach sich zieht. Dazu kommt nun noch, dass jetzt, wegen der verminderten Reizfähigkeit, das Oxygen nicht mehr, wie in dem gesunden Zustande, bey dem Athemholen in den Lungen zersetzt, und

und das Blut mit hinlänglicher Menge desselben geschwängert wird. Aus dem eben angeführten Grunde werden nunmehr auch die gehörigen Portionen Stickgas, Kohlensäure, oder, wenn man will, Ammoniak, nicht mehr ausgeschieden, woraus eine Entsäuerung des Bluts, vorzüglich aber eine Disproportion in der Mischung der Säfte und eine höchst fehlerhafte Beschaffenheit derselben entsteht. Der Hund excernirt, nach starken Erhitzungen, aus den Drüsen des Rachens eine dem Schweiße ähnliche Feuchtigkeit, die ihm tropfenweise aus dem Maule läuft; und hierin scheint der Grund zu liegen, daß sich bey den wuthkranken Hunden, nach den allgemeinen Gesetzen des Organismus, besonders des Antagonismus, das Produkt der fehlerhaften Beschaffenheit der Säfte hauptsächlich nach den Speicheldrüsen, als den geschwächten Theilen, wirft, und als chemische Schärfe (animalisches Gift) wirkt. Daher im Anfange der Krankheit der wässerichte Ausfluß aus dem Maule, und in der Folge das starke Geifern des Hundes.

Recensent überläßt es den Lesern, selbst zu urtheilen, ob und in wie fern diese theoretische Ansicht der Hundswuth neu, und durchaus konsequent sey. Nur glaubt er bemerken zu müssen, daß die Erscheinungen dieses fürchterlichen Uebels, nach dieser Theorie, nicht befriedigend erklärt werden können. Einige Einwürfe, die sich dagegen machen lassen, sucht der V. durch Gründe zu heben; die aber eben so wenig erschöpfend sind, als diejenigen, womit er die bekannten Aetiologieen seiner Vorgänger bestritten hat.

S. 68 ff. werden die in Vorschlag gebrachten Mittel, der Wuth vorzubeugen, geprüft. Nach Hrn. Zinke, beruhen sie theils auf Vorurtheilen des Alterthums; theils sind sie aus Eigennutz entstanden, oder auf falsche Ansichten der Wuth und ihre Ursachen gegründet. Dieses wird auch geradezu von der Kastration behauptet. Die diätetischen Vorschriften, die Gesundheit der Hunde zu erhalten, und dadurch die Wuth zu verhüten, sind durchaus zweckmäßig und gut; und die Vorsichtsregeln bey dem Hundehalten verdienen allgemein beherziget zu werden.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Wuth und Wasserscheu des Menschen. Nachdem der V. das Bekannte über die innerliche und weit wirksamere äußerliche Behandlung die-

dieser Krankheit vorausgeschickt und beurtheilt hat, erzählt er den Erfolg mehrerer von ihm mit dem Wuthgifte gemachten Versuche. Um zu erfahren, durch welche Mittel das Wuthgift in der Wunde am sichersten zerstört oder unschädlich gemacht werde, nahm er von einem tollen Hunde, welcher einige Hunde gebissen hatte, die in der Folge ebenfalls toll wurden, sogleich als er getödtet war, mit Malerpinseln etwas Geifer, und impfte damit einige Hunde und andere Thiere. Die Resultate dieser Versuche will Recensent, wegen ihrer Wichtigkeit, hier kurz anführen.

Erster Versuch. Noch an demselben Tage, als der V. den Geifer von einem wüthenden Hunde genommen hatte, machte er einem einjährigen Dachshunde an beyden Vorderbeinen seichte Einschnitte in die Haut, ließ die Wunden ausbluten, und strich so viel Geifer, welcher mit Wasser aufgeweicht war, in dieselben, als sich an einem Pinsel befand. Nach diesem wurden die Wunden, damit sie der eingeimpfte Hund nicht belecken konnte, verbunden. Jetzt wurde der Hund in sichere Verwahrung gebracht, mit den nöthigen Nahrungsmitteln täglich versehen, ihm, nach Münch's Vorschrift, Belladonnapulver eingegeben, und der Erfolg abgewartet. Er blieb bis zum siebenten Tage munter, fraß und soff; den achten ließ er Futter und Wasser stehen, war traurig, verkroch sich, und bis zum zehnten Tage hatte er die völlige Wuth. Zweyter Versuch. In derselben Stunde impfte der V. einen etwas alten Spitz mit Geifer, der mit einer starken wässerichten Arsenikauflösung aufgeweicht war. Nach zwey Stunden wurden die Wunden mit dieser Auflösung wiederholt bestrichen. Den dritten Tag nach geschehener Impfung schien der Hund etwas mißlaunig zu seyn; die Ränder der Wunden waren etwas entzündet, mit einem Schorfe bedeckt, und unter diesem befand sich ein wenig Eiter. Es wurde Alles der Natur überlassen; indessen blieb der Hund gesund, und wurde daher den 42sten Tag aus seiner Gefangenschaft entlassen. Dritter Versuch. Eine Katze wurde mit Geifer, der mit spanischer Fliegentinktur erweicht war, geimpft, und, nach 3 und 5 Stunden, spanische Fliegensalbe in die Wunden gerieben. Den 8ten Tag ließ sie ihr Futter stehen, war traurig, und kroch aus einem Winkel ihres Behälters in den andern. Den 9ten Tag rannte sie, mit feurigen Augen und eingezogenem

Schwan-

Schwanze, mit dem Kopfe gegen die Wände, biß nach Allem, was man ihr vorwarf, und mußte daher getödtet werden. Vierter Versuch. Der V. impfte ein Kaninchen, nachdem er den Geifer, vor dem Einstreichen in die Wunden, mit einem Tropfen flüchtigen Alkali vermischt hatte. Die Impfstellen wurden nach 4 Stunden mit demselben Mittel ausgewaschen, und Kompressen, die damit befeuchtet waren, auf die Wunden gelegt. Das geimpfte Kaninchen wurde den 11ten Tag toll, nachdem es ein paar Tage zuvor gekränkelt hatte. Fünfter Versuch. Einem andern Kaninchen machte Hr. Z. an jedem Hinterschenkel einen Einschnitt, und strich, nach dem Ausbluten, Geifer, welchen er mit ein wenig Speichel erweicht hatte, in die Wunden. Nach 2 und 4 Stunden nahm er den Verband von den Wunden, und wusch diese mit starker Seifensiederlauge aus. Die Impfung hatte bey diesem nicht gefruchtet. Sechster Versuch. Der V. impfte einen Hund mit Geifer, der mit ein wenig in Wasser zerriebenem Phosphor aufgeweicht war, und bestrich nach 6 Stunden die Wunden mit demselben Mittel. Nach 3 Tagen fand er die Wunden entzündet, und mit einem Schorfe bedeckt. Am 5ten Tage schien der Hund etwas verdrüßlich zu seyn, fraß und soff nicht mehr mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit; aber dieses hatte sich bis zum 8t. Tage wieder verloren, und er blieb von nun an munter und gesund. Siebenter Versuch. Die wunden Stellen eines an der Brust gerupften Haushahns wurden mit Geifer bestrichen, der mit ein wenig Magensaft von einer Katze vermischt war. Nach 2 Stunden wusch der V. die Impfstellen mit Weinessig, vermittelst einer Zahnbürste, sorgfältig ab; dann bestrich er, nach einer Stunde, die Brust abermals mit Magensaft, und nach 4 Stunden mit spanischer Fliegentinktur, die nach Alexanders Vorschrift verfertigt war. Den 14t. Tag brach die Wuth völlig aus, ungeachtet bis dahin die Eiterung durch Digestivsalbe mit zugemischtem spanischen Fliegenpulver unterhalten worden war.

Das Verdienstliche solcher Versuche wird Niemand verkennen; indessen, wenn sie belehrend seyn sollen, müssen sie, unter gehöriger Vorsicht, nach Regeln gemacht, unter veränderten Umständen wiederholt, bey der schon wirklich ausgebrochenen Wasserscheu die innerliche Behandlung mit der äußerlichen verbunden fortgesetzt, und aus den Resultaten ein-

einzelner Wahrnehmungen keine falschen Schlüsse gezogen werden. In den letztern Fehler ist der V. gefallen: er schließt in der That zu voreilig, wenn er S. 193 glaubt, in dem Arsenik, dem Phosphor und der Lauge, und nicht in den spanischen Fliegen, dem Magensafte, Weinessig und flüchtigen Alkali, die Mittel kennen gelernt zu haben, durch welche das Wuthgift auf eine unmittelbare Art verändert und unschädlich gemacht werde.

Des V. Behandlungsart der von tollen Thieren gebissenen Menschen ist um so mehr zu empfehlen, da ihm hierbey eigene glückliche Erfahrungen zu Gebote gestanden haben. Der Gebissene soll die Wunden, ja selbst diejenigen Stellen der Haut, wo sich vermuthen läßt, daß Geifer hingekommen sey, sogleich nach dem Bisse mit Lauge, oder mit warmem Salzwasser, oder Urin, sorgfältig waschen und bähen, Erde und klaren Sand (Asche) in die gebissenen Stellen wiederholt einreiben, und, wenn es angeht, nahe über der Wunde, ein Band um den Theil so fest binden, daß derselbe unter dem Bande etwas anschwelle. Der Arzt soll den Kranken aufzuheitern suchen, ihm ein ruhiges Verhalten empfehlen, bey dem Vorhandenseyn einer andern Krankheit auf diese, wie auf die Verwundung, Rücksicht nehmen, die Wunden selbst genau untersuchen, sie abermals eine Viertelstunde lang anhaltend mit Lauge oder warmem Salzwasser, vermittelst einer zarten Zahnbürste, auswaschen, Einschnitte in die Wunden machen, dann den Kranken in ein warmes Bad setzen, oder mit warmem Wasser und Seife, oder etwas zugemischter Lauge, oder einem wollenen Tuche, reinigen, ihn in ein gewärmtes Bett legen, und Hollunderthee trinken lassen. Wenn die Wunden nicht mehr bluten, dann wird, so viel als nöthig ist, von dem Cosmischen Pulver, mit Speichel oder Wasser zu einer dünnen breyartigen Masse gemacht, mit einem Malerpinsel, oder einer Feder, in die Wunden gestrichen, der Schorf, der sich auf der Wunde bildet, abgenommen, und, um die Eiterung zu unterhalten, die Stelle mit einer Digestivsalbe verbunden, zu welcher man etwas spanisches Fliegenpulver mischet. Wunden, die schon geschlossen oder vernarbt sind, sollen durch einen tiefen Schnitt geöffnet, und dann mit dem gerühmten Mittel verbunden werden. Nur bey gerissenen Wunden in den muskulösen Theilen empfiehlt der V. das Abwaschen mit Seifen-

sieder

fiederlauge, und eine Digestivsalbe mit ein paar Gran Arsenik vermischt. Während dieser örtlichen Behandlung, sollen die Kranken von folgender Mischung: Phosphor 1 Skrupel, aufgelöst in Vitriolnaphtha 1½ Qv., Pfeffermünzenwasser 8 Loth, und Frauenhaarensyrup 3 L., 8 Tage hinter einander, täglich drey Eßlöffel voll nehmen, und, bey einer schicklichen Diät, eine Abkochung von einem halben Lothe Arnikablumen, einem Lothe Süßholz und eben so viel Bittersüß, in einem Maaß Wasser gekocht, und in das Durchgeseihete etwas spanischen Wein gemischt, trinken. Am Ende giebt der V. noch Vorschriften zur Behandlung der Gebissenen, wo sich schon Spuren der bevorstehenden Wasserscheu zeigen. Er räth zu starken Gaben von reizenden und schweißtreibenden Mitteln, als: Kampher, Bisam, Hirschhorngeist, Vitriolnaphtha, Opium, Phosphor und — Arsenik zu einem Viertelgran, in einer hinlänglichen Menge Wassers aufgelöst, des Tages über einigemal zu geben. Schon John Hunter gedenket einer Art Pillen, die Arsenik enthalten, und, nach seiner Versicherung, in Ostindien ein untrügliches Mittel gegen den Biß von tollen Hunden sind.

Praktizirenden Aerzten wird diese Schrift Belehrung und Unterhaltung gewähren.

Die Heilkraft des Moschus. Aus dem Lateinischen des D. *B. L. Tralles*. Als Resultat neuerer Erfahrungen dargestellt von *M. H. Mendel*, der Heilkunde Doktor, ausübendem Arzte u. öffentlichem Geburtshelfer zu Breslau, u. s. w. Breslau und Leipzig, bey Gehr. 1804. 280 Seiten 8. 1 Rt.

Herr Mendel hält es für eine wirkliche Bereicherung unserer Wissenschaft, wenn man die Beobachtungen der berühmtesten Aerzte über die Wirkungen eines Mittels in verschiedenen, so wie in ähnlichen Fällen, zusammenstellt, und in einen Punkt zu vereinigen sucht, um endlich daraus ein festes, allgemeines Resultat über die ursprüngliche Kraft dieses Mittels abstrahiren zu können. Aber nur eine scheinbare Bereicherung sey es, wenn die Wirkungsart eines Mittels mehr aus einer

oder

oder der andern Theorie, aus einem oder dem andern System, mit ausschließlicher Hinsicht auf eine einzige Art von Krankheiten, deducirt werde. Aus jenem Gesichtspunkte müsse die Monographie eines Heilmittels zum Behufe der Klinik entworfen werden; und eben die Würdigung dieses Erfordernisses hat den V. zur Bearbeitung und Verbesserung einer solchen pragmatischen Specialgeschichte des Moschus, in so fern sie für den jetzigen Standpunkt unserer Doktrin nöthig sey, bewogen.

Des verdienstvollen Tralles Schrift: De limitandis laudibus et abusu Moschi in medela morborum, Vratislaviae 1783, ist eine solche Monographie, und gründet sich auf eine, zwar nicht vollständige, doch dem beabsichtigten Zwecke angemessene geschichtliche Zusammenstellung der Wahrnehmungen über die Wirkungen dieses Mittels. Bekanntlich setzte aber der sonst helle Kopf, Tralles — es sey nun wegen Unvollkommenheit der damaligen medicinischen Lehrbegriffe, oder vielleicht gar, um sein Lieblingsmittel, den Mohnsaft, mehr zu heben, den Moschus herab, und würdigte die für den Gebrauch desselben sprechenden Beobachtungen nicht ohne Partheylichkeit. Indessen haben sich seit 20 Jahren die Erfahrungen über die Heilkraft dieses Arzneykörpers sehr, und zwar, wie es höchst wahrscheinlich ist, zu auffallenden Gunsten desselben vermehret. Diese neuern Beobachtungen hat Hr. Mendel, nach seiner theoretischen Ansicht (die sich bald der geläuterten Erregungstheorie nähert, bald nicht) geordnet, und den ältern, von Tralles gesammelten, Wahrnehmungen zugesetzt. Eigene Erfahrungen, oder von dem Hrn. V. nach Regeln angestellte Versuche über die Wirkungen des Bisams findet man nicht. Ob nun durch diese Nebeneinanderstellung aller subjektiven, oft widersprechenden Urtheile von mehr als zweyhundert Schriftstellern über die Heilkraft des Moschus, die Materia medica etwas gewinnen werde? — und ob, auf diesem Wege, überhaupt unsrer Doktrin irgend ein reeller Nutzen zufließen könne? — darüber ist wohl bey Männern, die über die Grundsätze der Heilkunde, und besonders über den verworrenen Zustand der Heilmittellehre, mit Fleiß nachgedacht haben, nur Eine Stimme.

Br.

Ver-

Versuch einer neuen Darstellung der Erregungstheorie, von *Chr. Friedr. Oberreich.* Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1804. 482 Seiten 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Schon wieder ein Versuch eines jungen, unerfahrenen Mannes, die Arzneywissenschaft, eine Erfahrungswissenschaft, zu vervollkommnen! Was kann von Nazareth Gutes kommen? möchte man bey allen solchen frühreifen Geburten fragen. An dem gegenwärtigen Verbesserer der Erregungstheorie scheint wenigstens der Wille lobenswürdig zu seyn, indem er, laut der sehr weitschweifigen und unbehülflichen Vorrede, die von Brown übersehene Mischung und Form des m. K. einer genauern Rücksicht werth achtet; eine Idee, welche der Rec. schon lange und mehrmals ausgesprochen hat. Auch stimmen wir im Wesentlichen mit den Recensionen zusammen, welche der V. in der Vorrede über seine Vorgänger niederlegt, daß nämlich Röschlaubs frühere Werke mehr Werth haben, als die spätern; daß er durch die letztern der Arzneywissenschaft mehr geschadet, als genutzt, die Begriffe immer mehr verwirrt habe ꝛc. Das Nämliche hätte der V. wahrscheinlich auch von Reil gesagt, wenn ihm dessen neueste Apostasie schon bekannt gewesen wäre. Von den naturphilosophischen Grundsätzen behauptet der V., sie seyen bey dem lebenden Organismus unstatthaft, chimärisch, und mithin aus der Medicin gänzlich zu verbannen. Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die eigenthümlichen Ansichten des V. wenden, und Alles, was nicht auf sie zielet, zur Seite liegen lassen. — Als Principien seiner Naturlehre und Naturforschung setzt der V. ein höheres Wesen voraus, von welchem alle Erscheinungen und Gegenstände, die wir wahrnehmen, d. h. die Natur, Produkt sind. Daß in der Natur und ihren Produkten der Trieb zu unendlicher Entwickelung liege, sey nicht erwiesen; beyde seyen bedingt. Schellings Lehre darüber sey ohne Beweis und voll Widersprüche. (Das Erstere behauptet auch der Rec., und wundert sich, wie eine stützenlose, phantastische Philosophie so vielen guten Köpfen gefallen kann!) Die Ausdrücke: organisch und lebensfähig, seyen völlig identisch; nicht aber organisch und lebend. (Es scheint hier Mikrologie und Sophisterey vorzuwalten; ob wir gleich auf der

andern Seite auch Röschlaubs Definition nicht für annehmlich halten. Ueberhaupt kommt uns, mit dem V. §. 65, eine durchaus genügende Definition eines Organismus und organischen Körpers schwer vor.) Unter die unorganischen Körper rechnet der V. das Blut und die Säfte der Pflanzen, den abgestorbenen Thier- und Pflanzenkörper, Leder, Breter, Wasser, Erde, Steine und Metalle. (Gewiß ein höchst seltsames Gemisch! Blut und Pflanzensäfte, sollte man meinen, müßten doch von Leder und Brettern sehr verschieden seyn.) Aeußerlich in die Sinne fallende Merkmale von Organisation seyen das Leben und dessen Produkte, Zeugung, Wachsthum und Reproduktion. Durch diese Lebensäußerung unterscheiden sich die belebten organischen Körper hinlänglich von den unorganischen; aber wodurch die organisch unbelebten von den unorganischen? (Den V. machen die Verrichtungen des Gehirns irre.) Der zweyte Abschnitt handelt vom Organismus überhaupt; der dritte vom Organismus insbesondere. Der V. nimmt hierbey zwar auch Identität, durch Triplicität bewirkt, als Hauptgesetz der Möglichkeit der organischen Naturprodukte an; bestimmt sie aber als Mischung, Form und Erregbarkeit anders, als viele neuere Physiologen. Diese Triplicität wird in beyden Abschnitten ausgeführt, ohne daß der V. doch im Stande wäre, die organische Mischung näher zu bestimmen. Vierter Abschnitt. Gesetze der den Organismus konstituirenden Bedingnisse. Jeder organische Körper hat seine eigenthümliche Mischung, welche bey jeder Gattung und Art verschieden ist, und verschiedene Erscheinungen giebt. Der V. begreift unter der Mischung auch den Bildungstrieb und die Reproduktionskraft (?). Allgemein wirkende Potenzen können, nach dem Verf., keine Veränderung in derselben hervorbringen; wohl aber örtlich wirkende. (Diese Sätze fodern noch genauere Untersuchung. Besonders scheint es, als ob manche Krankheitsreitze, z. B. bey schweren Typhusarten, außer der Erregbarkeit, zugleich oder vorzugsweise auf die Mischung wirkten, sie chemisch zersetzten. Die Erscheinungen an solchen Kranken, während und nach der Krankheit, machen es sehr wahrscheinlich.) Fünfter Abschnitt. Verschiedenheit der Zustände des Organismus, Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit. Der V. tadelt alle bisher aufgestellte Definitionen von dem, was man Krankheit nennt, ohne doch eine bessere aufzustellen. Besonders strenge verfährt er mit Hrn. Kilian,

wel-

welches freylich auch vielen Tadel verdienet. Er kommt dabey auf die Eintheilung der Krankheiten nach der verschiedenen Schwäche, und drückt sich über die mißliche gemischte Schwäche folgendermaaßen aus: „Gemischte Asthenie muß diejenige genannt werden, wo sowohl sthenische, als asthenische Schädlichkeiten auf den Organismus eingewirkt haben. (Wenn dieß zugleich geschieht: sollte alsdann das Gleichgewicht wirklich bedeutend gestört werden?) Sie ist ein Mittelzustand zwischen direkter und indirekter Asthenie. (Das würde aber, nach unserer Meinung, Gesundheit oder mäßige Sthenie geben.) Es findet dabey weder direkte, noch indirekte Asthenie Statt; noch weniger eine Verbindung aus beyden. (Was denn? Nach Browns eigener Darstellung, muß allerdings eine Verbindung beyder Schwächen Statt finden; ja Brown nimmt sie als den gewöhnlichen Fall an.) Sie existirt am häufigsten, da die beyden andern Arten so oft durch äußere Schädlichkeiten veranlaßt werden, in dieselbe überzugehen. (Uns scheint diese schwierige Lehre durch alles vom V. Gesagte nicht erleichtert oder verdeutlicht worden zu seyn.) Sechster Abschnitt. Gesetze der kränklichen Mischung, Form und Erregbarkeit. Kränkliche Mischung gehe nie von selbst in gesunde über; sie nehme eher zu, werde gefährlicher und tödtlicher; es gesellen sich, bey langer Dauer, auch Fehler der Erregbarkeit dazu; sie kann anfangs örtlich seyn; doch wird sie allmählig allgemein; oft ist mit derselben kränkliche Erregbarkeit verbunden. Um kränkliche Mischung zu heben, muß der ätzende Kurplan angewendet werden. (Der V. hat dabey sehr a particulari ad universale geschlossen. Es scheint überhaupt sehr gewagt zu seyn, über diesen Gegenstand Gesetze aufzustellen, da wir kaum Vermuthungen darüber äußern können.) In diesem Abschn. kommen auch Gesetze der gemischten Asth. vor, von denen das Nämliche gilt, was wir eben von der kränklichen Mischung gesagt haben; ja, vielleicht in noch höherem Grade. Siebenter Abschnitt. Uebersicht der auf den Organismus wirkenden Potenzen. Man müsse Potenz, Reiz und Schädlichkeit von einander unterscheiden. Potenz sey jedes äußere Ding, das auf den Organismus Einfluß haben könne; Reiz, was den Organismus zur Thätigkeit bestimme; Schädlichkeit, was auf den Organismus nachtheilig wirke. Man könne die Potenzen eintheilen in innere und äußere; jene machen Theile des Organismus aus, diese gehören nicht zum Wesentlichen des

Organismus. Zu jenen gehört, nach dem V., die Bewegung der organischen Theile selbst; die Krankheiten (?), die Leidenschaften; zu diesen die Säfte (?), die Speisen, Getränke, Luft, Ansteckungsstoffe, Lichtstoff. Auch gebe es örtlich und allgemein wirkende Potenzen. Die erstern müsse man eintheilen in sthenisch und asthenisch wirkende; zu den letztern rechnet er die schwächenden Leidenschaften, den Sauerstoff, die Kälte. (Es wird, ohne unser Erinnern, jeder aufmerksame Leser leicht einsehen, daß sich Manches an diesem Abschnitte aussetzen läßt. Besonders ist dem Rec. die Meinung von den Säften, als unorganischen Theilen, aufgefallen. Da er die Mischung bey seinem Systeme so sehr in Anschlag bringt: so wäre die Annahme der Dömling-Cappelschen Meinung bey weitem konsequenter gewesen. Auch die Kapitel von Schärfen, Metastasen und Krisen haben dem Rec. nicht gefallen. Der V. nimmt dabey immer die roheste Meinung an, um sie, ganz natürlich und recht, zu verwerfen. Die Modifikationen neuerer denkenden Aerzte, eines Brandis, Schäffer, u. a. hätte er aber als Regel aufstellen müssen. Die Lehre von den Ansteckungsstoffen ist, unserer Meinung nach, weit vernehmlicher von Brown skizzirt; nur nicht ganz ausgearbeitet worden, als vom V. Herr O. glaubt, diese Stoffe wirken entweder als sthenische Potenzen auf den Organismus, und ändern die Erregbarkeit; oder sie ändern unmittelbar die Mischung; oder beydes, Mischung und Erregbarkeit. Eine reifere Erfahrung des V. wird manche Ansicht des V. in diesen Stücken ändern; und sie ist zu wünschen, bevor der V., wie er Willens ist, dieß wichtige Kapitel weitläuftiger ausarbeitet.) Neunter Abschnitt. Von den Zeichen der Krankheiten. Ein, gegen die übrige Beleibtheit des Buches abstechend magerer Abschnitt. Die gemischte Asthenie soll sich aus folgenden Zeichen, vereint benutzt, vermuthen lassen: 1) wenn die Zeichen der Asthenie überhaupt vorhanden sind; 2) wenn weder direkte noch indirekte Asthenie (und dennoch Asthenie?) vorhanden ist, und 3) wenn sowohl sthenische, als asthenische Potenzen (sind keine Zeichen) auf den Organismus gewirkt haben. Zehnter Abschnitt. Uebersicht der Formen des Uebelbefindens. Diejenigen Formen, welche bloß auf kränklicher Mischung beruhen, sind folgende: Schanker, Krätze, Elephantiasis, Lepra, Kopfgrind, Ansprung, Weichselzopf, Flechte, Finnen, Scirrhus, Krebs, Hundswuth, u. s. w.

(mag-

(meistentheils Asthenie?). Vorzüglich auf asthenischer Schwäche beruhen: Steifheit, Starrkrampf, Lähmung, Kriebelkrankheit, Katalepsis, Epilepsie, veraltete Rheumatalgie, Gicht, veraltete Geschwüre, Beinfraß, Bleichsucht, Dörrsucht, Rhachitis, Hüftweh, Podagra, Marasmus, Durchruhr, Taubheit, Blindheit, u. a. (nicht genannte). (Auch hieraus leuchtet ein Mangel an genauer Beobachtung des kranken menschlichen Körpers deutlich hervor. Eilfter Abschnitt. Kur der Formen des Uebelseyns überhaupt. Hier nur eine ganz kurze Uebersicht der Anzeigen und Arzneymittel, unter welchen die diffusiblen Mittel: Serpentaria, Angelica, Valeriana etc. sehr irrig zu den anhaltenden; Cascarilla und Weidenrinde eben so irrig zu den Mitteln von geringer Bitterkeit; Seidelbast und Sadebaum zu den unbedeutend ätzenden Mitteln gerechnet werden. Die letzten Abschnitte sind überhaupt kurz und flüchtig; alle übrigen aber mit großer, zum Theil ermüdender Weitschweifigkeit abgehandelt worden. Das ganze Buch zeugt von guter Belesenheit in den besten neuern Schriftstellern, und von dem Bestreben, Alles zu prüfen, um das Beste zu behalten!

Mz.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Der Storch und seine Familie. Eine Tragödie in drey Aufzügen; nebst einer Zugabe, von E. M. Arndt. Mit 1 K. Greifswalde, auf Kosten des Verfassers, und in Kommission bey Gräffe in Leipzig. 1804. 374 S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Eine gar wunderliche Dichtung, deren Warum? Wozu? und Wohinaus? nur so so einleuchtet. Daß die Tendenz satyrisch ist, sieht man wohl, und der V. scheint es mit den neuesten und allerneuersten Philosophen und Aesthetikern zu haben; aber die in Handlung gesetzte Fabel und Katastrophe des Stücks sind ein so mystisches Durcheinander, ein so verworrener Kreuz- und Querzug von Bizarrerie und Laune, von Phantasie- und Ideensprüngen, daß sich der Leser durch-

bindende keinen festen Gesichtspunkt über Ziel und Absicht dieser Storchtragödie abgewinnen kann. Der Inhalt ist ungefähr folgender. Geranus, der alte Storch, hat seine drey Söhne, Autarkes, Pteryx, und Diopetes, sammt ihrem Hofmeister, Muscülus, nach Anemopolis, der Windstadt, geschickt:

An Sitten zu werden manierlich und fein;
Viele große Doktores drinnen seyn.
Da ist Kleugeinos, der seltne Mann,
Der alle Wunder erklären kann,
Wie das Gras wächst, wie die Welt geworden!
— — — — —
Da ist Aigyphonos, der große Poet,
Der die Zahlen und Sterndeuterey versteht;
Mantis, der tiefe Theologus,
Den dein Gott wohl selbst rathfragen muß;
Hat alle Dinge auf's tiefste fundirt.

Von da kehren nun die jungen Burschen, nach vollendeten Studien, zurück, und die ganze Sippschaft, alle Aeltern, Basen, Gevattern und Gevatterinnen der Familie sind festlich auf ihren Empfang gerüstet. Zuerst kommt Autarkes angeflogen. Die Kultur in Anemopolis hat ihn aber so unkenntlich gemacht, daß der Alte, in ihm irre, ihn fragen muß, wer er denn eigentlich sey? Autarkes antwortet?

Was das sogleich für Fragen sind!
Man sieht, ihr wohnt zu fern vom Wind —
Was ich bin, oder nicht bin,
Die Frage gehört hier gar nicht hin:
Aber scheidet ihr das Nicht-Ich und Ich,
Ihr fraget gescheuter sicherlich.
Greifet nur, was vorüberwallt,
So entgeht euch die reine Gestalt.

Er giebt sich endlich zu erkennen. Da ist denn, trotz seiner verkehrten äußern und innern Seite, große Freude im Hause. Besonders geht der alten Storchinn das Herz über. Mit voller Mutterfreude umhalset und küßt sie den Wiederkehrenden. Aber der entreißt sich unwillig ihren Umarmungen, und läßt sich sehr unkindlich gegen sie vernehmen:

Ich seh', ihr tragt noch die alten Ketten
Mit dem alten Fell vom Vater,

Wandelt gebunden in der Begier,
Könnet nicht an dem reinen Schauen
Eure irdischen Augen erbauen —
Weint euch immer die Augen röther,
Ihr versteht noch nicht den erhabenen Aether,
Wo Alles die höchste Liebe löst,
Und die Thierheit zur Hölle verstößt.

Vergebens tadelt Geranos diese hochphilosophische Herzlosigkeit; er beharret in seiner Erhabenheit über solche Naturgemeinheit, wie von ihm gefordert wird, und erklärt:

Heilig ruhend auf meinem Selbst,
Hab' ich dich Gott, der du Himmel wölbst;
Und sollt' ich den Vater morden im Grimme,
Taub vernehmen der Mutter Stimme,
Dem Weibe das Herz aus dem Busen reißen,
Brennen ist immer besser, als gleißen.
Alles ist eins, Tugend und Laster,
Und alle andere Gewissenspflaster,
Womit sich die Unbeständigkeit
In Buße von der Sünde befreyt.

— — — — —

Ihr guckt, als wär' ich aus den Wolken geschneit,
Das ist noch das Einz'ge, was mich freut,
Denn, wo keine Verwundrung ist,
Da sich wohl der Geist mit Daumen mißt;
Ist das Zeichen von seeligen Tröpfen,
Die ewig Wasser zum Wasser schöpfen.
Ihr seyd freylich in Allem entsetzlich gemein,
Doch in dem Verwundern ist so ein Schein
Zur Palingenesie, eine Tendenz —

— — — — —

Ihr müßt euch erst über mich besinnen,
Dann können wir wieder von vorne beginnen.
Müßt euch erst unzügelich geberden,
Soll aus dem Chaos lustige Schöpfung werden.

— — — — —

Das ist eben meiner Lehre Majestät,
Daß sie zuerst den Kopf verdreht,
Denn nur durch Kampf und lange Pein
Geht man in das Reich Gottes ein.

Auch seine neuphilosophischen Ideen von Gott und Vorsehung producirt er:

Was macht denn so weises euer weiser Gott,
Das nicht wäre jedes Kindes Spott?

Gesteht euch einmal, wie ihr euch rettet,
Wenn ihr Alles an Weisheit und Güte kettet,
Und an die weinerliche Barmherzigkeit!
Um solchen Gott ist mir's keine Minute leid,
Daß seiner die Welt ist ledig worden.
Das ist nun einmal dem schaafigen Orden
So eigen; es soll Alles zierlich und fein
In die Zwangstiefel der Moral hinein;
Aber die taugen kaum einem Postillion,
Er wäre lahm auf der ersten Station.

Das andere Söhnlein, Pteryx, ist eine Art Friedrich Schlegelisches Genie's, ein phantastisch-poetischer Querkopf, der, a la Mortimer (in Schillers Maria Stuart) liebewüthig überschnappend, gleich beym ersten Anblick seiner Geliebten, einer Nichte des alten Geranos, auf eine Nothzucht ausgeht. Er preßt sie heftig an seine Brust, und ruft:

O süßer Tod von solchem Drücken!
O süßer Tod aus deinen Blicken!
Komm, die Büsche säuseln in Sternenpracht;
Komm, unser ist die Liebe und die Nacht.
Alles bange Zagen von dir treib!
Reiche mir her den blühenden Leib!

Aecht Friedrich-Schlegelisch — nach dem Muster der erhabenen Luzinde — setzt er hinzu:

Wie machst du, süße Neanis,
In unsrer romantischen Liebe den Riß!
Sollen denn wir Beyde so ganz gemein, —
Geneckt, ermüdet in's Brautbett hinein?
Umschnattert von Basen, Großtanten und Vettern,
Verlassen von allen seeligen Göttern?
Zwar blüht an jedem Geschöpf und Orte
Ist zuerst der Liebe heilige Pforte;
Aber, bey dem heiligen Sternenlauf!
Thu mir die brünstige Liebe auf!
Hinweg die leeren Ceremonieen,
Die nur Niedriges fester zusammenziehen.

Dioptes, des dritten Storchsohns, Genialität charakterisirt sich empfindsam und weinerlich, und gehört zu den Tieckischen, Franz-Hornischen und Sophie-Bernhardyschen Romanhelden, die immer ein unendlich Sehnen und Streben nach Etwas fühlen, das sie selbst nicht wissen. Man hört ihn:

O Leben, wie rinnet dein Wunder
Gar in einander verschlungen und bunt!
Immer wird mir das Herz im Busen wund,
Wenn ich in deine Wirbel sehe.
Wo ist die Tiefe, wo die Höhe,
Wo die Linie, wo man stehen muß?
Wo das Entbehren, wo der Genuß?
Darf ich schon brechen seinen Liliensstengel,
Darf ich schon streben hin zum Engel,
Oder brauch' ich auch Etwas von Teufel?
So treiben mich immer Sehnsucht und Zweifel,
Es wogt um mich, wie ein wildes Meer;
Das Herz will Alles, und bleibt doch leer;
Je mehr ich mit inniger Brust umarme,
Desto minder ich im Busen erwarme.

Das Treiben dieser drey Storchgenie's nun in der väterlichen Heimath ist:

Pteryx
— — — schlürft Honigseim
Von allen Blumen für Elegieen;
Dioyetes sieht man im Haine (in den Hain) fliehen,
Zu nähren seiner Liebe hohen Gram.
Autarkes häst unverständigen Kram,
Voll Unsinn und Fantasterey.

Der alte Frieden des Hauses ist gewichen:

Die Unruh regiert an seiner Stelle,
Die Narrheit besetzt die offenen Thüren,
Begehrt das Herrenscepter zu führen.
Der Kopf ist voll, das Herz ist leer,
Kein Gehorsam und keine Liebe mehr;
Alles will auf Zerstörung deuten.

So hat der neu-philosophische und ästhetische Schwindel alle Gehirne verdreht, alle Zucht und Sitte auf den Kopf gestellt. Pteryx-Mortimer betrügt den Alten und die Alte um die Freuden der Hochzeitfeyer; er hat sich sein Liebchen heimlich antrauen lassen, und treibt, nach gestillter Liebeswuth, mit Skotrinen, der jungen Kautzin, Ehebruch, worüber die zärtliche Neanis in Verzweiflung geräth, und sich ersäuft. Autarkes vermählt sich mit einer Schlange, die der Schwiegermutter den Hals umdreht, Mehrere in der Familie tödtet, und endlich, in einer zärtlichen Liebesumarmung, sogar ihren eigenen Herzallerliebsten todtbeißt, der sie aber mit in die heilige Vernichtung zieht, und sterbend sie

mit seinem Schnabel zerreißt. Diopeles, der seines unendlichen Strebens kein Ende findet, wird ein Mönch, und der alte Geranes, von allem Jammer seines Hauses niedergebeugt, legt sich auch nieder, zu sterben. Das einzige Resultat, was sich demnach aus allem diesem Unglückswesen ergiebt, wäre: Phantasie- und Kopfverquerung kehrt Ordnung, Sitte und Zucht um, und die Frucht ihres Treibens ist Unheil und Zerstörung. Aber der Dichter hat in seinem Storchdrama Alles so durch und in einander gewirrt, daß seine Tendenz nur halb und halb klar wird. Auch ist das Ganze so unmäßig gedehnt und ausgesponnen, daß, trotz mancher einzelnen schönen Stelle darin, des Lesers Geduld ermüdet, und nur langweilend sich bis zum Ende hinarbeitet.

In dem Anhange giebt es manches Gedicht, das von einem glücklichen poetischen Talente zeuget, und auch hier, wie in seinen mit verdientem Beyfall aufgenommenen Reisen, den guten Kopf beurkundet.

Wr.

Gedichte, von *W. N. Freudentheil.* Hannover, bey Helwing. 1803. 242 S.

Sanfte Phantasie, milde Wärme der Empfindung, und prunkloser Ausdruck derselben, heller Verstand, praktische Lebensweisheit, leichte und gefällige Versifikation machen den eigenthümlichen Charakter dieser niedlichen Gedichte. Rec. sagt mit Fleiß: niedlichen; denn er weiß zu ihrer entsprechenden Bezeichnung kein passenderes Wort. Des Dichters Muse gleicht einem hübschen Mädchen, das, ohne das Modell zu einer Juno oder Venus zu seyn, ohne durch kühnen Gedankenschwung und Sapphoischen Feuergeist, Herz und Seele zu erobern, uns zart und anspruchlos zu sich hinneigt. Sie schwebt nicht aus höhern, überirdischen Regionen zu uns herab, tritt nicht in dem Glanz und Stolz einer Königinn vor uns, bezaubert uns nicht mit Mara's Wunderkehle; in unserer Mitte aufgeblüht, in einfachem, ungesuchten Schmucke naht sie uns, und ihr Gesang gleicht dem Frühlingsliede der Lerche, voll ländlicher Einfalt und Natur. Nur hier und da erhebt sie sich bis zu Nachtigallenmelodieen. So entzückt und

bezau-

begeistert sie nicht; aber sie rührt und zieht an. Ohne uns, wie an einem Triumphwagen, mit sich fortzureißen, befinden wir uns wohl in ihrer Gesellschaft; wir lieben sie, ohne Taumel und Ekstase; kurz, sie ist ein niedliches, allerliebstes, und angenehm unterhaltendes Geschöpf. Mit Vergnügen unternimmt es Rec., das Publikum näher damit bekannt zu machen, und giebt hier, um das Verlangen des Lesers darnach zu reizen, einige Proben, wie er sie sich, während der anziehenden Lektüre derselben, ausgezeichnet hat. Hier sind sie.

Aus dem Gedichte: Die Noth.

Grüßtest du die Welt mit einer Zähre
An der Mutter Busen? O beginn'
Auch der Noth ein frommes Danklied! Ehre
Dem Altar der Menschenpflegerinn!
Sie auch waltet an des Ew'gen Throne,
Mit der Freude schwesterlich verwandt;
Schmückt ihr Haupt gleich nicht die Epheukrone,
Nicht des Seegens Füllhorn ihre Hand.

Herrschend weilt sie bey des Hekla Gluten,
Und wo mild Taheiti's Lüfte wehn,
Folgt dem Dreymast in des Weltmeers Fluten,
Schwingt sich mit dem Aar zu Gotthards Höhn,
Prüft den Armen in der Halmenhütte,
Wo der Herd nicht glimmt bey Brodt und Salz;
Ach! und bahnet durch der Söldner Mitte
Ihren Weg sich in des Fürsten Pfalz.

Sehr schön und wahr werden in den folgenden Strophen die Künste geschildert, die die Noth die Menschen lehrte:

Tobten Stürme feindlich in den Feldern,
Zu der Hütte fällte sie den Stamm;
Rauschten Ströme von der Berge Wäldern,
Sie erhob erfinderisch den Damm;
Heulten Wölfe, mit gespannten Bogen
Führte sie den Jäger in das Feld;
Dienstbar barg durch sie, der Oed' entzogen,
Sich das Lämmchen in der Hirten Zelt.

Lehrend hob sie zu der Sterne Tänzen
Des Piloten Blick in rauher Nacht;
Hieß bis an des Schattenlandes Gränzen
Hülfreich herrschen der Galene Macht, u. s. w.

Nun noch der treffliche Schluß:

Um das Elend seiner Tage wimmert
Trostlos nicht der Genius der Zeit,
Wann der Zwietracht Fackel Völkern schimmert,
Wann der Wahrheit Acht und Folter dräut,
Wann des Bildners Kiel, der Menschen Thaten
Frech den Tempel der Natur entweihn,
Und, o Weisheit! unter deine Saaten
Lolch des Aberglaubens Hände streun.

Noch von Nacht und Wetter rings umstürmet,
Athmet er des Lenzes milde Luft;
Wo die Woge himmelan sich thürmet,
Labt ihn des Gestades Blumenduft;
Bey dem Mißgetön der Saiten beben
In sein Ohr die nahen Harmonie'n,
Seel'ge sieht er an den Urnen schweben,
Und in Wüsten Paradiese blühn.

Aus dem Gedichte: Erfindung der Schrift.

Wie wandelt dort verbannt in Tauris Haine
So wehmuthsvoll Dianens Priesterinn!
Die Nereiden lauschen ihr; doch keine
Trägt je nach Hellas ihre Seufzer hin;
Orkane wehn, erzürnte Fluten wallen,
Und fern erheben sich die Vaterhallen.

Zu frohen Tänzen lockte die Najaden
Des Hebrus, Orpheus mit dem Saitenspiel;
Der Löwe folgte schmeichelnd seinen Pfaden,
Ihm athmeten die Felsen Mitgefühl;
Doch wer belebte seiner Töne Flügel?
Zu schnell erstarb der Wiederhall der Hügel.

Da hub, geweiht von Mnemosynens Lippe,
Den Griffel kühn ein Göttersohn empor;
Und feyernd kränzte sich an Aganippe
Der Pierinnen schwesterliches Chor.
In Plutons Reichen führte der Pelide,
Sich unvergänglich, wie sein Mäonide.

Die Zeit begrub in ihrem Oceane,
Was Göttliches des Zeuxis Hand erschuf;
Aus Schutt und Moder stolzer Herkulane
Ertönt dem Wanderer ihr ernster Ruf.
Homere sanken nicht zu ihrem Grabe;
Kein Flakkus bebte scheu vor Hermes Stabe.

Aus dem Gedichte: Der Sonntagsmorgen auf dem Lande.

Friedlich wandelt in dem Feyerkleide
Dort der Landmann aus dem Hof hervor;
Seines Thurms Geläute tönt ihm Freude,
Freude girrt ihm seines Strohdachs Chor;
Süsser labt ihn seiner Bohnen Duft,
Milder weht um ihn des Sonntags Luft.

Nicht zum Spaden, Pflug und Sonnenbrande,
Weckte heute ja der Latte Hahn;
Ferne weilt der Fischer von dem Strande,
Bey des Ufers Kalmus ruht sein Kahn;
Heute schrecke nicht des Jägers Rohr
Aus dem Busch das scheue Wild empor!

Auf der Weide wiehert, ungezügelt,
Dort der Rosse Schaar den Nachhall wach;
Und das Rind, der Frohn entronnen, spiegelt
Bey den Erlen sich im Silberbach.
Nur die Melkerinn missgönnt die Ruh
Unter Blumen der gefleckten Kuh.

Bey des Hofes Birke singt der Meier, —
Weiss, wie sie, glänzt sein entblösstes Haar; —
Fromme Lieder zu des Tages Feyer.
Traulich spielt um ihn der Küchlein Schaar,
Und der Storch, der um den Giebel schwirrt,
Schenket Federn dankbar seinem Wirth.

Ein ländliches Gemälde, voll Wahrheit und Treue; aber in einem edlen, der Schönheit huldigenden Style. Nirgends prosaischer Reimgeist, oder gemeine, der poetischen Darstellung unwürdige Alltäglichkeit. Man vergleiche damit die Landfleckserey[en] des Grazlendichters, ohne Grazien, (s. seinen Almanach der Grazien!!!) des Pastors zu Werneuchen. Welcher greller Kontrast zwischen beyden in einer und derselben Dichtungsart! Hier spricht uns Lieblich- und Gefälligkeit an, dort beleidigt uns Platt- und Fadheit; hier tönt Wohllaut und Melodie, dort schallt uns leeres Reimgeklingel in die Ohren. Noch schneidender wird dieser Abstand des letzten von dem ersten Dichter in dem Gedichte: Bey einem ländlichen Abendmahle. Wie Hr. Schmidt, stellt hier Herr Freudentheil städtischen Luxus und ländliche Einfachheit einander gegenüber; aber mit welchem Unterschiede in Bilderwahl und Ausdruck! Z. B.

Der Ortolane Prunkgericht
Schmückt dich, bejahrter Steintisch, nicht,
Dir dient kein Schwarm von Lakaien.
Doch hat des Landmanns kleiner Herd
Des Seegens uns genug beschert,
Daſs pickende Hühner sich freuen.

Krystallne Kronen blenden fern;
Uns leuchtet dort der Abendstern,
So traulich an irdener Schaale.
Uns prangt kein marmornes Gemach,
Doch wölbte Gott dein Schattendach,
O Nuſsbaum, zum fürstlichen Saale.

Man blättere das Schmidtische Versbüchlein dagegen auf: überall stößt man auf Abgedroschenheiten und kahle Reime.

Solcher niedlichen Gedichte findet der Leser in dieser geschmackvollen Sammlung mehrere. So, noch einige anzuführen, die Romanze: Richard und Helene, (eine Dichtung voll reizender Einfalt.) Der Lebensfrohe. (Praktische Weisheit in einem leichten, gefälligen Gewande.) Das Lied. S. 56.

Doch genug zur Empfehlung dieses angenehmen Dichters. Der Leser nehme das Buch nun selbst zur Hand; er wird sich überzeugen, daß Rec. ihm nicht zu viel versprochen hat.

Pl.

Gedichte, von *Karl Chr. Sangerhausen.* Halberstadt, gedruckt bey Dölle. 1803. 225 S. 8. 1 Rl.

Kühnen, lyrischen Flug, glühende, lebendige Phantasie, und tiefe, reiche Gedankenfülle muß man in diesen Gedichten nicht suchen. Aber leichte, gefällige Bilder, ein heiterer, fröhlicher Sinn, und praktische Lebensphilosophie, zeichnen sie vortheilhaft aus. Auch sind Versbau und Sprache im Ganzen korrekt; nur hier und da stößt man auf Nachlässigkeiten dieser Art. Wenn der V. daher auch nicht für einen Dichter, im strengen Sinne, gelten kann: ein guter Versificateur ist er auf jeden Fall.

Ver-

Vermischte Gedichte, von Johann Martin Will. Erstes Bändchen. 228 S. Zweytes Bändch. 302 S. Mit zwey Titelkupfern. Rien n'est beau, que le vrai. Straubing, bey Schmid. 1803. 8.

Aller Werth, den man diesen Gedichten zugestehen kann, ist ein moralischer; poetischen haben sie nur wenig. Ein großer Theil davon drückt gute Gesinnungen und tadellose Gefühle aus; aber Beydes fast nur in prosaischen Reimen, oder versificirter Prosa. Schwung, Phantasie, lebendige Versinnlichung verrathen sie nirgends. Der Herausgeber, Herr Michl, scheint das aber nicht empfunden zu haben. Denn nicht einmal die Pflicht der Auswahl hat er für nöthig gefunden; sonst wäre gewiß aus den zwey dickleibigen Bänden — sehr unrichtig von ihm Bändchen genannt — ein ganz kleines, dünnes Büchelchen geworden. So ein Büchelchen würde den wahrscheinlich noch jungen Dichter unstreitig auch vortheilhafter empfohlen haben; denn jetzt verliert sich auch das, was darin sich noch einigermaßen auszeichnet, fast unbemerkbar in dem großen Haufen des ganz Gewöhnlichen, das Herr Michl uns aufzutischen beliebte. Zur Probe stehe hier ein kleines Gedicht an Kant:

Die Tugend wegen Tugend üben,
Im Freudentraume, wie im trüben
Geschicke, stark und edel seyn;
Ganz fern vom allgemeinen Streben,
Allein der reinen Tugend leben,
Nur am Begriffe sich erfreun,
Wo man im Ernste nackter Wahrheit
Mit Einfachheit und Himmelsklarheit,
Von jedem eitlen Wunsch entfernt,
Das wahre Gute kennen lernt:
Sagt! ist wohl je ein menschlich Wesen
Dem großen Manne gleich gewesen, (??)
Der so die reine Tugend ehrt?
Ziemt nicht dem Weisen Dank und Ehre,
Der diese hohe Tugendlehre
Zuerst (?) gelehrt?
Ihn an die Sterne zu erheben,
Heißt ihm nur schwachen (?) Beyfall geben.
Die Muse tritt beschämt zurück,
Die Menschheit jauchzet hoch vor Wonne;
Noch nie (?) hat eine solche Sonne

Am

Am nebligten Gewölk gebrannt,
Hat Gott aus seiner Vatermilde
Sein ewig Wort im Ebenbilde
Auf die verderbte Welt gesandt.
Nun leuchtet uns dieß große Licht,
Ihr Menschen, ach! mißkennt es nicht,
Mißkennt ja nicht die Sonne, Kant!

Poetische Versuche, von *Ferdinand Wolf.* Elberfeld, bey Büschel. 1803. 240 S. 8. 20 gr.

Größtentheils äsopische Fabelversuche. Den Anfang macht eine captatio benevolentiae an das Publikum, in der der bekannte Mythus vom Prinzen Xanthus erzählt, und mit folgender Nutzanwendung dem Leser zu Gemüthe geführt wird:

Gott steh mir bey und allen jungen Dichtern!
Mir schaudert sehr vor solchen strengen Richtern;

(vor Hunden nämlich, die ihn, wie jenen After-Orpheus, zerreissen könnten)

Drum bitt' ich dich, mein liebes Publikum,
Sag mir doch treu mit unverstellter Miene,
Ob ich des Stümpers Schandetod verdiene?
Dann bleibt in Zukunft meine Leyer stumm.

Rec., der nicht Lust hat, die Kunstrichter des Mythus zu repräsentiren, will das aufgeforderte Publikum selbst entscheiden lassen, was des V. sogenannte Leyer für die Zukunft zu thun hat? Einige Proben werden zu dieser Entscheidung völlig hinreichen.

Nr. 1.

Ein Ochs schalt einstens seinen Bruder,
Den Auerochsen, *gräßlich* aus,
Und nannte ihn ein *dummes Luder.*
Dem Auerochsen ward' es *kraus*
Im Capitolio; was? rief er, ich ein Luder?
Das leid' ich nicht, zum Kampf heraus!
Der Kampf begann mit Brüllen und mit Boxen.
Ach! rief ein Pferd den Kämpfern zu:
Ich bitt' euch, geht euch doch zur Ruh!
Ihr seyd ja beyde — Ochsen!

Nr. 2. *Das Mädchen.*

Warum, mein Bienchen, kreiselst du
So gern auf kleine Blümchen zu?
Sie *strotzen* doch so wenig.

Die Biene.

Mein Kind, ich suche *Hönig*.

Nr. 3. *Die Assamblee der Damen.*

(wozu Max kommt)

Erste Dame.

Wie? haben sie auch schon vernommen,
Was Fräulein Klärchen *überkommen*?
Man lispelt sich schon allgemein;
Es soll mit ihr nicht richtig seyn.

Zweyte Dame.

Ja! neulich sagt' es unsre Amme.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme;
Denn, Gott verzeih's! man weiss es ja,
Wie's ihrer Mutter auch geschah.

Erste Dame zum hereintretenden Max.

Wie überraschen sie uns hier?
Vom — Spinnen, wirklich, sprachen wir.

Max.

Ich merk es wohl an ihrem Lächeln;
Sie sprachen von Oekonomie!
Vom Spinnen wirklich sprachen sie?
Sie waren ja erst noch am Hecheln.

Nr. 4. *Die Küchenmagd und Johann.*

Magd.

Ich bitte, sag' er mir,
Was ist die Toilette
Wohl für ein *Wunderthier*?

Johann.

Ein *Schmiertisch*, Jungfer Nette.

Doch genug. Der arme Hr. Wolf! Recens. fürchtet, es sieht misslich um seiner Leyer Zukunft aus. Auch

scheint er so etwas geahnet zu haben. Ziemlich treu charakterisirt er seine poetischen Versuche in der Dedikationsfabel an den vortrefflichen Pfeffel, S. 240.

Ein Jüngling sah die Meisterstücke
Apellens; *zwar begriff er solche nicht*;
Allein gereizt durch eines (bösen) Dämons Tücke,
Der manchen (m) Geck den Kopf *zerbricht*, (?)
Beschloss er voller Zuversicht,
Der schönen Kunst sich zu ergeben.
Er malt *dahin*; und reicht sogar,
Was noch das *allerfrechste* (!!!) war,
Das Machwerk (sic) dem Apelles dar.
Der Meister lacht: es mangelt zwar
An Allem, am Gehalt, am Leben; (sic!)
Jedoch, ich lobe sein Bestreben.

Apelles, eins erflehe ich gern von dir:
Diess Letzte sage doch zu mir.

Das wird nun Apelles schwerlich.

Threnodieen, vom Verfasser des Acheron. Neue Ausgabe. Bremen, bey Seyfert. 1803. 43 Seit. 8. 12 gr.

Der Charakter dieser Klaggesänge ist sich so durchaus gleich, daß, einer davon ausgehoben, eine vollständige Bezeichnung des Tons und Geistes aller ist. Rec. giebt daher, ohne weitere Auswahl, den nachstehenden, S. 9.

Langsam, wie im *schwarzen* Grabesgange,
Wanke ich zum öden Kirchhof hin,
Dumpf umhallt vom Todtenglockenklange,
Trüb umtönt von fremden (m) Sterbgesange,
Klage ich mit schwergebeugtem Sinn,
Ewigkeit, zu dir, dass ich noch bin!

Du hast mich der Mutter Schooss entwunden,
Du bezeichnetest den düstern Pfad,
Wo *auf* langsam zugemessnen Stunden
Ich der Freuden wenige empfunden,
Immer nur auf deine Dornen trat,
Und wo noch kein Ende mir sich naht.

Du erzeugtest mich *zu* diesen Wüsten,
Wo ich muthvoll mit dem Laster rang;
Muthig kämpfte ich bey wilden Lüsten,
Gegen ihre Allmacht mich zu rüsten,

Bis,

Bis, da mir der schwere Sieg gelang,
Ich hinab zum *Freudenleeren* sank.

Meiner Kindheit sorgenloses Träumen,
Meines Jugendmondes Frohgefühl,
Ach! zu schön, um länger hier zu säumen,
Floh er fort zu *ahndungsbangen Räumen*,
Immer ferner zu dem Trauerziel,
Wo der Vorhang jeder Wonne fiel.

Warum wagte ichs, den Traum zu *heben*,
Der des Glaubens Schlummerkörner streut?
Trauer lohnet meinem Vorwärtsstreben.
Ach! zu gross für dieses Erdenleben,
Und zu klein für eine Ewigkeit,
Lächelt nirgends, nirgends Seeligkeit.

Abgestorben sind nun meine Freuden,
Wo die feuchten Blicke abwärts sehn,
Wichen Blüthenhaine, Distelhaiden,
Dorrten Veilchen unter Trauerweiden,
Und der Hoffnungen umlaubte Höh'n
Stürzten nieder vor der Stürme Wehn.

Hier, wo Gräberschatten mich umdüstern,
Wo des Mondes wolkentrübes Licht
Durch die Zweige abgestorbner Rüstern,
Schaurig, bey der Espen Wehmuthsflüstern,
Wie der Engel der Vernichtung spricht,
Tödtend sich am Leichensteine bricht:

Ach! hier suchen meine müden *Arme*
Immer nur umsonst der Tröstung Stab!
Ach! umsonst schlägt immer noch diess warme
Herz empfindungsvoll bey jedem Harme,
Und, was jedem Müden Ruhe gab,
Winkt nur mir noch nicht aus diesem Grab.

Wann wird dann auch mich der *Fremde* fodern,
Dessen Wille mich darnieder drückt?
Wann wird hier der matte Leichnam modern,
Wann lischt dort das letzte schwache Lodern
Dieser Flamme, die kein Loos beglückt,
Das für sie durch Ewigkeiten blickt.

Was bezeichnet nun diesen Klaggesang eigenthümlich und charakteristisch? Erstlich der herbe, grelle Geist der Trauer, der sich — nicht in leisem, stillen, sondern in laut schreyendem, wild ausströmenden Schmerze; nicht in weh-

 mü-

müthiger Sehnsucht nach dem Frieden des Grabes, sondern in bitterm Lebensüberdrusse und Unmuthe ergießt. Nur in ihrer schauerlichsten, widerlichsten Gestalt erblickt das umdüsterte Auge des Klagenden die Erscheinungen des Lebens und der Natur; nichts, als Jammer und Elend dünkt ihm die Ausbeute seines Daseyns, und jeder Athemzug in demselben ein lastender Fluch. Aber diese überspannte, Rec. möchte sagen verkrüppelte Ansicht der Welt und des Daseyns ist nicht geeignet, dem Unglück- und Jammersänger die Theilnahme und das Mitgefühl seiner Hörer zu erwerben. Der daraus entstehende Grab- und Verwesungshunger muß ihnen mehr die Ausgeburt eines fieberhaften Zustandes, als das ächte Schmerzgefühl eines leidenden Herzens scheinen. Sie können daher nur das Bedauern empfinden, das ein phantasirender Kranker einflößt; nicht die süße Sympathie, die uns zu einem wirklich Unglücklichen hinzieht. So sprechen sie unser Herz nicht an; sie stoßen es vielmehr zurück, und werden eben dadurch unpoetisch.

Zweytens charakterisirt sich dieses Gedicht durch eine überladene, ausschweifende, zügellose Phantasie, die Bilder in Bilder, Allegorie in Allegorie schiebt, wodurch Bild, Gedanke und Ausdruck nicht selten gehaltlos, schwankend und unverständlich werden. Was denkt man sich, z. B., bey einem schwarzen Grabesgange? Wie kann ein Gang schwarz seyn? Wie kann man auf langsam zugemessenen Stunden Freude oder Leid empfinden? Das kann man nur in solchen Stunden. Eben so undeutsch ist das: Du erzeugtest mich zu diesen Wüsten, statt: für diese Wüsten; und wenn der Dichter, nach dem schweren Siege über seine Lüste, »zum Freudenleeren« hinabsinkt: so muß man erst errathen, zu welchem Freudenleeren? ob zum freudenleeren Leben, oder zu sonst einem Zustande, der für ihn keine Freuden hat? Was sind ferner: ahndungsbange Räume? oder: wie kann man Träume beben? Ein Vorhang, ein Schleyer läßt sich heben; aber kein Traum. Dann die letzte Strophe. Warum heißt Gott in der ersten Zeile derselben: »der Fremde?« Unbegreiflich, unerforschlich ist er dem Menschenverstande wohl; aber fremd kann er, den die ganze Natur ausspricht, Niemandem seyn. Das Epitheton ist daher eben so schief, als possierlich. Endlich läßt der Sänger die Ewigkeit ihn dem Schooße der Mutter ent-

win-

winden, die Ewigkeit seinen düstern Pfad bezeichnen; auf die Dornen der Ewigkeit tritt sein Fuß, u. s. w. Liegt in diesen Phrasen wohl ein eigentlicher Gedanke? »Worte, Worte, Worte!« möchte man mit Hamlet ausrufen.

Drittens spricht in diesem Gedichte charakteristisch der Mangel an Aufmerksamkeit für Wohllaut hervor. Wahrhaft mißtönend ist das häufige Aufeinanderstoßen der Vokale, z. B.: wanke ich, klage ich, kämpfte ich, wagte ich's; und das Dichtaneinanderreihen ähnlichklingender Worte, wie: »blühen Blüthenhaine, Distelhaiden, u. s. w.

Diesen Charakter einer grellen Unglückswimmerey, einer überladenen Phantasie, eines oft sprachwidrigen, unrichtigen Ausdrucks, schwankender, nur halbreifer Gedanken und der Vernachlässigung des Wohllauts trägt die ganze Threnodieensammlung. Ein einziges Gedicht, S. 19, macht davon einigermaaßen eine rühmliche Ausnahme, und enthält mehrere schöne, wahrhaft poetische Stellen, deren es in den übrigen nur sehr einzelne giebt. Um gerecht gegen den V. zu seyn, giebt Rec. auch hieraus Proben:

O, väterlicher Hain, in dessen Schatten
Mir Philomele ihre Lieder sang;
Beblümte Wiese, wo auf grünen Matten
Die frohe Heerde mir entgegen sprang;

Du goldnes Kornfeld an dem Schattenwege,
Den pfeilschnell oft mein Hengst mit mir durchflog;
Du Lieblingshölzchen mit dem schmalen Stege,
Der kunstlos schön sich durch den (das) Dickicht bog;

Du stilles Plätzchen in des Gartens Ecke,
Wo früh das Veilchen mir entgegen sproſs,
Wo ich des Abends an der Rosenhecke
Die Tulpen und die Lilien begoſs;

Du freyer, sanft erhabner Rebenhügel,
An dem das Morgenroth zuerst sich brach;
Umschilfter Teich, in dessen Silberspiegel
Der hohe Wald im düstern Bilde lag;

Verborgnes Thal mit deiner Felsenquelle,
Bemooster Abhang, der so treu mich trug;
Du klarer Bach, der seine Silberwelle
Um meine müden Glieder kühlend schlug;
— — — — — —

O, schöne Bilder meiner schönen Jugend,
Als euer Reiz noch täuschend (?) vor mir stand,
Da hofft' ich Götterglück aus Göttertugend,
Und wähnte Freude an der Unschuld Hand,

Da hüpft' ich froh durch die bethauten Fluren,
Da schien mir noch die Frühlingssonne schön;
Da folgte ich der Freude Rosenspuren,
Da konnte ich in heitre Ferne sehn. u. s. w.

Rf.

Weltweisheit.

K. H. Heydenreichs, gewesenen Professors der Philosophie in Leipzig, philosophische Gedanken über den Selbstmord; freymüthig geprüft von einem seiner Freunde. Weißenfels u. Leipzig, bey Böse, 1804. 56 S. 8. 6 gr.

Man kann sich wohl allerley Fälle denken, in denen es wenigstens eine Zeit lang ungewiß scheinen mag, ob eine freywillige gewaltsame Zerstörung des Lebens wirklich ein sträflicher Selbstmord zu nennen; oder nicht vielmehr erlaubt und gut, ja wohl gar eine edle, ruhmwürdige Heldenthat sey. Allein vorausgesetzt, daß wir mit unserm Leben überhaupt nicht bloß nach beliebigen Einfällen oder Launen schalten und walten dürfen; vorausgesetzt, daß unser freyes, sittliches Betragen, so viel möglich, auf deutlich erkannte und allgemein gültige Gründe sich beziehen muß, und daß wir keinen Augenblick durchaus unabhängig sind; sondern in einem jeden Punkte unseres Daseyns einer, das Ganze in allen seinen Theilen umfassenden, allgemeinen Weltordnung angehören, und von einer, zwar unsichtbaren und unerforschlichen, aber schlechterdings nicht zu verläugnenden, Macht und Weisheit abhängen: so wird es sich in allen solchen Fällen, bey einem fortgesetzten, ruhigen und ernsthaften Nachdenken, gar bald ergeben, daß auch die scheinbarsten Gründe für die Tödtung seiner selbst, doch immer noch höchst ungewiß und schwankend sind, und daß sich ihnen jedesmal, wo nicht stärkere und klärere, doch wenigstens eben so klare und starke Gründe für die Erhaltung und Fortsetzung des Lebens entge-

gen sehen lassen. So lange es aber nicht mit vollkommener Gewißheit ausgemacht werden kann, daß sterben für uns und Andere jetzt besser sey, als leben: so lange kann es auch nicht für recht und gut erkannt, so lange nicht zur Pflicht gemacht werden, sein Leben selbst und freywillig zu zerstören. Dieß ist ungefähr das Resultat dieser wenigen, gut geschriebenen Bogen, in denen ein Freund des seel. Heydenreichs die scheinbaren Gründe prüft, aus denen dieser in seiner Philosophie, über die Leiden der Menschheit, die Fragen, die einst Kant in seiner Tugendlehre über den Selbstmord aufgeworfen hatte, für diesen beantworten zu müssen glaubte. Wem es nicht sowohl um glänzende Paradoxien, als vielmehr um reines Licht und einfache Wahrheit zu thun ist, der wird dem V. seinen Beyfall nicht versagen.

Handbuch der Philosophie für Liebhaber; von Christian Wilhelm Snell, Professor und Rektor des Gymnasiums in Idstein, und Friedrich Wilhelm Daniel Snell, Professor der Philosophie in Gießen. Gießen, bey Tasche und Müller. 1804. Dritten Theils erste Abtheilung, Logik, 312 S. Zweyte Abtheilung, Metaphysik, 334 Seiten 8. 2 Rg. 8 gr.

Mit diesem dritten Theile, der aus zwey Abtheilungen besteht, und die Logik und Metaphysik begreift, endigt dieses Handbuch, dessen Zweck und Plan schon aus seinen vorhergehenden Abtheilungen hinlänglich bekannt ist, die theoretische Philosophie. Ueber die Logik, die sich nicht nur, wie das ganze Handbuch überhaupt, durch eine vorzügliche Klarheit und Leichtigkeit empfiehlt; sondern auch für Anfänger oder bloße Liebhaber einer philosophischen Unterhaltung, für die das ganze Werk bestimmt zu seyn scheint, vollständig genug, und besonders in ihrem angewandten Theile ungemein praktisch ist, finden wir nur sehr wenig zu bemerken. In der Einleitung werden, wie gewöhnlich, die Wissenschaften eingetheilt in Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften, und beyde so von einander gesondert, daß jene ihren Stoff, ihren Inhalt, ihre Materie ganz allein aus der Erfahrung; diese aus der Vernunft, schöpfen. Diese Unterscheidung scheint

jetzt so völlig ausgemacht zu seyn, daß man sich vielleicht verwundern wird, eine Einwendung dagegen zu hören; und doch läßt sich unseres Erachtens mit allem Rechte fragen: ob denn auch Erfahrung und Vernunft, als Quellen der Erkenntniß, ohne Zweydeutigkeit einander entgegengesetzt werden können? Die Vernunft, aus welcher die Logik und andere solche Wissenschaften ihren Inhalt schöpfen, was ist sie anders, als innere Erfahrung? Erfahrung also ist die einzige Quelle aller unserer Erkenntniß. Aber das, was die Erfahrung — innere oder äußere — liefert, kann von uns entweder in seiner Möglichkeit und Allgemeinheit, oder in seiner Wirklichkeit und Individualität betrachtet werden. Jenes giebt die sogenannte Vernunft-, dieses die Erfahrungswissenschaften. Indem also in der Logik unser gesammtes Denken, oder unser Vorstellen, in so fern wir uns thätig dabey verhalten; indem unser Anschauen, unsere Begriffe, Urtheile und Schlüsse; indem dieß Alles nicht bloß, wie es wirklich ist und erscheint, sondern wie es von uns als möglich und in seiner Allgemeinheit gedacht werden kann und muß, untersucht wird: so gehört die Logik unter die sogenannten Vernunftwissenschaften. Aber darum ist doch das Alles, was hier untersucht wird, alles dieß Denken, Anschauen, Begreifen, Urtheilen und Schließen, in seiner Wirklichkeit und Möglichkeit, durch und durch nichts, als innere Erfahrung. Denn auch die Möglichkeit ist immer schon in und mit der Wirklichkeit enthalten und gegeben, und wird nicht aus der Vernunft, sondern aus der Wirklichkeit durch die Vernunft, d. h., durch vernünftiges Reflektiren und Abstrahiren, geschöpft. — Die reine allgemeine Logik, heißt es in eben dieser Einleitung, betrachtet die Form des obern Erkenntnißvermögens, nämlich des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft. — Wir wissen doch in der That nicht, warum das Vermögen, das Individuelle vorzustellen, oder das Vermögen der Anschauung, aus der Logik jetzt immer ausgeschlossen wird; warum man nicht das gesammte Erkenntniß- oder Vorstellungsvermögen, in so fern wir uns thätig dabey verhalten, zum Gegenstande derselben macht? S. 17: »Der Verstand verknüpft das Mannichfaltige der Anschauung zu einer Vorstellung: so entsteht ein Begriff.« Nicht doch — sondern erst, wenn der Verstand es von seiner Individualität vorher gleichsam entkleidet hat. Das Mannichfaltige einer Anschauung in seiner Individualität zu einer Vorstellung verbunden, giebt noch

kei-

keinen Begriff; dieß ist immer nichts, als Anschauung. Darum kann man auch dieses Verknüpfen nicht dem Verstande, sondern muß es der Einbildungskraft zuschreiben. — Unter der Qualität der Begriffe versteht der V. die Klarheit oder Deutlichkeit derselben; dieß verträgt sich aber wohl nicht mit Kants Tafel der Kategorien, die doch von den Verff. dieses Handbuchs angenommen wird. Von der eigentlichen Qualität der Begriffe, in so fern dadurch positive, negative, bejahende, verneinende verstanden werden, haben wir, wenn wir uns noch recht erinnern, gar nichts gefunden. So viel über die Logik. Was die zweyte Abtheilung, oder die Metaphysik, betrifft: so wird auch hier Alles, was sich nur immer von Kants Kritik der reinen Vernunft für einen bloßen Liebhaber einer philosophischen Unterhaltung auf eine populäre Art darlegen läßt, von dem V. so leicht und faßlich vorgetragen, daß damit allerdings für die Bequemlichkeit des Lesers recht gut gesorgt ist. Freylich konnte auf diese Art nicht wohl das ganze Gebäude der kritischen Metaphysik gleichsam in seinem ganzen innern Fachwerke, oder nach seinem vollständigen Inhalt und Zusammenhange; sondern bloß nach seinem äußern, allgemeinen Umrisse, aufgenommen und dargestellt werden. Dieß ist aber für die Leser, die die Verff. dieser Schrift, bey der Ausarbeitung derselben, im Auge gehabt haben, und für die Absicht, die dabey zum Grunde liegt, vollkommen hinreichend. Eben diese Betrachtung mag es wohl auch seyn, was den V. dieser Metaphysik bewogen hat, auf alle die Einwendungen und Schwierigkeiten, die das System der kritischen Philosophie in beträchtlicher Menge darbietet, wie wir doch recht sehr hätten wünschen mögen, nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen. Darum aber bedarf nun auch der Inhalt selbst, als schon völlig bekannt, keiner weitern und ausführlichern Darlegung oder Beurtheilung. Nur die einzige Bemerkung, die aber dem Buche gar nicht zum Nachtheile, sondern vielmehr zur Empfehlung gereichen soll, setzen wir hinzu. Es scheint uns nämlich, als ob hier doch zuletzt ein anderes Resultat zum Vorschein käme, als bekanntlich aus der Kritik hervorgeht. In dieser ist Alles, wovon wir nur immer positiv sagen können, daß es sey, durch und durch nichts Anderes, als eine bloße Erscheinungswelt, die auf gar nichts ruht, und an gar nichts hängt oder befestigt ist. Zwar scheint sie auf der einen Seite durch das empfangende und vorstellende Gemüth und seine ursprüngliche

jetzt so völlig ausgemacht zu seyn, daß man sich vielleicht verwundern wird, eine Einwendung dagegen zu hören; und doch läßt sich unseres Erachtens mit allem Rechte fragen: ob denn auch Erfahrung und Vernunft, als Quellen der Erkenntniß, ohne Zweydeutigkeit einander entgegengesetzt werden können? Die Vernunft, aus welcher die Logik und andere solche Wissenschaften ihren Inhalt schöpfen, was ist sie anders, als innere Erfahrung? Erfahrung also ist die einzige Quelle aller unserer Erkenntniß. Aber das, was die Erfahrung — innere oder äußere — liefert, kann von uns entweder in seiner Möglichkeit und Allgemeinheit, oder in seiner Wirklichkeit und Individualität betrachtet werden. Jenes giebt die sogenannte Vernunft-, dieses die Erfahrungswissenschaften. Indem also in der Logik unser gesammtes Denken, oder unser Vorstellen, in so fern wir uns thätig dabey verhalten; indem unser Anschauen, unsere Begriffe, Urtheile und Schlüsse; indem dieß Alles nicht bloß, wie es wirklich ist und erscheint, sondern wie es von uns als möglich und in seiner Allgemeinheit gedacht werden kann und muß, untersucht wird: so gehört die Logik unter die sogenannten Vernunftwissenschaften. Aber darum ist doch das Alles, was hier untersucht wird, alles dieß Denken, Anschauen, Begreifen, Urtheilen und Schließen, in seiner Wirklichkeit und Möglichkeit, durch und durch nichts, als innere Erfahrung. Denn auch die Möglichkeit ist immer schon in und mit der Wirklichkeit enthalten und gegeben, und wird nicht aus der Vernunft, sondern aus der Wirklichkeit durch die Vernunft, d. h., durch vernünftiges Reflektiren und Abstrahiren, geschöpft. — Die reine allgemeine Logik, heißt es in eben dieser Einleitung, betrachtet die Form des obern Erkenntnißvermögens, nämlich des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft. — Wir wissen doch in der That nicht, warum das Vermögen, das Individuelle vorzustellen, oder das Vermögen der Anschauung, aus der Logik jetzt immer ausgeschlossen wird; warum man nicht das gesammte Erkenntniß- oder Vorstellungsvermögen, in so fern wir uns thätig dabey verhalten, zum Gegenstande derselben macht? S. 17: »Der Verstand verknüpft das Mannichfaltige der Anschauung zu einer Vorstellung: so entsteht ein Begriff.« Nicht doch — sondern erst, wenn der Verstand es von seiner Individualität vorher gleichsam entkleidet hat. Das Mannichfaltige einer Anschauung in seiner Individualität zu einer Vorstellung verbunden, giebt noch

kei-

keinen Begriff; dieß ist immer nichts, als Anschauung. Darum kann man auch dieses Verknüpfen nicht dem Verstande, sondern muß es der Einbildungskraft zuschreiben. — Unter der Qualität der Begriffe versteht der V. die Klarheit oder Deutlichkeit derselben; dieß verträgt sich aber wohl nicht mit Kants Tafel der Kategorien, die doch von den Verff. dieses Handbuchs angenommen wird. Von der eigentlichen Qualität der Begriffe, in so fern dadurch positive, negative, bejahende, verneinende verstanden werden, haben wir, wenn wir uns noch recht erinnern, gar nichts gefunden. So viel über die Logik. Was die zweyte Abtheilung, oder die Metaphysik, betrifft: so wird auch hier Alles, was sich nur immer von Kants Kritik der reinen Vernunft für einen bloßen Liebhaber einer philosophischen Unterhaltung auf eine populäre Art darlegen läßt, von dem V. so leicht und faßlich vorgetragen, daß damit allerdings für die Bequemlichkeit des Lesers recht gut gesorgt ist. Freylich konnte auf diese Art nicht wohl das ganze Gebäude der kritischen Metaphysik gleichsam in seinem ganzen innern Fachwerke, oder nach seinem vollständigen Inhalt und Zusammenhange; sondern bloß nach seinem äußern, allgemeinen Umrisse, aufgenommen und dargestellt werden. Dieß ist aber für die Leser, die die Verff. dieser Schrift, bey der Ausarbeitung derselben, im Auge gehabt haben, und für die Absicht, die dabey zum Grunde liegt, vollkommen hinreichend. Eben diese Betrachtung mag es wohl auch seyn, was den V. dieser Metaphysik bewogen hat, auf alle die Einwendungen und Schwierigkeiten, die das System der kritischen Philosophie in beträchtlicher Menge darbietet, wie wir doch recht sehr hätten wünschen mögen, nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen. Darum aber bedarf nun auch der Inhalt selbst, als schon völlig bekannt, keiner weitern und ausführlichern Darlegung oder Beurtheilung. Nur die einzige Bemerkung, die aber dem Buche gar nicht zum Nachtheile, sondern vielmehr zur Empfehlung gereichen soll, setzen wir hinzu. Es scheint uns nämlich, als ob hier doch zuletzt ein anderes Resultat zum Vorschein käme, als bekanntlich aus der Kritik hervorgeht. In dieser ist Alles, wovon wir nur immer positiv sagen können, daß es sey, durch und durch nichts Anderes, als eine bloße Erscheinungswelt, die auf gar nichts ruht, und an gar nichts hängt oder befestigt ist. Zwar scheint sie auf der einen Seite durch das empfangende und vorstellende Gemüth und seine ursprüngliche

Formen, und auf der andern durch das das Gemüth afficirende Objekt, oder durch den in die Formen des Gemüths aufgenommenen Stoff mit dem Intelligiblen in die engste Verbindung zu kommen, und dadurch eine feste, sichere Grundlage zu erlangen. Allein diese doppelte Grundlage wird zuletzt durch das System selbst wieder untergraben und unbrauchbar gemacht, indem sowohl das vorstellende Subjekt, als auch das vorgestellte Objekt, als Ding an sich, als intelligibles Substrat betrachtet, zwar nicht für gar nichts; aber doch für etwas so ganz Unbekanntes und Unbestimmtes erklärt wird, daß man nicht einmal sagen kann, ob es außer unserer Voraussetzung, außer der bloßen Idee, noch irgend Etwas sey, oder seyn könne. Damit aber wird Alles, sowohl das Vorstellende, als das Vorgestellte, durch und durch zur bloßen Vorstellung; und der ganze Inbegriff aller der Dinge, denen wir ein reelles Seyn zuschreiben, eine bloße Erscheinungswelt, die, wie wir oben gesagt haben, an nichts hängt und auf nichts ruht. Dieß ist, so viel wir wissen, das Resultat der kritischen Untersuchungen, die Kant über unser gesammtes theoretisches Erkenntnißvermögen angestellt hat. Aber dieß ist nicht das Resultat, das aus der Darstellung unsers V. hervorgeht. Denn wenn ihm gleich das, was wir bestimmt erkennen, auch nichts anders, als eine bloße Erscheinungswelt ist: so erklärt er doch ohne alle Zweydeutigkeit oder Zurückhaltung eben diese Erscheinungswelt für die wirkliche Erscheinung einer intelligiblen Welt, die uns zwar in ihrer Art zu seyn und nach ihrer innern Beschaffenheit völlig unbekannt ist; von der wir aber doch sagen können und müssen, daß sie sey, und daß sie diese ganze Erscheinungswelt, wie, das wissen wir freylich wieder nicht, uns gebe oder begründe. Unfehlbar söhnt sich hierdurch die Speculation mit dem allgemeinen, gesunden Menschenverstande aus; aber ob bey diesem Resultate die haarscharfe Scheidung unserer gesammten Erkenntnißmasse in einem rein subjektiven und rein objektiven Theil, oder die bestimmte namentliche Angabe dessen, was das an sich unbekannte Gemüth, und dessen, was das eben so unbekannte intelligible Objekt hergebe, bestehen könne: dieß ist eine Frage, die wir uns nicht zu bejahen getrauen; vielmehr werden wir uns bey dieser Ansicht das Subjektive und Objektive in unserer Erkenntniß so in einander verschlungen oder verschmolzen denken müssen, daß es wohl unmöglich ist, beyde Theile immer ganz und rein

von

von einander zu scheiden. Den Uebergang von der theoretischen Philosophie zur praktischen bereitet sich der V. damit, daß er zuletzt noch den sogenannten moralischen Beweis für das Daseyn Gottes in einem kurzen Abrisse vorlegt. Er ist, unseres Erachtens, zwar vollständig, getreu und klar vorgetragen; aber eben damit nicht zu seinem Vortheile. Denn je einfacher und deutlicher er darlegt, desto mehr zeigt sich seine Schwäche. Oder, ist es nicht auffallende Schwäche, wenn wir so schließen: »Es ist ein Gott, weil wir sonst nicht »einsehen können, wie die Glückseligkeit möglich, und uns zu »Theil werden solle, die uns unsere Vernunft verspricht, »wenn wir ihrem unbedingten Gesetze, gut zu seyn, stand»haft gehorchen.« Wir sagen: Ist es nicht Schwäche, wenn wir so schließen, und doch die vielen Schwierigkeiten und Zweifel nicht einsehen, die sich diesem Schlusse von allen Seiten entgegensetzen? Wenn das Gesetz, gut zu seyn, unbedingt ist; warum, oder wozu sollte uns denn die Vernunft auch noch Glückseligkeit dafür versprechen? Oder, wenn sie uns Glückseligkeit verspricht, und für sich selbst ihre Zusage nicht erfüllen kann; was berechtigt uns, oder sie, ihre Zusage von Jemand anders, sogar von einem Wesen, von dem sie außerdem gar nichts weiß, zu erwarten, da sie wohl nie hätte zusagen sollen, was nicht in ihrer Macht steht; und da noch überdieß ihr Gebot, gut zu seyn, schlechterdings unbedingt ist, und also unerschüttert wahr und gültig bleibt, wenn gleich das Versprechen, das die Vernunft, vielleicht nur aus einer voreiligen Gutmüthigkeit und Liebe zu ihrer Gefährtinn, der Sinnlichkeit, hinzu gethan hat, zu ihrem Verdruß und zu unserm Leidwesen nicht erfüllt wird? Endlich, was soll der Schluß heißen: Es muß so seyn, weil wir sonst nicht einsehen, wie unsere Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gehen sollen? Können sie nicht auch in Erfüllung gehen, ohne daß wir wissen, wie; oder auf eine andere Art, als wir uns vorstellen? Wir beschließen endlich diese, vielleicht schon zu lange, Anzeige mit der Bemerkung, daß diese beyden Abtheilungen auch, ohne die übrigen Theile des Handbuchs, entweder zusammen, unter dem besondern Titel: »Logik und Metaphysik, von ꝛc.« oder jede besonders, nämlich die Logik mit der Aufschrift: »Erste Grundlinien der Logik, von Friedrich Wilhelm Snell, ordentlichem Professor der Philosophie in Gießen, ꝛc. und die Metaphysik unter dem Titel: Metaphysische Unterhaltungen für Liebhaber, von

Chri-

Christian Wilhelm Snell, Professor und Rektor des Gymnasii zu Idstein ꝛc.« ausgegeben werden.

Gm.

System der Idealphilosophie, von Johann Jakob Wagner, Doktor und Professor der Philosophie an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. Leipzig, bey Breitkopf u. Härtel. 1804. LXIV und 300 S. gr. 8. 1 Rk. 12 gl.

Der V., ob er wohl nach Schellingischer Manier, d. i. dichtend, phantasirt, ist doch ein Gegner von Schelling; denn natürlicher Weise, wenn es einmal in der Philosophie auf das Dichten und Phantasiren ankommt: so hat ein Jeder seine eigene Art, zu phantasiren und zu dichten.

Was der V. hauptsächlich an der Schellingischen Philosophie vermißt, ist die Seele und das Leben. Er behauptet, in dieser Philosophie sey weder das Princip der Religion, noch das der Sittlichkeit; und sie vermöge nicht, die Aufgabe der Spekulation, das Verhältniß des Absoluten zum Wirklichen, zu lösen; sondern täusche nur hierüber. (S. XXIV.) — Schelling habe zwar, als Werkzeug der Zeit, die Wissenschaft bis zu dem Hochmuthe bringen müssen, sich als absolute Erkenntniß zu betrachten; aber Hochmuth gehe vor dem Fall her, und Schelling werde von dem Schicksale selbst, als ein verbrauchtes Geräthe, wieder weggeworfen werden. (S. VII.) — Das ist freylich sehr traurig für Hrn. Schelling und seine Philosophie; aber, leider! hegt Recensent, nachdem er das vorliegende Wagnerische Werk durchgelesen, ähnliche Besorgnisse für die Wagnerische Philosophie; und er muß bekennen, daß, wenn er schlechterdings unter Träumereyen wählen müßte, er die Schellingischen Träumereyen den Wagnerischen noch vorziehen würde.

Hr. Wagner fängt, wie Schelling, seine Philosophie mit dem Absoluten an, und macht gleichfalls daraus, was ihm beliebt. Die Hauptsätze seines Systems (wenn man willkührliche Traumbilder so nennen kann) sind folgende:

»Das

»Das Absolute ist dadurch absolut, daß weder Idealität, »noch Realität von ihm prädicirt werden mag.«

»Von dem Absoluten ist daher keine Wissenschaft, noch »Erkenntniß möglich.«

»Das Absolute kann, in Beziehung auf die Wissenschaft, »nur durch freye Anerkennung vorausgesetzt, auf keine »Weise aber in die Wissenschaft hineingezogen, oder mit ihr »vermittelt werden.«

»Die lebendige Gestalt des Absoluten ist die Welt, und »in dieser Beziehung gedacht, ist das Absolute die reine Leben- »digkeit oder Seele der Welt.«

»Die Welt ist extensiv und intensiv. In der Exten- »sität ist sie schaffend (Natur); in der Intensität ist sie er- »kennend (Geist); in und über beyden aber ist die Seele »des Ganzen, die Gottheit.«

»Der Wechsel des Intensiven und des Extensiven, des »geistigen und des natürlichen Princips ist das Leben der »Welt; und die Beseelung dieses Lebens durch die Gottheit »drückt sich in demselben aus, als Gleichgewicht der Elemen- »te.«

»Durch den Wechsel dieser Principien ist alles Einzelne »lebendig; durch sein Stillstehen todt, und durch sein spie- »lendes Gleichgewicht göttlich.«

»Die Tendenz des einen Princips bringt die Totalität, »das Universum, hervor; die Tendenz des andern, den Mi- »krokosmus, in welchem das Universum sich anschaut« u. s. w. (S. XLVII-LIX.) — Der Leser wird vielleicht, wie der Rec., in vielen dieser Sätze keinen rechten Sinn finden; und er wird fragen, ob, und wie Hr Wagner sie bewiesen habe. Was hat er z. B. für einen Grund, die Philosophie mit dem Absoluten anzufangen? Wie? wenn das Abso- lute ein Hirngespinnst wäre? Die freye Anerkennung ist kein Grund, Etwas anzunehmen; denn auch Hirngespinnste können mit Freyheit anerkannt werden. Ferner, wie kommt Hr Wagner von dem Absoluten auf die Welt? Warum gestaltet sich das Absolute, von dem er doch lediglich nichts weiß, als daß es absolut ist? und warum ist diese Gestalt lebendig? kann sie nicht auch leblos seyn? — Warum

ist

ist die Welt extensiv und intensiv? und was ist für eine Verbindung zwischen der Intensität und dem Erkennen? u. s. w. Doch Hr Wagner glaubt auf dem objektiven Standpunkte zu stehen, von wo aus er den subjektiven, den er auch den empirischen und logischen nennt, konstruirt und verachtet. (S. LIX.) Dieser Standpunkt ist ohne Zweifel so erhaben, daß, wer einmal darauf steht, nicht mehr nöthig hat, irgend Etwas zu erklären und zu beweisen. Auf diesem Standpunkte thut man nichts mehr, als mit Begriffen und Ideen spielen. Wirklich sagt das der V. an mehrern Orten ausdrücklich. Er wirft (S. LIII.) dem Schellingischen Idealismus eine starre Einseitigkeit und einen gravitätischen Ernst vor, der sich mit jenem Spiele der Ansichten, durch welches die Wissenschaft eine freye Poesie werde, nicht vereinigen lasse. Nach S. 10, ist die Wissenschaft ein lebendiges Spiel des Geistes; und nur derjenige besitzt die höchste Freyheit, der den Wechsel dieses Spiels mit Frohsinn zu lenken weiß. Eben so verstehen, nach S. 59, nur Wenige, das Ruder der Wissenschaft spielend zu lenken. — Die ganze Philosophie läuft also, nach Hrn Wagner, auf ein Spiel hinaus; und es ist zwischen ihr und der Poesie kein wesentlicher Unterschied mehr.

Die Wörter, oder (wenn man will) die Begriffe, mit denen Herr Wagner spielt, sind nun ungefähr folgende: absolut, Idee, ideal, real, Objekt, Subjekt Totalität, Universum, Indifferenz, Polarität, Faktoren, Potenz, organisch, u. s. w.; woraus ziemlich deutlich erhellet, daß, so originell auch Hr Wagner seyn will, er doch die Würfel zu seinem philosophischen Spiele von Kant, Fichte und Schelling entlehnt hat.

Der V. theilt seine Philosophie in drey Theile, die theoretische, die praktische, und die ästhetische. Was nun die theoretische Philosophie des V. (S. 1-72) betrifft: so muß Rec. gleich anfangs das Geständniß ablegen, daß er, ungeachtet aller Aufmerksamkeit, mit der er das erste Buch gelesen, fast nichts hat deutlich verstehen können, als daß der V. phantasirt, und mit Worten und Begriffen spielt. Daher bleibt dem Rec. nichts übrig, als einige Stellen auszuziehen, wodurch die Art, wie dieser Schriftsteller philosophirt, charakterisirt wird.

Rec.

Rec. wählt zuerst die Stelle S. 6, wo Herr Wagner sagt, daß die Wissenschaft ihre Entwickelung von der über unsere endliche Sphäre erhabenen Kenntniß des Wesens der Wesen, oder der Gottheit, beginne; und von da zu dem Endlichen, und gleichsam in die dumpfen Thäler der Erde herabsteige, wo freylich ihre Fortschritte, da sie sich von der Anschauung des Göttlichen immer mehr entferne, nicht mehr so groß seyen. »Allein, fährt Hr Wagner fort, ich »vergleiche die Entfernung der Wissenschaft von dem Gött»lichen mit jener Abweichung der Gestirne von der Kreisbahn »ihres Umlaufs ins Elliptische. Allerdings zahlen sie, mit »dieser Abweichung, der Endlichkeit ihren Tribut; allein sie »beschleunigen nur desto mehr ihren Lauf, um wenigstens »geistig ihrem Centralpunkte ganz anzugehören. So wird »auch uns die Nothwendigkeit der Konstruktion (?) zwar von »dem ungetrübten Anschauen des Göttlichen abziehen; aber »das sichere Gesetz unserer Bewegung wird uns gewiß wieder »dahin zurückführen. — Sey uns denn also die Wissenschaft »zwar, als elliptische Bahn, etwas Irdisches: so ist sie »doch ideell, als lebendige Geistesbewegung, herrlich, und »ein wahrhaft vollkommener Kreis, den die Seele des Men»schen, um die Gottheit beschreibt.« — Ist das nicht ein sinnloses Spiel mit Begriffen und Bildern? Was läßt sich dabey gedenken, wenn der V. sagt, daß die Gestirne dadurch, daß ihre Laufbahnen elliptisch, und nicht kreisförmig sind, der Endlichkeit ihren Tribut bezahlen? und beschleunigen die Gestirne deßwegen ihren Lauf, weil sie sich in elliptischen Bahnen bewegen? Könnten sie sich nicht in kreisförmigen Bahnen eben so schnell, ja noch schneller bewegen, wenn ihre Wurfsbewegung anders gewesen wäre? — Doch was bekümmert sich ein spielender Philosoph um alle diese Fragen?

Linien, Flächen und Körper läßt der V., S. 23, durch die Freyheit entstehen, an die gewiß noch kein Mathematiker, wenn er diese geometrischen Begriffe durch die Abstraktion bildete, gedacht hat. »Nachdem die einfache Frey»heit zuerst in einem Punkte gehemmt ist, bildet sie räum»lich die Linie; und wenn der beharrlichen Linie wiederum »Freyheit entgegengesetzt wird, welche in der ganzen Länge »der Linie ihre Begränzung findet: so entsteht Fläche; Flä»che aber und Linie, sich in Flächen entgegen, also ganz gleich ge»setzt,

»gesetzt, giebt die dritte Dimension.« Dieses Spiel mit philosophischen und geometrischen Begriffen gränzt an Unsinn! —

Nicht viel besser ist, was der V. S. 56 von der Arithmetik sagt: »Die Mathematik, welche reiner Organismus »der Zeit ist, oder die Arithmetik, (niedere und höhere) hat »zum Stoffe die Unendlichkeit selbst, und bestimmt dieselbe »durch Endlichkeit, entweder als Moment, d. i. Zahl, oder »als Succession, d. i. Reihe, oder als Totalität, d. i. »Gleichung; sie hat also, obwohl allesammt dem Unendli»chen unterworfen, selbst wider die drey Wesenheiten in sich, »ohne welche kein Organismus gedacht wird.« Nun spricht der V. von Entgegensetzung der Faktoren; von der Potenz der Linie, welches der Winkel seyn soll; von der relativen Polarität; von Zahlenprocessen; von potenzirenden und depotenzirenden Reihen, u. s. w., und sagt am Ende, daß uns die Trigonometrie, welche in ihre wenigen Linien eine Vollendung der Wechselbestimmung einschließe, mit geschlossener Selbstgenügsamkeit überrasche (S. 58.) Rec. fragt jeden Leser von gesundem und unverschrobenem Verstande, ob sich bey allem diesem etwas Vernünftiges denken läßt? Der V. sagt S. 58, daß die Mathematik sich gegen die gänzliche Abhängigkeit von der Philosophie zur Zeit noch sträube. Daran thut wahrlich die Mathematik sehr wohl; denn wenn sie einmal von der Kantisch-Fichtisch-Schellingisch-Wagnerischen Philosophie abhängig wäre: so würde sich ihr bald die Verwirrung mittheilen, die in dieser Philosophie herrscht; und dann würde es nicht mehr der Mühe werth seyn, Mathematik zu studiren.

Von der praktischen Philosophie des V. hat zwar Rec. etwas mehr verstanden, als von seiner theoretischen; allein das, was er verstanden hat, ist eben so grundlos und verkehrt, als was Rec. in der theoretischen zu verstehen das Glück gehabt hat.

Der V. wärmt hier wieder die mythische Sage von den verschiedenen Zeit- oder Weltaltern auf, und zwar zählt er deren vier, wovon das vierte dem ersten wieder ähnlich seyn werde. Das erste ist bekanntlich das goldne, wo die Menschen im Schooße der reichen, und Alles im Ueberfluß darbie-

[illegible] Schooß, ein sorgloses Leben, ohne alle Mühe und
Arbeit, führten. „Daher sagen die Dichter mit Wahrheit,
„daß ein solcher Besitz weder Neid erregt habe, noch Feind-
„schaften; und daß das glückliche Geschlecht jener Sterblichen
„mit den Göttern befreundet gelebt habe, und nach seinem
„Erlöschen von den kommenden Generationen göttlich verehrt
„worden sey."

Das zweyte Zeitalter zeichnet sich nach dem Verf. da-
durch aus, daß die reifere Erde keine neue Wesen mehr her-
vorbrachte; daß der Besitz und Genuß an mühsame Arbeit
gebunden war; daß mit dem Eigenthum der Grund der
Staaten gelegt, und zugleich der Saamen der Zwietracht
unter die Menschen gebracht wurde. „Der Uebergang des
„goldnen Zeitalters in das zweyte war mit einer Empörung
„der Natur verbunden, aus der noch einige Mißgeschöpfe
„oder Ungeheuer entstanden, die der romantische Muth der
„Heroen bekriegte." (S. 102)

„Das dritte Zeitalter ist ein Uebergang des Menschen-
„geschlechts aus der Fülle der Körperkraft des heroischen Zeit-
„alters in die Fülle der Geisteskraft unsrer Kultur. Gerin-
„gere Revolutionen der Erde, und erhöhte Bearbeitung der-
„selben, machen das Physisch-charakteristische dieses Zeital-
„ters aus, in welchem auch wir leben, und an seiner Vollen-
„dung durch Wissenschaft mitarbeiten. Bildung der Staa-
„ten, Festsetzung des Eigenthums, Emporkommen der Wis-
„senschaft, sind Früchte dieses geistigen Zeitalters; und wie
„im heroischen Alter die Körperkraft gilt: so ist im Zeital-
„ter der Kultur die Geisteskraft herrlich." (S. 102)

Unsere Leser werden begierig seyn zu erfahren, worin
das vierte Zeitalter bestehen, wie es von dem goldnen, zu
dem es zurückkehren soll, gleichwohl verschieden seyn werde.
Diese Verschiedenheit besteht nach dem Verf. bloß darin,
„daß der Ueberfluß und die Reichthümer, die die Natur
„im ersten Zeitalter hervorbrachte, im vierten durch den
„Wink der Kunst, wie durch einen Zauber, werden her-
„vorgebracht werden. Das erste Zeitalter glänzte durch
„Gunst der Natur, das vierte wird durch die Herrschaft
„der Freyheit glänzen." (S. 103.) Sind das nicht glän-
zende Aussichten? und ist es nicht entzückend, wenn man
nicht nur Korn, Obst und Most; sondern auch Gold und Sil-

Selbst, so viel man will, durch einen Wink der Kunst hervorbringen kann? Nur Schade, daß der Prophet die Erfüllung seiner Prophezeihung so weit hinaussetzt, daß unsere Kinder und Kindeskinder solche schwerlich erleben werden, und daß wir für die Rückkehr des goldnen Zeitalters keinen andern Gewährsmann haben, als „die Idee und den Kreis, „der allein ein würdiges Bild der Idee ist." (Ebend.)

S. 86 so wie S. 104 wird der Verstand auf gut Kantisch herabgewürdiget; denn die allerneuesten Philosophen, ob sie gleich keine Kantianer seyn wollen, behalten doch sorgfältig alle Schiefheiten der Kantischen Philosophie bey.

S. 90 sucht uns der Verf. mit den bösen Menschen auszusöhnen, indem er sie mit den grasfressenden Thieren vergleicht, und auf diese Art findet, daß der Bösewicht noch ein treffliches Thier sey. Allein mit des Verf. Erlaubniß, ist der Bösewicht kein treffliches; sondern ein sehr verwerfliches Thier; denn er hat Freyheit, und mißbraucht sie; welches weder bey dem Gras- noch bey dem Fleischfressenden Thiere der Fall ist. Wir verachten daher den Bösewicht; die reissenden Thiere, und die Raubvögel aber verachten wir nicht.

S. 99 kommt auch die Generatio aequivoca wieder zum Vorschein, die eine Frucht des goldnen Zeitalters gewesen seyn soll, wo die Kräfte noch in hohem Grade lebendig, die Selbstständigkeit der Sphäre errangen, (welcher sinnlose Ausdruck!) und in diesem Kampfe, Wesen jeglicher Art frey gebaren, die sich jetzt nur durch Saamen und Geschlechtsvereinigung fortpflanzen. „Das Erhalten der „Gattung bey dem Verschwinden der Individuen, sey Re„signation der Natur auf das Produciren; wo aber die „Jugend eines Planeten noch reich an Produktionskraft sey, „da gebe ein Moment einer Menge Geschöpfe das freudige „Daseyn." Das hat vor dem Verf. schon Epikur gesagt; aber dadurch eben so wenig erklärt als er. Der Verf. um doch auch etwas Neues zu sagen, beruft sich S. 100 auf die Fossilien-Knochen ausgestorbener Thiergattungen; allein diese beweisen doch wohl nicht, daß die Thiere ehemals aus der Erde durch eine Art von Gährung entstanden; sondern allenfalls nur, daß gewisse Thierarten entweder untergegangen sind, oder ihren Aufenthalt auf der Oberfläche der

Erde

Erde (es sey nun durch welche Ursache) verändert haben. Wenn der Verf. hinzusetzt, daß zu Folge der Beobachtungen, der Mond bis jetzt weder Wasser, noch Organismen habe: so möchte Rec. wissen, was für berühmte Astronomen diese Beobachtungen gemacht haben, oder ob etwa Herr Wagner so Etwas auf einer ideellen Reise in den Mond beobachtet hat.

S. 103 lernen wir, daß es vier Erdpole giebt, da wir deren bisher nur zwey gekannt haben. Der Verf. scheint aber nicht nur einen Süd- und Nordpol; sondern auch einen östlichen und westlichen Pol anzunehmen, um sein Weltalter, so wie seine Regierungsform polarisiren zu können.

Seine Lehre vom Staat ist (S. 143) folgende: „Der „Staat ist eine Idee; die Majestät ihre Indifferenz; die „legislative und exekutive Gewalt ihr Begriff; das Volk die „ausgeborne Totalität der Idee, die Peripherie des Kreises, „in welcher Alles expandirt dargestellt ist, was in der Indif„ferenz koncentrirt lag. In dieser Expansion tritt das Ideelle „und Reelle in Pole gesondert hervor, welche wieder in ei„ner relativen Kulmination sich zur Schließung des Kreises „begegnen," u. s. w. Wie der Verf. das Volk weiter polarisirt, muß im Werke selbst nachgelesen werden. Rec. bemerkt nur, daß der Verf. zwischen der ackerbauenden Klasse und dem Adel ungefähr eben das Verhältniß festsetzt, das bey der ehemaligen Feudalverfassung statt fand. In Ansehung der Religion polarisirt er die Bauern so weit, daß er sie zu Heiden macht, und sie die Ceres, den Bacchus, den Terminus, und den Pan, die Schutzgötter der Landleute, verehren läßt. (S. 145.) Er glaubt, daß der Bauernstand von den höhern Ständen so weit im Zwange gehalten werden müsse, als nöthig sey, um ihm die Acquisition des Geldreichthums zu erschweren. (S. 147.) Dieß scheint zwar, wie sich der Verf. solches selbst nicht verhehlt, ein wenig inhuman zu seyn; allein der Staat „ist „nun einmal eine Idee, und die Erscheinung einer Idee ist „eine Totalität, in welcher die Extreme von einander entfernt „dargestellt sind; mithin muß der Staat auch die Extreme „der Menschheit in sich selber darstellen." Nach dieser Art zu philosophiren, wird es dem Verf. nicht schwer seyn zu beweisen, daß es in einem Staat auch Sklaven geben müsse.

Hieraus werden unsere Leser leicht schließen, wie der Verf. von dem Adel denkt. Dieser ist natürlicher Weise die herrschende Klasse, für den die niedern Stände arbeiten müssen. — „Der Adel, der von den Vätern stammt, ist „etwas an sich Ehrwürdiges, und jede alt-adeliche Familie „ist eine sittliche Antiquität ihres Volkes." — „Die „Edeln stehen um den König versammelt, wie die Planeten „um ihre Sonne, Licht von ihr empfangend und Wärme; „ja sie bewegen sich auch eben so um den König; denn ihr „ganzes Leben muß nichts seyn als ein Dienst, den sie der „Majestät mit steter Huldigung darbringen," u. s. w. (S. 151.)

Die Dichter bekommen jedoch den ehrenvollsten Platz in dem Wagnerischen Staat, und der Verf. giebt ihnen den Vorzug vor den Philosophen. „Den Dichtern, sagt er „(S. 159), sind die Götter noch nahe; denn sie sind selbst „von dem Hauche eines Gottes belebt und getrieben; aber „den Philosophirenden ist schon nicht mehr der Gott selbst „gegenwärtig; sondern nur der Glaube an seine Nähe ge„blieben, und sie streben ihr ganzes Leben hindurch, ob sie „ihn finden." Die Philosophen müssen sich also in der Wagnerischen, wie in der Kantischen Philosophie, mit dem Glauben begnügen.

Als Probe, wie der Verf. in seiner Aesthetik philosophirt, mag folgende Stelle dienen, wo der Verf. von der Schönheit der mathematischen Figuren spricht: „da wir un„ter den Linien, welche sich schließen, die Ellipse und den „Kreis allein schön nennen: so sind auch unter den nicht ge„schlossenen Linien diejenigen schön, welche von jenen beyden „etwas in ihre Einfachheit aufnehmen, nämlich die Wellen„linie und die Parabel. Von den Figuren aber, welche „statt des Runden das Eckichte haben, ist keine schön zu nen„nen; indem die Winkel der Ausdruck unaufgehobener Ent„gegensetzung sind. Unter ihnen sind jedoch wieder andere „Unterschiede der Bedeutung gesetzt, durch welche sie zwar „nicht die Schönheit; aber die Wahrheit mehr oder min„der ausdrücken. So ist z. B. das Dreyeck ein geschlosse„ner Winkel, das heißt, eine fixirte Entgegensetzung, „welche man negativ oder positiv nennen kann, je nachdem „man das Dreyeck auf seine Spitze stellt, oder auf seine

„Basis.

„Basis. In beyden Fällen aber strebt es, mit einem andern „Dreyecke in der Diagonale verbunden, zum Vierecke zu „werden, in welchem eine Entgegensetzung die andere „trägt. Dieses erkennt man am meisten an dem rechtwink„lichten Dreyecke, welches die Mutter der übrigen ist; „denn in diesem ist die volle Entgegensetzung des Winkels; „dagegen in dem gleichschenklichten Dreyeck diese vertheilt, „und auch die synthetische Kraft der Hypothenuse „zweyen Linien anvertraut ist,“ u. s. w. Was läßt sich bey den Sätzen gedenken: das Dreyeck ist negativ oder positiv, je nachdem man es auf seine Spitze oder auf seine Basis stellt; das rechtwinklichte Dreyeck ist die Mutter der übrigen; die Hypothenuse hat eine synthetische Kraft, und diese Kraft ist zweyen Linien anvertraut; eine Entgegensetzung trägt die andere, u. s. w.: sind dieß nicht lauter sinnlose Sätze? — Ferner: wie kann der Verf. das gleichschenklichte Dreyeck dem rechtwinklichten entgegensetzen, da ein rechtwinklichtes Dreyeck auch gleichschenklicht seyn kann? Wie kann er in einer Figur mehr oder weniger Wahrheit, als in der andern finden, da alle Figuren gleich wahr sind? — Doch wenn man aus dieser und andern dergleichen Stellen alles Sinnlose und Unrichtige ausheben wollte: so würde man gar nicht fertig werden.

Die Kunst ist nach dem Verf. ein klares Schauen in die Welt; und die Epigramme und Distichen sind einzelne, in die Welt geworfene Blicke. (S. 275.) Vermuthlich wird also, nach Herrn Wagner die Kunst aus Epigrammen und Distichen zusammengesetzt seyn, so wie aus fortdauernden einzelnen Blicken ein Schauen entsteht.

Daß der Verf. bey dem Tanz sich die Gestirne als tanzend vorstellt, (S. 2[illegible].) wird dem Leser nicht unerwartet seyn, da dem Verf. überall die Gestirne mit ihren Figuren und Bewegungen vorschweben. Er sagt, daß der Tanz den Gestirnen als Existenz eingeprägt sey, und daß sie aus eingepflanzter Nothwendigkeit ihres Lebens um die Sonne laufen. Nach Herrn Wagner ist also zwischen unsern Tänzen und den Tänzen der Gestirne kein anderer Unterschied, als daß diese nothwendig, wir aber mit Freyheit tanzen; wobey jedoch der Tarantel-Tanz auszunehmen seyn wird. —

Das Wort: erstarren, scheint ein Lieblingswort des Verf., und ihm aus der Schellingischen Philosophie, durch die er seine Träume gebildet hat, (so sehr er nun auch Gegner derselben zu seyn affektirt,) hangen geblieben zu seyn. „In „den Zahlen sind die Figuren lebendig, in den Figuren sind „die Zahlen erstarrt. (S. 242.) Das historische Gemälde „ist der erstarrte Moment eines Gedichts. (S. 278.) In „der Plastik ist ein erstarrtes, obwohl lebendes Handeln. „(S. 279.) Durch die That des Genies erstarrt seine „Idee in einem Produkt. (S. 289.) Der Maler soll nicht „den Moment des Extrems ergreifen, weil alles Extrem „schon fixirt und erstarrt ist.“ (S. 298) u. s. w.

Rec. wollte alle diejenigen, die den von Kant der deutschen Philosophie gegebenen Anstoß für so gar wohlthätig halten, fragen, ob das vorliegende Wagnerische und andere dergleichen seit einiger Zeit in Menge erschienene Werke, Beweise ihrer Behauptung sind. Die Kantianer von der strikten Observanz werden ohne Zweifel antworten, daß dieß Alles nichts als Mißbrauch der Kantischen Philosophie sey. Rec. will das gern glauben; aber es giebt Mißbräuche, wozu ein gegründeter Anlaß vorhanden war; und ein solcher Anlaß liegt, nach des Rec. Ueberzeugung in der innersten Beschaffenheit der Kantischen Philosophie. Das herrschende Geistesvermögen bey Kant war Witz, und eine selbstthätige Phantasie; freylich nicht die dichterische, aber doch eine analoge, die die metaphysischen Begriffe nach gewissen Voraussetzungen und Zwecken zu kombiniren weiß. Eine solche Philosophie ist wegen des Spiels, das sie dem Nachdenken und der Spekulation erlaubt, für lebhafte philosophische, aber noch durch keine Methode gezügelte Köpfe verführerisch und ansteckend. Das hat sich auch bey Reinhold, Fichte, Schelling, Bouterweck, Schad, Wagner, Eschenmayer, u. s. w. mehr oder minder gezeigt. Dieß sind (Wagner und Schad ausgenommen) nichts weniger als gemeine philosophische Köpfe; aber durch das Studium der Kantischen Schriften haben sie in der Philosophie phantasiren und dichten gelernt; wo denn ein Jeder nach seiner Art dichtet und phantasirt, und der Folgende es immer ärger macht, als sein Vorgänger. Fichte und Schelling hatten längst in der Philosophie gespielt; aber doch nicht ausdrücklich gesagt, daß die Philosophie ein freyes Spiel des Gei-
stes

ttes ꝛc. Das hat nun Herr Wagner geradezu herausgesagt; wie denn sein ganzes Werk ein nur zu wirklicher Beweis davon ist. Wenn einige Kantianer sich vor solchen Verirrungen bewahrt haben: so ist es theils daher gekommen, weil sie eingeschränkte Köpfe waren, die bey dem Buchstaben der Kantischen Schriften stehen blieben, und bloß dessen Worte wiederkäuten oder paraphrasirten, wie etwa Tieftrunk, Bergk, Snell, Diez, Beck, Heidenreich, Rink, Jachmann, u. a.; theils weil sie, nachdem der erste Taumel der Einbildung, eine ganz vollkommene Philosophie erhalten zu haben, vorbey war, selbst zu denken anfingen, und die erkannten Mängel der Kantischen Philosopheme durch eigene Modifikationen des Systems zu verbessern suchten, wie Krug, Grohmann, u. a.

Uebrigens kann der Rec. nicht umhin, die Jugend zu bedauern, welche solche Lehrer hat, wie Wagner und Schelling. Es ist bekannt, welches philosophische Unwesen ehemals in Jena regierte, als Fichte daselbst in der größten Glorie war, und seine Ichphilosophie, mit größtem Stolze, als eine Universalmedicin anbot, wodurch sogar die ganze empirische Welt sollte gemodelt werden. Welcher Dünkel fuhr da in die jungen Leute! Der Rec. ist fest überzeugt, daß der unreifen Jugend auf Universitäten höchst nöthig ist, durch gesunde Logik ihren Verstand aufzuklären, und zu züchtigen; nicht aber mit Fichtischen Spitzfindigkeiten, und mit Schellingisch-Wagnerischen mystisch-poetischen Faselhadereyen den Verstand zu verdunkeln, und ihre ungezügelte Einbildungskraft zu entflammen, wodurch sie unnütze Glieder der bürgerlichen Gesellschaft werden.

Hb.

Vermischte Schriften.

Neuester Volkskalender auf das Schaltjahr 1804, oder Beyträge zur nützlichen und lehrreichen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von J.

 G.

G. Chr. Stelzner, (zu Holtensen), und F. J. Kutscher (zu Afferde). Hannover, bey den Gebrüd. Hahn. 210 Seit. 8. Mit einem Kupf. 9 gr.

Der bekannte Palmsche Plan ist auch von diesen Herausgebern beybehalten worden, die nur den Abschnitt „Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern" neu hinzugefügt haben. Merkwürdigkeiten des lieben deutschen Vaterlandes, die sich so bald nicht erschöpfen lassen dürften, würde Rec. den Merkwürdigkeiten aus dem fernen Abissinien 2c. unendlich vorziehen; denn es gilt dem Volke und einer Volksschrift, in der man keine Gelegenheit, Vaterlandsliebe zu wecken, ungenützt lassen sollte! — Der guten Menschen sind diesmal 14; der schlechten 5; der vermischten Nachrichten 21; der Lebensbeschreibungen 2; der moralischen Erzählungen 6; das gemeinnützliche Allerley enthält 2 Nummern.

Pm.

Almanach für Ritterguts-Besitzer, Pächter und Verwalter auf das Jahr 1805. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1805. Mit 5 Kupfern. 18 gr.

Außer einem Verzeichnisse von 77 Postrouten durch Deutschland, den Längen-Flächen-Maaßen, Gewichten und Münzen einiger Länder Europens, Mehl- und Brodttafeln, enthält dieser Almanach wenig, woraus sich Ritterguts-Besitzer, Pächter und Verwalter Raths erholen könnten.

Ve.

Intelligenzblatt

Ankündigungen.

Neue Bücher, die in der Oster-Messe 1805 in der akademischen Buchhandlung in Marburg erschienen sind.

Adreßkalender der Oranien-Nassauischen Lande für 1805. in Kommission, netto 5 Gr.

Annalen aus den Nassauischen und Solmischen Rechten und der Geschichte, herausgegeben von Dörger. gr. 8. 20 Gr.

Beschreibung eines mit mehr Holzersparung eingerichteten Backofens. Neue Aufl. mit Kupf. 8. 6 Gr.

Bibliothek der vorzüglichsten Reisebeschreibungen aus den frühern Zeiten, enthält Leo's Beschreibung von Afrika, neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von W. G. Lorsbach. 1r Bd. gr. 8. 2 Thlr.

Busch, J. D., kurzgefaßte Hebammenkunst. 2e Aufl. vermehrt mit der hessischen Hebammen-Ordnung. mit Kupf. gr. 8. 1805. 10 Gr.

Cassel mit der umliegenden Gegend, in historisch-statistischer Hinsicht. Nebst einer Geschichte und Beschreibung von Wilhelmshöhe und seinen Anlagen, mit Grundriß und 1 Kupf. 1805. 2 Thlr.

Conradi, J. W. H. C., Abhandlung über die Hämorrhoiden. gr. 8. 20 Gr.

Denkwürdigkeiten, hessische, herausgegeben von Justi. 4r Bd. 1e und 2e Abtheil. 8. 1805. 1 Thlr. 6 Gr.

Dispositionen über moralische Wahrheiten, ein homiletisches Hülfsbuch aus den Werken der besten Redner. 1r Bd. über freye Texte. gr. 8. 2 Thlr.

Hartig, G. L., Anweisung zur Holzzucht. 4e vermehrte Aufl. gr. 8. 1805. nebst Beytrag. 1 Thlr. 6 Gr.

— Beyträge zur höhern Forstwirthschaft. 2e verbesserte Aufl. gr. 8. 1805. 10 Gr. besonders.

Hünersdorf, Ludw., Anleitung zu der natürlichsten Art Pferde abzurichten. 3e Aufl. 8. 1805. 1 Thlr. 12 Gr.

Jancherr, eine ländliche Geschichte, von einem Freund Heinrich Stillings. 8. 1804. 8 Gr.

Kulenkamp, E. J., Anleitung zur zweckmäßigen Anwendung und Erhaltung der Amts- Rentherey- Stadt- Familien- Gerichts- und Kirchen-Repostituren. gr. 8. 1805. 1 Thlr. 4 Gr.

Magazin für das Kriminalrecht, herausgegeben von Dr. Grosse. 1s St. 8. 10 Gr.

Magazin für Wochen- und Leichenpredigten. 10r Bd. 4 Stücke. 8. 1 Thlr.

Millers, J., Anleitung zur Rechenkunst. 8. 1804. 16 Gr.

Münscher, W., Predigten, neueste Aufl. gr. 8. 20 Gr.

Rothammel, C. Fr., Anweisung für Justizbeamte. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Nütz, C. Theod., Abhandlungen über wichtige religiöse Gegenstände, 8. 1805. 12 Gr.

Schneider, Jos., Versuch einer Abhandlung über den Kinnbackenkrampf neugeborner Kinder nach eigenen Erfahrungen am Krankenbette. 8. 1805. 9 Gr.

Schwab, Dr. Ernst, vermischte Schriften veterinärischen Inhalts. 1s St. 8. 1805. 8 Gr.

— Desselben Zeichenlehre des Pferdes. 8. 20 Gr.

Schwarz, F. H. C., Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher bey dem häuslichen Unterricht und in Volksschulen. 8. 6 Gr.

Stein, G. W., Lehrbuch der Geburtshülfe. 2 Thle. 7e vermehrte und verbesserte Aufl. von G. W. Stein. gr. 8. mit Kupfern. 1805. 2 Thlr. 16 Gr.

Stolz, J. J., Predigten über den Religionsunterricht. 2r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Snadbdissen, C. A., Aufsätze pädagogischen Inhalts. 8. 1805. 18 Gr.

Snabedissen, T. A., Resultate über die menschliche Erkenntniß der Philosophen seit Plato und Aristoteles. Eine gekrönte Preisschrift. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber aufs Jahr 1794, herausgegeben vom H. Oberforstm. von Wildungen. 12. 2e Aufl. 16 Gr.

Ueber die Zulässigkeit der Ehe zwischen Vater und Tochter. 8. 5 Gr.

Ulrich, Dr. L. J., Versuch einer Kritik der von Hufeland und Feuerbach behaupteten Direktion der Principien des heutigen Privatrechts. 8. 1805. 4 Gr.

Wachler, L., Handbuch der allgemeinen Geschichte der literärischen Kultur. 2r Bd. Mittlere und neuere Literatur. gr. 8.

Weisheitslehren des Stifters des Christenthums in Sinnerzählungen und Sinnsprüchen aus dem Griech. übers. und erläutert von J. Chr. Scriba. 8. 1805. 1 Thlr.

Neuester Zustand des linken Rheinufers in ökonomischer und politischer Rücksicht. 8. 1 Thlr.

Zeiß, Ad., Sammlung einiger ausgesuchten Jägerlieder in Musik gesetzt. Querfol. 1 Thlr.

Kommissions-Bücher.

Posselt, Geschichte Karl XII. 8. 20 Gr.

Engelhardt, Erdbeschreibung der hessischen Lande, nebst Lehderhose Kurhessisch. Kirchenstaat. 3 Thle. gr. 8. 2 Thlr.

Unterricht zum Brückenbau. mit Kupf. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Weißthum der Gesetze, Ordnungen, Vorschriften in den Nassauisch-deutschen Ländern. 4 Thle. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

Folgende Werke erscheinen zur Herbstmesse, und wird vorläufig darauf Bestellung angenommen.

Abhandlung, vollständige, von dem Theerbrennen, in einem neueren mehr vollkommenen Theerofen, worin man mit Scheitholz, Reisbunden, Torf und Steinkohlen feuern kann. mit 5 Kupfertaf. 8. 1805.

Abhandlung, vollständige, von den Oefen und Kaminen im russischen Reiche und ihrem bessern Bau. mit Kupf. 8. 1805.

Bauer, A., Anleitung zum peinlichen Proceß. 8.

Busch, J. D., System der gesammten Thierheilkunde. 3 Bde. gr. 8.

Erster Band, Zootomie, Physiologie, Gesundheitszeichenkunde, Futterordnung und Thierzucht.

Zweyter Band, allgemeine Krankheitslehre, Krankheitszeichenkunde, Arzneymittelkunde, Apothekerkunst und Receptirkunst.

Dritter Band, äußere und innere Heilkunde.

Fr. L. von Cancrin kleine technologische Werke. 7r Bd. mit 15 Kupfern. 8. 1805.

Abgekürzte Predigten zur Familien-Erbauung und in Filialkirchen zum Vorlesen. Herausgegeben von W. Müller. 2e Aufl. 2 Thle. 4.

Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber aufs Jahr 1805 und 1806, erscheint zur Herbstmesse 1805.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die Professoren der Philosophie zu Kiel, Herr D. H. Hegewisch und J. G. F. Schrader, haben den Charakter Königl. Dänischer Etatsräthe erhalten.

Der Herr Professor Olivier in Dessau, hat von dem Kurfürsten von Baden, wegen Zusendung seines ortho-epographischen Elementarwerks, eine goldene, mit dem Bildnisse des Kurfürsten gezierte Medaille erhalten.

Bey der Königl. Akademie der bildenden und mechanischen Künste zu Berlin, ist der bisherige Vice-Direktor, Herr Frisch an Meil's Stelle zum Direktor, und Herr Rektor Schadow zum Vicedirektor ernannt worden.

Der Repetent und Subbibliothekar in Tübingen, Herr Mag. Herrmann, hat eine Professur am Gymnasium zu Blaubeuren erhalten.

Herr

Herr Oberbergrath und Professor Dr. Reil in Halle, hat von dem Kaiser von Rußland einen brillantenen Ring zum Geschenk erhalten.

Herr Kirchenrath H. D. Hermes zu Kiel, hat von der theologischen Fakultät in Tübingen die Doktorwürde erhalten.

Herr Bergrath von Crell zu Helmstädt, ist vom Lycee des Departements Gard, und von der Societé libre d'Amateurs des Sciences et Arts de la Ville de Douay, zum auswärtigen Mitgliede aufgenommen worden.

Todesfälle.

1805.

Am 10ten April starb zu Insbruck, Herr von Jellenz, der Rechte Doktor, Appellationsrath, und Direktor des juristischen Studiums an der dortigen Universität, 56 Jahre alt.

Am 12ten April zu Salzburg, Herr A. Schelle, Professor des Natur- und Völkerrechts, der Universalgeschichte, und der morgenländischen Sprachen daselbst.

Am 3ten Mai zu Heidelberg der außerordentliche Professor der Mathematik, Herr Voßmann.

Chronik deutscher Universitäten.

Erfurt 1805.

Am 6ten März erhielt Herr D. Sprewitz, dermalen zu Moskau, die philosophische Doktorwürde.

Am 28sten April erhielten dieselbe Würde Herr Dr. J. J. Bernhardt aus Erfurt, und Herr Dr. C. F. Wunderlich aus Sondershausen.

Am

An demselben Tage nahm die philosophische Fakultät, die über die, zu ihr gehörenden Professoren das Patronatrecht besitzt, die eben erwähnten Herrn Doktoren Bernhardi und Wunderlich, als außerordentliche Professoren, an die Stelle des Herrn Direktors Bellermann, und des Herrn Professors Weingärtner, auf. Letzterer hat seine Professur niedergelegt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Der Buchhändler Herr J. G. Baumgärtner, setzt einen Preis von 10 Randdukaten für denjenigen aus, der bis zur Michaelismesse 1805 die beste Beschreibung des Mechanismus einer Bewässerungsmaschine zur Irrigation der Aecker, nebst Zeichnung derselben in Quart, an ihn einsenden wird. Er selbst, nebst den Professoren Sebaß und Leonhardi in Leipzig, werden über den Preis entscheiden.

Anzeige kleiner Schriften.

Aktenmäßige Darstellung des, von Seiten des regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen Landgräfl. Durchl. als Erwerber eines Theils der säkularisirten Kur-Kölnischen Lande, in Beziehung auf die Sustentation der Mitglieder des Erzstift-Kölnischen Dom-Kapitels bisher beobachteten Verfahrens. Nebst einer Beylage. Darmstadt, 1805. 6 Bog. Fol.

Bekanntlich sind dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, gemeinschaftlich mit dem Herzoge zu Ahremberg, dem Fürsten zu Nassau-Usingen, und dem zu Wied-Runkel, die diesseits des Rheins belegenen, ehemaligen Kur-Kölnischen Länder, zur Entschädigung für die, auf dem jenseitigen Rheinufer verlorenen, an Frankreich gekommenen Besitzungen zugefallen; daher ihm zufolge des ratificirten Reichsdeputations-Rezesses vom 25sten Febr. 1803 die Einrichtung und Anordnung

ordnung des Sustentationswesens für die Mitglieder des Erzstifts-Kölnischen Domkapitels übrig. Das Gericht hat, wie in der Vorerinnerung zu dieser Deduktion bemerkt wird, den Landgrafen von Hessen-Darmstadt beschuldigt, daß er, als Erwerber des größesten Theils der noch übrig gebliebenen Kur-Kölnischen Lande, die Befriedigung der auf Sustentation Anspruch machenden Mitglieder des Kölnischen Domkapitels ungebührlicher Weise verzögert habe. Die Grundlosigkeit dieser Anschuldigung wird hier sehr einleuchtend dargethan; indem 1) die Schwierigkeiten, welche sich der Regulirung dieser Angelegenheit entgegensetzten, gezeigt; und 2) die zur Hebung derselben und zur Ausmittelung der, auf den Antheil des Landgrafen fallenden Summe getroffenen, sehr zweckmäßigen Verfügungen auseinandergesetzt werden; woraus sich 3) das Resultat ergiebt, daß Hessen-Darmstädtischer Seits, diese Angelegenheit, nicht nur nicht verzögert; sondern vielmehr mit nicht gewöhnlicher Anstrengung und Thätigkeit beendigt, und von dem Landgrafen mehr geleistet worden ist, als rechtlicher Weise von ihm verlangt werden konnte.

Ein großes Verdienst, welches diese Deduktion vor vielen ähnlichen Schriften voraus hat, besteht in der lichtvollen Darstellung der darin enthaltenen Thatsachen, und der reinen, präcisen, und in Deduktionen so seltenen wahrhaft klassischen Schreibart, in welcher sie abgefaßt ist.

Korrespondenz.

Aus einem Schreiben aus Stuttgard vom 22. Mai 1805.

Herr Professor Schelling ist unser guter Landsmann, und war ehemals Repetent im Stifte zu Tübingen; daher fand seine neue idealistische Philosophie in unserm Lande vor etwa 8 Jahren vielen Beyfall, und verwirrte manchen guten Kopf. Nach und nach aber hörte die Geistesepidemie auf, und die gesunde Vernunft trat wieder hervor. Kein Professor auf der Universität Tübingen ist derselben zugethan, und die Aufseher des Stifts daselbst haben sich mündlich und schrift-

lich

sich bereits erklärt. Ein großer Lobredner dieser Philosophie ist nur noch ein gewisser Magister Stutzmann, Verfasser einer sogenannten allgemeinen Zeitung, welche das Postamt zu Cannstadt herausgiebt, welche ja nicht mit der zu Ulm herauskommenden allgemeinen Zeitung darf verwechselt werden. Aber die Blätter dieses armseligen Herolds der neuesten Philosophie und Aesthetik, welcher neulich darin auch den berühmten Wieland schmähte, dem er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen, verdienen nicht in Betracht zu kommen, und werden wenigstens in unsern Gegenden fast gar nicht gelesen. Ich glaube auch kaum, daß man sie im nördlichen Deutschlande nur kennt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Im Jahre 1804 sind unter andern nachstehende deutsche Schriften ins Holländische übersetzt worden:

J. L. Ewald's christliches Sonntagsbuch.
C. P. Funke, Handbuch für Töchter.
J. G. Jacobi, Alles in der Natur lebt.
G. G. Bredow, allgemeine Weltgeschichte in Tabellen.
A. v. Kotzebue, Erinnerungen aus Paris.
Dessen Hugo Grotius.
J. F. Reichards Briefe aus Paris. 1r Th.
Pestalozzi Buch für Mütter, 1s St.
A. Lafontaine, Leben des Quinctius Heymeran Flaming.
Klopstocks Messias, (von Meerman van Dalem.) 2 Thle.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Musik.

Anweisung das Pedal der Orgel zu treten. Theoretisch (?) und praktisch erläutert. Für Organisten in Städten und Dörfern. Leipzig, bey Steinacker. 1804. Querquart. 19 S.

»Der Verf. (heißt es in der Vorrede) benutzte dasjenige, »was über diesen Gegenstand bereits da war, und fügte so »viel eigne Bemerkungen hinzu, als er für nöthig fand, und »als sich über den Gegenstand selbst, seinem Urtheile nach, »sagen lassen.« Das Wort Verfasser ist hier, zu Anfange der eingerückten Periode, unstreitig ein Druck- oder Schreibfehler, wofür Kompilator, oder richtiger Plagiarius stehen sollte. Die ersten 37, zum Theil ziemlich langen, Beyspiele oder Uebungsexempel, von S. 7 an bis 16 unten, sind nämlich Note für Note aus der, 1782 bey Breitkopf in Leipzig herausgekommenen Anleitung zur praktischen Musik von J. S. Petri abgeschrieben. In dieser bekannten Anleitung stehen sie von S. 315—330. Auch die von Petri vorgeschriebene Applikatur hat unser Plagiarius unverändert beybehalten; man müßte denn etwa dieß für eine Abänderung gelten lassen, daß bey dem Uebungsexempel aus Asdur S. 9 einige der letztern Ziffern unter, bey Petri hingegen über den Noten stehen. — Nach den erwähnten 37, aus Petris Anleitung ausgeschriebenen Uebungsexempeln, folgen in der vor uns liegenden Anweisung nur noch

drey solche Exempel, die nicht in Petris Werke enthalten sind. Wahrscheinlich stehen sie jedoch ebenfalls schon irgendwo gedruckt, und sind hier wie jene 37 benutzt worden. Gesetzt aber, sie rührten wirklich von unserm sogenannten Verf. her: so wären es deren doch nur 3 gegen 37 abgeschriebene. — Der Text zu diesem Werkchen würde, der Reihe nach gedruckt, ohne die kurze Vorrede höchstens 3½ Seite betragen. Wie viel davon unserm Verf. angehört, wollen wir hier, zur Schonung des Raumes, nicht untersuchen.

Jetzt nur noch einige Worte über die nachgeschriebene Applikatur. Nach S. 7 soll das große D mit dem rechten Fuße, das eingestrichene C hingegen mit dem linken getreten werden. Diese Applikatur steht allerdings in Petris Anleitung; allein billig hätte hierbey, der Vorrede gemäß, eine eigne Bemerkung hinzugefügt werden sollen. Denn welche Länge der Beine gehört dazu, die erwähnten beyden Töne mit dem vorgeschriebenen Fuße erreichen zu können; besonders wenn die Pedaltasten etwas weit auseinander liegen! Der Rec. ließ zwey Männer von verschiedener Größe den Versuch machen, das eingestrichene C mit dem linken Fuße anzugeben; allein der kleinere davon wäre, bey aller angewandten Vorsicht, bald von der Orgelbank gefallen. Oder soll etwa derjenige Orgelspieler, welcher nicht zum Riesengeschlechte gehört, auf seiner Bank bald rechts bald links um machen? Und wie würde er dabey mit dem Spielen des Manuals zu rechte kommen? — S. 6 steht: »Es ist ganz falsch, wenn man glaubt, daß der rechte Fuß für die obere und der linke für die untere Oktave des Pedals bestimmt sey. Sie müssen beyde einander zu Hülfe kommen; keiner ist an einem (einen) bestimmten Ort angewiesen.« Allerdings müssen beyde Füße einander zu Hülfe kommen; allein wie weit? dieß hätte hier näher bestimmt werden müssen, und zwar den Umständen nach, d. h. sowohl in Absicht auf die Einrichtung des Pedals, als auch in Ansehung der Größe des Spielenden. Denn was zur Noth ein Mann von drey Ellen erreichen kann, das wird doch nicht auch ein anderer, der nur sehr klein von Person ist, ebenfalls mit den Füßen erreichen sollen? Oder setzt etwa unser Ungenannter lauter Orgelspieler von beträchtlicher

körperlicher Größe voraus? Friedemann Bach z. B. soll einer der vorzüglichsten Orgelspieler Deutschlands, und doch sehr klein von Person gewesen seyn. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß dieser, ohne seinen Sitz zu verändern, das eingestrichene C mit dem linken Fuße habe erreichen können. — Wenn aber Petri sich hierüber nicht näher erklärte, und zu der vorgeschriebenen Applikatur keine Einschränkungen u. dgl. hinzu fügte: so war dieß sehr verzeihlich, da er nicht ausschließlich vom Spielen des Pedals, sondern von der praktischen Musik überhaupt, und von der Kenntniß rc. mehrerer Musikinstrumente handelte. Wer aber eine Anweisung, das Pedal der Orgel zu treten, theoretisch (?) und praktisch erläutert, für Organisten in Städten und Dörfern schreiben wollte, von dem konnte man wohl mit Recht erwarten, daß er sich auf die Grundlage zu einer guten und ausführbaren Applikatur gehörig einließ. —

Ob nun durch die Herausgabe dieses Werkchens in Ansehung des Pedalspielens viel gewonnen worden ist, dieß werden die Leser unsrer Bibliothek nunmehr leicht selbst beurtheilen können. Wir machen nur noch die Bemerkung, daß Petri bey weitem mehrere Erläuterungen hinzugefügt hat, als deren die vorliegenden Bogen enthalten. Warum wurden diese Erläuterungen nicht auch vollends mit abgeschrieben, da nun einmal dasjenige, was über diesen Gegenstand bereits da war, benutzt werden sollte.?

XI.

Grande Sonate à quatre mains pour le Fortepiano, composée etc. par *E Florschütz.* A Leipzig, chez Hoffmeister et Kühnel, Bureau de Musique. Ohne Jahrzahl. Querfolio. 27 S. 1 Rthl. 4 gr.

Mit Vergnügen bemerken wir bey der Anzeige dieser Sonate, daß Hr. F. unsere, im 86sten Bande der Allg. D. Bibl. enthaltene, Kritik über zwey frühere Arbeiten desselben mit Dank aufgenommen, und — wie er sich in

einem Schreiben an den Herausgeber der Bibliothek aus-drückt — ein folgsamer Schüler des Rec. geworden ist. In der That finden wir auch die vorliegende Sonate ungleich besser, als die in dem namhaft gemachten Bande recensirte, und von den mehresten dort gerügten Fehlern frey. Fährt Hr. F. in seinem lobenswürdigen Kunststudium fort: so dürfen wir uns bald einen recht braven Tonsetzer in ihm verspre-chen. Nur auf Einiges, was uns in der vorliegenden So-nate aus Esdur aufstieß, machen wir ihn aufmerksam. S. 6 und 7 kommen nicht nur wieder mehrere Transpositionen vor; sondern es folgen auch der, für den ersten Spieler be-stimmten, Figuren in Triolen zu viele unmittelbar auf ein-ander. Dadurch ist hier eine gewisse Einförmigkeit entstan-den. Nicht zu gedenken, daß die Triolen, wie Hr. F. ge-wiß selbst fühlen wird, in das Ganze nicht recht passen. S. 3 T. 23 vermißten wir bey dem Eintritte des Themas die Auflösung der vorausgegangenen Septime ungern. S. 3 letzte Zeile, besonders aber S. 9 ebenfalls letzte Zeile haben sich in die Stimme für den ersten Spieler einige Härten eingeschlichen. So auch S. 11 T. 25; verglichen mit der Stimme für den zweyten Spieler. — Das Lar-ghetto affettuoso hat viel Gefälliges; aber auch Manches, was man schon gehört zu haben glaubt. Dieß ist vorzüg-lich der Fall mit dem Thema selbst. — In dem Allegro assai kam uns der erste bloß aus 4 Takten bestehende Theil doch etwas zu kurz vor. Auch folgen diese vier ohnehin schon wiederholten Takte im zweyten Theile nochmals. Ei-nige andere Bemerkungen müssen wir unterdrücken, da es der Raum nicht verstattet, über eine einzelne Sonate noch mehr zu sagen. — Der Stich ist schön, das Papier gut, und die Sonate nicht eben schwer zu spielen; sie wird daher hoffentlich recht viele Käufer finden; zumal da wir eben noch keinen Ueberfluß von guten Sonaten für 4 Hände haben.

Nr. 1. Sinfonia dell' Opera: Der Schauspieldirek-tor; ridotta a quadro mani per il Cembalo etc.

Nr. 2. Sinfonia dell' Opera: Die Entführung aus dem Serail; ridotta a quadro mani etc.

Nr. 3

Nr. 3. Sinfonia dell' Opera: Die Hochzeit des Figaro; ridotta etc.

Nr. 4. Sinfonia dell' Opera: Idomeneo; ridotta a quadro mani per il Cembalo; (Composta) di *W. A. Mozart.* In Straubinga, dal librajo di Schmid. Ohne Jahrzahl. Folio. Nr. 1. 15, Nr. 2. 17, Nr. 3. 15, Nr. 4. 21 Seiten.

Ueber den Werth dieser vier Sinfonien etwas zu sagen, wäre überflüssig, da sie ohnehin schon bekannt genug sind. Nur diese Bemerkung können wir dabey nicht unterdrücken, daß anstatt Nr. 1. und 4. wohl die Sinfonie oder Ouvertüre zur Zauberflöte und zu Don Juan, oder auch zu Cosi fan Tutte noch willkommner gewesen seyn würde. Doch vielleicht folgen diese bald nach; ob sie gleich bereits anderwärts auf ähnliche Art erschienen sind.

Alle die vor uns liegenden Sinfonien, oder wenn man lieber will, Ouvertüren, sind mit möglichster Treue für zwey Spieler auf einem Clavierinstrumente, oder für 4 Hände ausgezogen worden; ja, wir möchten beynahe behaupten, daß dieß hin und wieder in sofern sogar allzugenau genommen worden sey. Denn gewisse Verdoppelungen oder Verstärkungen ꝛc. die auf verschiedenen Saiten- und Blasinstrumenten vorgetragen, eine gute Wirkung thun, machen auf einem und ebendemselben Clavierinstrumente ausgeführt bey weitem keinen so guten Effekt. Dieß ist unter andern der Fall mit der Stelle in Nr. 1. S. 6 und 7, Takt 1 bis 7; desgleichen S. 12 und 13, T. 19 u. a. m. Eben dieß gilt auch in Nr. 3. S. 4 T. 37 und 39 von dem a (zwischen den durch die Oktave verstärkten Baß); obgleich Mozart dieses a in den Waldhörnern allerdings, und mit gutem Erfolge angebracht hat. Einige Stellen sind in den vorliegenden Sinfonien um eine Oktave zu tief gesetzt worden, wo sie nicht die beste Wirkung thun. Hierzu gehören in Nr. 4. S. 8. T. 1 bis 8. Man sieht aber freylich wohl, weswegen dieß geschehen ist. Indessen hätte doch vielleicht zweckmäßiger die tiefere Stimme für den ersten Spieler etwas abgeändert werden können. Hin und wieder vermißten wir ein, oder auch mehrere gar nicht überflüssige

Versetzungszeichen, wie in Nr. 1. S. 7 T. 15, wo vor g in der Oberstimme ein Quadrat fehlt. Weiter unten, nämlich T. 21, 22 und 23 sind, in der für die linke Hand bestimmten Zeile, mehrere Versetzungszeichen weggelassen; das Quadrat vor d im 21sten Takte aber muß ein Kreuz seyn.

Nach der in Nr. 2. am Ende beygefügten Bemerkung, sind diese Sinfonien bey A. Niedermayr in Regensburg auf Stein gedruckt. Die Noten an sich verdienen — vermuthlich als erster Versuch — allerdings Beyfall; denn sie sind größtentheils deutlich und lesbar. Nur stehen viele Versetzungszeichen nicht an der Stelle, wo sie hin gehören; sondern zu hoch oder zu tief, wie in Nr. 1. S. 7 T. 20 31 u. a. m. Dadurch wird der Spieler zum Falschgreifen verleitet. Noch andere Versetzungszeichen sind verhältnißmäßig viel zu klein, und besonders bey Nacht kaum zu erkennen, oder doch von etwas schwachen Augen nicht sogleich gehörig von einander zu unterscheiden. Beyspiele von dieser Art kommen sehr häufig, unter andern auch in Nr. 2. S. 5, 8, 9 rc. vor. Am schlechtesten ist in dieser Hinsicht Nr. 4. ausgefallen. Alle, oder doch bey weitem die mehresten, Quadrate stehen nämlich in dieser Sinfonie verkehrt, und sind von den Kreutzen nur sehr mühsam zu unterscheiden, wie Jeder, der diese Sinfonie spielen soll, finden wird. Auch die Noten über und unter den fünf Linien haben nicht alle ihren gehörigen Standort. So steht z. B. in Nr. 1. S. 14 T. 1 das eingestrichene d höher, als das vorhergehende e, und das c bey dem zweyten Akkorde merklich höher, als bey dem ersten. Mehrere kleine Noten, z. B. in Nr. 1. S. 3. rc. sind im Verhältniße zu den gewöhnlichen zu groß. Verschiedene längere Notengattungen, z. B. in Nr. 1. S. 3 und 7 die ganzen Taktnoten, nehmen einen zu kleinen Raum ein; da hingegen S. 8 T. 3 die geschwind zu spielenden Noten zu weit von einander abstehen. Lauter größere oder kleinere Unvollkommenheiten, die bey künftighin zu erwartenden Arbeiten leicht verbessert werden können.

Pa.

Theater.

Theater.

William Shakspeare's Schauspiele. Neue Ausgabe von J. J. Eschenburg. Zürich, bey Orell. 1804. Eilfter Band. 1 Alph. 6 Bog. gr. 8. 1 Rg.

Die Stücke, die dieser Band enthält, sind Combelline, Titus, Andronikus und König Lear. Man sieht, Hr. Eschenburg ist seinem, um denselben Kranz sich bewerbenden, Nebenbuhler, was die Zahl der übersetzten Stücke betrifft, vorausgeeilt. In Absicht des innern Werthes der Uebersetzung, steht er ihm wenigstens nicht weiter nach, als es die gewählte Form mit sich bringt. Den auf das ganze Werk verwandten ausdauernden Fleiß zu rühmen, wäre überflüßig. Wer, der des Englischen kundig ist, erkennt ihn nicht dankbar an, und freut sich, daß der große Schauspieldichter einen solchen Nachbildner unter uns gefunden hat?

Bb.

Weltweisheit.

Grundriß eines eigentlichen Systems der anthropologischen Psychologie überhaupt, und der empirischen insbesondre; in zwey Theilen. Von D. Johann Karl Wezel. Erster allgemeiner Theil. Leipzig, bey Dyk. 1804. 686 S. 8. 2 Rg. 8 gr.

Der Verf. will, was seiner Meinung nach, bis jetzt noch nicht geschehen ist, die ganze Seelenlehre in einem vollständig durchgeführten System darstellen. Hievon liefert dieser erste Band den allgemeinen Theil, oder die reine Fundamental-Psychologie in zwey Hauptabschnitten, von denen der eine den Ursprung, das Daseyn, das innere Wesen der Seele und ihr Verhältniß zur äußern Natur ausführlich erörtert, und der andere ihre Vermö-

gen, Fähigkeiten und Kräfte nebst den Gesetzen derselben in einem allgemeinen Umriß darlegt. Ein zweyter Band, der bald nachfolgen soll, wird die eigentlich-empirische Psychologie enthalten, und die ganz besondern Äußerungen, Wirkungen und Folgen jener ursprünglichen und abgeleiteten Vermögen und Kräfte des menschlichen Gemüths vollständig aufzählen und erklären, und zuletzt diese ganze große Mannichfaltigkeit in Harmonie zu bringen suchen. —

Der Verf. hat sich sonst auch durch eine Schrift bekannt gemacht, worin er ganz im Ernste berichtet, daß ihm seine verstorbene Gattinn, zufolge einer vor ihrem Tode mit ihr genommenen Abrede erschienen sey; welche Erscheinung er auch gegen die Zweifler mit vieler Hartnäckigkeit ohne sonderliche Gründe vertheidigte. Dieß möchte bey unbefangenen Lesern eben nicht das günstigste Vorurtheil für des Verfs. Fähigkeit zu einer philosophischen Psychologie erwecken. Doch hat diese seltsame Scene bey dem Rec. auf die Beurtheilung dieses Buchs keinen Einfluß. Er urtheilt unpartheyisch. Wenn es sich die Leser gefallen lassen, in die ganz eigenthümliche, oft sehr schwerfällige Vorstellungsart des Verfs. sich hineinzustudiren: so mag ihnen — freylich neben mehrern zu weit getriebenen und eben darum unnützen Zergliederungen und leeren Abstraktionen, neben manchen naturphilosophischen Träumereyen und willkührlichen phantastischen Voraussetzungen — doch auch nicht selten ein neuer Aufschluß, eine nicht uninteressante Belehrung über die innere Wirksamkeit unsers Geistes zu Theil werden. Hingegen sauer, ziemlich sauer, werden sie sich diese Ausbeute wohl müssen werden lassen; denn bey diesem Schriftsteller haben sich, wie es scheint, allerley fremde Ideen aus Kants Kritik, Fichte's Wissenschaftslehre, Bouterwecks Apodiktik, und Schellings Naturphilosophie mit seinen eigenthümlichen Vorstellungen gar sonderbar amalgamirt, und dadurch eine Ansicht erzeugt, die sich nicht selten einer klaren, gemeinverständlichen Mittheilung und einer sichern zuverlässigen Beurtheilung ganz und gar zu entziehen strebt.

Gm.

Reden

Reden an gebildete Menschen, über die heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens in unsern Tagen. Zur Weckung und Belebung des moralisch-religiösen Sinnes. Von Fr. Ehrenberg, evang. reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafschaft Mark. Düsseldorf, bey Schreiner. 1802. Erstes Bändchen IX und 232 S. 1 Rh. Zweytes Bändchen 261 S. 1 Rh. Dritter Band. Leipzig und Elberfeld, bey Büschler. 1804. 355 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Der dritte Band auch unter dem Titel:

Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst.

Zur Zeit der Französischen Revolution, besonders in den ersten Jahren derselben, konnte man auf den ersten vier Seiten eines Buchs, das über den Französischen Staat geschrieben, oder überhaupt politisch-statistischen und dergleichen Inhalts war, immer gleich wissen, ob der Verf. des Buchs ein Freund oder Feind der Französischen Revolution, oder auch aller Revolutionen überhaupt war. So sieht man es jetzt einem Buche, philosophisch-moralisch-religiösen Inhalts, auf den ersten Seiten an, ob der Verf. desselben ein Freund des Gebotes der Pflicht; des absoluten Sollens und Müssens; des Allerklärens aus der Ichheit heraus und in die Ichheit hinein, oder Freund des, jetzt ziemlich veralteten Glückseligkeits-Systems ist.

Wie es denn in der Hitze des Streites zu gehen pflegt, da entfernt man sich in seinen Meinungen, vor der Hand gern möglichst weit von einander; da zieht man die Gränzlinien so straff an, daß gewöhnlich ein großer Raum zwischen den Streitenden entsteht. In diesen Raum pflegen denn wohl die Unparteyischen zu treten, und von hieraus die Streitenden am besten zu übersehen und den eigentlichen Streitpunkt, und die Wichtigkeit oder Nichtwichtigkeit desselben am richtigsten zu würdigen.

Da will man von der einen Seite nichts gelten lassen, als absolutes Sollen, Müssen; da darf der Tugendhafte, soll seine Tugend ächt seyn, bey Uebung derselben keinen Blick thun auf die Beförderung eigener Glückseligkeit; auf Gott, auf Ewigkeit. Da wäre ja gleich — mit unserm Verf. zu sprechen — »die Tugend feile Dienerinn der Glückseligkeit;« (Th. 1. S. 40) da müßte man ja gleich mit unserm Vf. scheltend ausrufen: »Hat man nicht eigenes oder »fremdes Wohl laut und öffentlich als höchsten Grundsatz »aller Pflicht und alles Rechtverhaltens angekündigt?«

Rec. sieht zwar nicht ein, wie man tugendhaft handeln könne, ohne sich selbst mit zu beglücken; sieht auch wieder nicht ein, warum der Tugendhafte dieß durchaus nicht wissen soll. Ewig —, glaubt er — werde es doch Grundsatz bleiben: Gott will, wir sollen glücklich seyn, drum gab er uns Gesetze.

Daß man diese Gesetze jetzt alle aus der Ichheit heraus erklärt, und glaubt, sie nun auch ganz leicht in die Ichheit hinein erklären zu können, ist recht gut; man hat das seit Jahrhunderten gethan; nur sprach man dabey nicht so viel vom Ich, und schmälte nicht so auf das Glückseligkeitssystem, das immer, obgleich nicht immer unter diesem Namen existirte.

Auch unser Verf. ist, wie aus seinen frühern Schriften bekannt, Lehrer des strengen Gebotes der Pflicht; will aber keine Rücksichten gelten lassen, als Sollen, Müssen; und sichtet die menschliche Tugend sehr strenge. Nun, Rec. hat nichts dawider, wenn man es allen Menschen begreiflich macht, daß sie das Gute müssen, weil sie es sollen, und daß sie es sollen, weil sie es müssen; und wenn man von den Vortheilen, die die Tugend für den Tugendhaften selbst hat, nichts mehr verlauten lassen will.

Rec. kennt gar wohl das Edle dieses Systems; ist ein sehr aufrichtiger Verehrer desselben; setzt gern mit unserm Verf. Th. 1 S. 209 »das Wesen des wahrhaft sittlichen »Handelns darin, daß man sein sinnliches Ich im Ge»danken der vernünftigen Menschheit verliere; daß »man sein Interesse nur so weit befördere, als es zugleich »das Interesse der gesammten Gemeine der Vernünftigen »ist, der wir mit Leib und Seele angehören; daß uns al»les,

»les, was die Menschheit in und außer uns angehet, hei»lig sey.« Aber es entgeht ihm denn doch auch nicht, daß es uns — mit der schneidenden Härte, womit es zur Zeit noch größtentheils vorgetragen wird — dicht an die alte, kalte, harte Mönchsasketik vorüber, wo nicht in ihr Gebiet hinein führt, die der Welt nicht viel Heil gebracht hat. Da sieht man denn leichtlich nichts als Eigennutz; da schilt man denn leicht die Tugend der Menschen wie unser Verf. Th. 1. S. 131. »Sympathie, Herzensgüte, Liebe, »Freundschaft und Dankbarkeit, als natürliche und ange»borne Empfindungen betrachtet, sind zwar eine feinere Art »des Egoismus; aber Selbstsucht bleibt doch immer ihr wah»res Wesen.« (Wer mag hier wohl immer genau bestimmen können, wie viel davon angeboren ist? wie viel fremder, oder wie viel eigener Erziehung davon angehört? und wieviel also davon auf den wirklich moralischen Werth des Menschen zu setzen ist?) »Was ist die geprie»sene Tugend so manches angebeteten Heiligen wohl mehr, »als ein Luftgebilde, das sich endlich doch wieder in Eigen»nutz auflöset, der nur durch ein weicheres Temperament, »größere Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, sanfteren Sinn »und mehr Gutmüthigkeit des Naturells etwas gezähmt und »vermenschlicht ist!«

»Er (der feinere Egoist) verrichtet Handlungen, die »uns als Muster der Großmuth und Selbstverläugnung »in Verwunderung setzen. Eine liebevolle, nur für An»dere wirksame Güte, ein hoher unermüdeter Gemeingeist »scheint die Seele aller Handlungen zu seyn. Aber betrach»ten wir die trügliche Gestalt etwas näher, blicken wir »tiefer hinein in sein Herz: so entdecken wir doch in einem »entfernten Hintergrunde wieder das theuere Selbst. Er »ist menschenfreundlich, wohlthätig, edelmüthig, »weil es ihm Vergnügen macht, weil er seiner selbst da»bey mit Wohlgefallen inne wird, weil er damit ein »süßes Verlangen des Herzens befriedigt. Nehmt je»nem empfindsamen, schwärmerischen, zärtlichen oder ehr»geizigen Tugendhelden den täuschenden Schleier weg, »unter welchem ihre schöpferische Einbildungskraft ihnen je»den Gegenstand zeigt; laßt es sie deutlich erkennen, daß »es nur die Erinnerung eigner Leiden und Freuden sey, was »sie mit inniger Theilnahme an den Zustand des andern fes»selt;

»selt; verschließt ihnen jede Aussicht, durch ihren Gemeinsinn etwas zu gewinnen, Beyfall und Ehre einzuärndten, »oder, durch Dankbarkeit gegen den Wohlthäter, sich seiner fortdauernden Gunst zu versichern; laßt ihnen allein »die Heiligkeit der Pflicht, die sie auffordert, das Interesse »der Menschheit auch mit dem Verluste eigener Zufriedenheit;« (mit dem Verluste eigener Zufriedenheit? was man doch nicht alles für Fälle setzt!) »bloß weil es »so seyn soll, zu befördern; so wie die Rücksicht auf ihr Ich »aufhört, wird es auch mit ihrer gepriesenen Tugend zu »Ende seyn. Ach, wie viele Handlungen, auf die wir uns »nicht wenig zu Gute thaten, verschwinden bey einer kalten Ueberlegung im düstern Gebiete der Selbstsucht! »Selbst die feurigen Lobreden auf die Schönheit und »Vortrefflichkeit der Tugend sind gewöhnlich nur Begeisterungen des Eigennutzes.«

Gebt mir, sagt — wenn Rec. nicht im Namen irrt — Montaigne, gebt mir die beste, reinste, tugendhafteste Handlung, und es soll mir nicht fehlen, zehn schlechte Bewegungsgründe dazu aufzufinden.

Man siehet, der Verf. greift mit gewaltiger Hand der menschlichen Tugend ans Leben. Das ist recht gut; aber hüten wollen wir uns doch auch, daß wir in den, der uns Sympathie, Herzensgüte, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit zeigt, nicht Etwas hinein tragen, hinein urtheilen, was vielleicht nicht in ihm war; daß wir nicht sträflichen Eigennutz wittern, wo die Allwissenheit vielleicht etwas ganz Anderes sieht; daß wir nicht durch unvorsichtiges und zu strenges Richten, der Verläumdung der menschlichen Tugend Thür und Thor öffnen; es könnte uns sonst wohl begegnen, daß wir uns zuletzt nur ganz allein tugendhaft fänden. — —

Man könnte ja wohl gar glauben, der Verf. habe seine Reden für gebildete Menschen auch nur aus Eigennutz geschrieben; auch seine feurigen Lobreden auf die Schönheit und Vortrefflichkeit der Tugend wären nur Begeisterungen des Eigennutzes.

Die Natur, oder — wenn man so sagen darf — der Schöpfer, ist barmherziger mit der menschlichen Tugend umgegangen, als viele unsrer Philosophen, Moralisten, und

und Religionslehrer. Er gab der schwachen, zur Stärkung, die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Auf die Offenbarung will und darf sich Rec. hier wohl nicht beziehen; aber wenn man nun jetzt Alles in dem Ich finden, und aus dem Ich erklären will: so muß man doch auch das darin finden. Offenbar ist es doch, daß die Tugend, auch für den Tugendhaften unausbleiblich Gutes, wenigstens moralische Vervollkommnung zur Folge hat; worauf ja auch unser Verf., mit Recht, und oft so vortrefflich, als auf die wichtigste aller Folgen, **Alles hinleitet.**

Hätte denn die Gottheit selbst etwa dadurch ihre Menschen zu Lohndienern der Tugend machen wollen? Keinesweges! Die Opfer, die die Tugend vom sinnlichen Menschen fordert, sind **nahe**, müssen augenblicklich gebracht werden. Selten folgt der Lohn der Tugend auf den Fuß nach; fern, sehr fern ist oft ihr Lohn, ach! oft so fern, daß unsre ganze irdische Wohlfahrt, ja wohl unser irdisches Daseyn dazwischen zu Grunde gehen kann. Unser Verf. sagt selbst sehr schön darüber ar Th. 7te Rede: über unbelohnte Mühe S. 159. »Die Natur will den Menschen jetzt nur noch erziehen — nicht belohnen. Wie oft sollten wir denn wohl erwarten dürfen, daß das Letztere zufällig mit dem Erstern zusammentreffen werde?« Und der **absolute** und **nahe** Gewinn der moralischen Vervollkommnung? ach! möchte man ihn doch jedem Menschen recht nahe bringen können! Manches System, oder manche neue Namen alter Systeme, werden noch wohl entstehen und vergehen, ehe man ihn der Menschheit so nahe bringt, daß sie ihn zur Hauptsache macht.

Da wird es denn dem armen Sterblichen oft schwer genug, bey aller Verheißung künftiger Glückseligkeit, der Tugend die **nahen**, oft sehr schmerzlichen Opfer zu bringen. Auch hat uns das Glückseligkeitssystem der feineren Egoisten, die Sympathie, Herzensgüte, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit zeigen; deren Handlungen uns als Muster der Großmuth und Selbstverläugnung in Verwunderung setzen; die mit liebevoller, nur für Andre wirksamer Güte, und hohem, unermüdeten Gemeingeist handeln; die menschenfreund-

lich,

lich, wohlthätig, edelmüthig sind, weil es ihnen Vergnügen macht, u. dgl., noch gar nicht zu viele gebracht. Möchte die Welt doch nur erst zwey Drittheile solcher Menschen haben! um das dritte Drittheil würde Rec. dann nicht bange seyn.

Jetzt versucht man es wieder mit Gewalt, mit dem Sollen und Müssen. Nun, wir wollen das Beste hoffen.

Die Lehrer des Glückseligkeitssystems mögen denn auch auf ihrer Huth seyn; mögen nichts übertreiben. Die Parteyen werden sich denn wohl einander wieder nähern.

Dieß über den Hauptgrundsatz, wornach vorliegende Reden, im Ganzen, strenge gearbeitet sind.

Nur noch eine Bemerkung sey Rec. hierüber erlaubt. Fast in allen Büchern — Rec. las deren schon manche — die nach diesem Grundsatze gearbeitet sind — fand er eine gewisse Inkonsequenz. Bitter und böse auf das Glückseligkeitssystem heben sie oft ihren Spruch an. Durchaus wollen sie, bey Uebung der Tugend, keine Rücksicht auf eigene Mitbeglückung gelten lassen. Alles soll da gehen, weil es muß, und muß gehen, weil es soll. Und das Alles erklärt sich aus dem Ich so leicht heraus, und in das Ich so leicht wieder hinein. Es ist ja so klar, daß die menschliche Tugend zur Ermunterung und Stärkung gar keiner Verheißung bedarf. Da wäre sie ja gleich feile Dienerinn der Glückseligkeit. Man darf es ja nur den Menschen sagen, daß, und was sie sollen und müssen: so geht das Alles gleich von selbst. Aber, ehe man es sich versiehet, weisen sie selbst zur Ermunterung der Tugend, bald auf die Zufriedenheit mit uns selbst; bald auf den Beyfall der Gottheit; bald auf die Ewigkeit als Vergelterinn derselben hin. Auch bey unserm Verf. findet sich das mehrmalen. 1r Th. S. 5. »Die Pflicht selbst ist ihm nichts anders, als Streben »nach Gottähnlichkeit, Gefühl seiner allenthalben Nähe, »Verheissung der Unsterblichkeit. S. 112 Befreyung »von aller Gewalt der Natur und ihrer Triebe, vollen»dete sittliche Güte, nebst einer ihr entsprechenden »Glückseligkeit der Vernünftigen, ist das Ziel, wor»nach

»nach zu ringen und wofür treu zu arbeiten, Jeder »durch sein Innerstes aufgerufen wird. S. 117. »Sie (die Religion) zeigt ihm in der Treue gegen seine »Pflicht eine nie versiegende Quelle des reinsten »Freudengenusses, ewigen Frieden mit sich selbst und »mit allem, was um ihn her ist. Sie flößt seiner Seele »vertrauensvolle Heiterkeit ein, und verbreitet einen stillen »Frohsinn über sein ganzes Wesen, wodurch ihm das »Rechtthun unendlich leicht wird. S. 227 Wäre es »uns nur einmal wichtige Angelegenheit, unsre Pflicht »werth zu halten, hätten wir es nur in ihrer Erfüllung »zu einiger Fertigkeit gebracht, fürwahr! die Leichtigkeit, »mit der wir dann Manches aufopferten, Manchem ent»sagten, jeder neue Sieg über den sinnlichen Schmerz, »würde uns eine Quelle eines unendlichen Vergnü»gens werden. S. 231. Hierzu kommt noch der große »erhebende Gedanke: wir haben nicht umsonst gearbeitet. »Die Folgen unsrer Handlungen greifen nicht bloß in die »entfernteste Zukunft, sie greifen in die Ewigkeit ein. »All' unser Thun ist Aussaat, von der die Aerndte erst »dann reifen wird, wenn Alles, was uns hier hinderlich »war, wenn unsre irdische Natur selbst nicht mehr ist. »Jede unbelohnte Müh", jeder umsonst vergossene Schweiß»tropfen, ist eine gehaltreiche Weisung aufs bessere »Leben, wo alles Gute einmal herrlich belohnt »wird.«

»Wir haben für die Ewigkeit gearbeitet; o was war »denn die kleine Aufopferung, die wir darbrachten! was »war die geringe Mühe, die uns der Dienst der Pflicht »auflegte! was war der kurze Kampf weniger Jahre! »was war der Undank schwacher verblendeter Menschen! »was war das Alles gegen eine Ewigkeit, die uns ange»höre! Unsre Pflicht knüpft Gegenwart und Zu»kunft, Erde und Himmel, Endliches und Unend»liches an einander, und wir sollten muthlos auf die »geringe Unbequemlichkeit hinsehen, die hier mit ihr ver»bunden war, muthlos darauf hinsehen, daß der Erfolg »unsrer Bemühungen so lange ausbleibt! Was ist dieses »Lange anders, als ein Augenblick gegen die Ewigkeit, »wo wir die endlose Reihe der herrlichsten Folgen ganz »übersehen werden? Wer könnte das denken, ohne daß

»sich

»sich sein Herz erweiterte, und der seligsten Empfindungen »voll würde, ohne sich mit Freuden als den Mitbürger »der Unsterblichkeit im Gedanken der Pflicht zu erken»nen, und schon vorempfindend den Gewinn der »ganzen Zukunft zu genießen.«

Das wäre ja aber denn doch wieder eine Pflichtenlehre zur Glückseligkeit, oder ein Glückseligkeitssystem; nur eines der feinsten unter den feinen.

Schön, erwärmend, mit hinreißender Beredtsamkeit, schreibt der Verf. an tausend Stellen, wo er aufs Praktische kommt, und wo ihn sein System — das oft durchschimmert — nicht erkältet; dann aber wird der Ausdruck auch nicht selten schwerfällig, undeutlich, mitunter kostbar. Hier und da ist, besonders in den ersten beyden Theilen, etwas zu viel des spekulativen Wissens und mit Ausdrücken der neuern Systemsprache vorgetragen; woher denn wohl die gerügte Ungleichheit und zuweilen Undeutlichkeit entsteht; die — wie Rec. glaubt — in Reden, wo Alles auf der Stelle verstanden seyn, Alles auf der Stelle seine Wirkung thun muß, am wenigsten Statt finden sollte. Ob dieses hinlänglich dadurch gerechtfertigt wird, daß der Verf. diese Reden für Gebildete schrieb und vor Gebildeten hielt? will Rec. nicht entscheiden.

Im Ganzen verdienen diese Reden sehr gelesen und beherziget zu werden. Sie enthalten einen Schatz vortrefflicher Bemerkungen, die von Menschenkenntniß, und Kenntniß des Eigenthümlichen unsers Zeitalters zeugen.

Schade, daß sie so vielfältig, besonders im dritten Bande durch Druckfehler entstellt worden sind.

Pm.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge für Kinder, von A. F. Höpfner, Rektor

Rektor zu Greußen. Viertes Bändchen. Erfurt, bey Kayser. 1804. 14 Bog. 8. 12 gr.

In der Vorrede zu dem vierten und letzten Bändchen dieses Büchelchens hat es der Verf. mit Hrn. Pöhlmann über dessen Buch: Wie lehrt man die Kinder im Buche der Natur lesen? ganz ernstlich zu thun, und am Schlusse verweist er den Rec. des kleinen Physikers in dieser Bibliothek auf die Vorrede des ersten Bändchens, wo er die Antwort auf seine Einwendungen finden soll. Sonderbar genug. — Der Rec. fand die von dem Verf. für die unsystematische Form seines Büchelchens in der Vorrede zum ersten Bändchen angeführten Gründe, unzureichend, und nun verweist er ihn wieder auf diese Gründe. Der Rec. bedient sich eben dieses Rechts mit seiner Einwendung; nur darf er nicht unbemerkt lassen, daß der Hauptgrund, den der Verf. für die unsystematische Form seines Büchelchens aufstellt: weil die Kinder die systematische Form nicht lieben, gerade der am wenigsten haltbare ist. Leider! lehrt die tägliche Erfahrung nur zu sehr, was bey unserer modischen Erziehung, die strenge Anhänglichkeit an jenen Grundsatz, für Unheil gestiftet hat, noch wirklich stiftet und noch weiter stiften wird. — Dieses sey indessen keinesweges in der Absicht gesagt, dem Büchelchen seine Brauchbarkeit abzusprechen; im Gegentheil wird ein Lehrer, der bey seinem Unterricht die abgehandelten Materien zweckmäßig zu ordnen versteht, sich dessen gewiß nicht ohne Nutzen bedienen können. — In dem gegenwärtigen vierten Bändchen, das sehr reichhaltig ist, finden sich abermals Spuren einer zu flüchtigen Bearbeitung. Die erste Unterhaltung: das Eisen kann auch schwimmen, oder besser, die Metalle können auch schwimmen, weil ja darin gezeigt wird, wie Goldblättchen schwimmen, hätte nothwendig in die neunte Unterhaltung vom Schwimmen, verwebt werden müssen; dadurch würde der sonderbare Kontrast, daß in jener ein eisernes Schiff nicht schwimmt; in dieser aber die kupfernen Pontons auf dem Wasser, ohne zu sinken, recht gut wegkommen, von selbst weggefallen seyn. Einige Unterhaltungen, z. B. der Aerostat sind unverhältnißmäßig weitläuftig, und die Unterhaltung vom Erdbrande, ist durch Einschaltung einer Ge-

schichte zu sehr ausgedehnt, und eben dadurch für den Unterricht zu oberflächlich. — Was der Verf. in dem vorhergehenden dritten Bändchen von dem Steinregen irrig zu behaupten gesucht hat, wird in diesem Bändchen durch eine feine Wendung wieder gutgemacht.

Eh.

Getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, in Hinsicht auf Bechsteins kurzgefasste gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes, für Aeltern, Hofmeister etc., herausgegeben von *J. M. Bechstein. Des 2ten Hunderts Vs bis Xs* oder *15's bis 20tes Heft*, 1798 bis 1800. *3s Hundert*, oder *21tes bis 30tes Heft*. 1800. *IVs Hundert*, oder *31tes bis 40tes Heft*. 1802. *Des Vn Hunderts Is bis Vs* oder *41tes bis 45tes Heft*. 1804. Mit illumin. Abbildungen. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. gr. 8. 20 Rk. 16 gr.

Die nächstvorhergehenden Stücke dieses für die Jugend nützlichen Werks sind in der N. A. D. Bibl. XXXVIII., Bande S. 61 und im XV. Bde. S. 393 angezeigt. Es erhält sich bey seinem Werthe. Aber der Rec. wünschte doch, daß manche Abbildungen weniger hart und der Natur getreuer illuminirt wären. Auch wäre es wohl nöthig, daß den Beschreibungen eine Anzeige beygefügt wäre, wie groß jedes Thier ist, (denn die Abbildungen sind sämmtlich aus dem Thierreiche, ungeachtet der Titel allgemeiner lautet.) Einige Vögel, Insekten u. dgl. sind in natürlicher Größe dargestellt, andere Vögel verkleinert. Ein fünf Fuß hohes Thier hat oft in der Abbildung beynahe die Größe eines Thiers, das nur halb so hoch ist. Dieß kann bey dem gewählten Formate nicht anders seyn. Aber eine genauere Bestimmung würde doch, zumal bey nicht sehr bekannten Thieren, nöthig seyn; sonst kann den Kindern kein deutlicher Begriff von der Beschaffenheit der Thiere gegeben werden, und das Anschauen wird beynahe nur Spielwerk bleiben.

Mz.

Dr. Ben-

Dr. Benzenbergs Versuche über die Umdrehung der Erde. Dortmund, bey Mallinkrodt. 1804. XII u. 542 S. gr. 8. Mit 8 Kupfertafeln. 3 Rh. 12 gr.

Diesem reichhaltigen Buche sahen wir schon seit der Ostermesse des vorigen Jahres entgegen; endlich haben der Verf. und Verleger das Verlangen des Publikums am Ende des jüngst verwichenen Novbr. auf eine wahrlich überraschende Art befriedigt, und von der Veranlassung, die diesen Aufschub herbey führte, in der Vorrede auf folgende Art Nachricht gegeben: »Die Versuche über die »Umdrehung der Erde, waren zur Osterm. (1804) ange»kündigt. Aber die starken Grubenwasser vom vorigen »Frühjahre machten es mir damals unmöglich, die zweyte Reihe Versuche in dem Kohlenbergwerke zu Schle»busch (in der westphälischen Grafschaft Mark) anzustel»len. Ich konnte dieses erst im Herbste nach meiner Zu»rückkunft von Paris; und dieses ist die Ursache, warum »die Versuche sechs Monate später erscheinen.« — Von diesen Versuchen über das Gesetz des Falls, über den Widerstand der Luft, und über die Umdrehung der Erde, wobey der Verf. eine, mit vieler Einsicht abgefaßte Geschichte aller frühern Versuche der Art, von Galiläi bis auf Guglielmini angehängt, und gleichsam mit dem Ganzen seines Gegenstandes, den er abhandelt, verwebt hat, wollen wir eine, auf zweckmäßige Kürze beruhende Anzeige unsern Lesern vorlegen.

Außer der Einleitung S. 1—30, wird das Buch in zehn Abschnitte eingetheilt. In jener giebt der Hr. Verf. von den Zwecken und der Absicht dieser Versuche, die, wie im Sommer 1802 viele Zeitungen schrieben, am Michaelsthurm in Hamburg angestellt wurden, hinlängliche Nachricht, wobey von dem Baumeister dieses Thurms Stein, einige historisch merkwürdige Züge aus dessen Leben vorkommen, die ein künftiger Biograph der berühmtesten Baumeister dankbar benutzen wird. Warum aber der Vf. S. 24—29 die allgemeinen Decimal-Maaß-Eintheilungen, das er S. 25 das Nationalmaaß des Menschengeschlechts nennet, in allen Beziehungen der

Wissenschaften und Künste so unbedingt das Wort redet, und einen Meter fürs Menschengeschlecht eingeführt wissen möchte, kann Rec., der wahrlich Hrn. Benz. Verdienste und ausdauerndes Bestreben zur Erweiterung der Sternkunde und mathematischen Physik schätzt, nicht absehen. Kästners hier allegirter Ausspruch steht am rechten Ort; Rec. setzt noch hinzu, was dieser große Gelehrte etwa 2 Monate vor des letztern Tode an jenen schrieb: »Die Franzosen haben in Einführung des De»cimalmaaßes nichts Neues erfunden, — nur die Na»men und Begriffe geändert. Was Condamine von »Pendelschlägen, und Maupertuis und spätere Geometer »dieser Nation von Messung der Grade unsrer Erdfläche »ableiteten, haben de la Place und Mechain, auf den »Schultern ihrer Vorgänger gestützt, erneuert, um in den »Wissenschaften und Künsten, wie im politischen Frank»reich, zu revolutioniren.« — Den Kommentar zu dieser Aeußerung, die Hr. Benz. nicht kannte, findet man jedoch richtig S. 26 von den Worten: »Diese Fragen« — — — bis — — — »dazu reif seyn oder nicht.« — Uebrigens hat der Verf. ganz Recht S. 29 zu unten zu behaupten, daß die Wissenschaften die Erde von Morgen nach Abend umwandeln, und daß vielleicht nach einem Jahrtausend, ihr klassischer Boden wieder in — Asien (der Wiege ihrer Aufkeimung) liege, von welchem sie ausgiengen. — Dieß geht, wie wir hinzusetzen, aus dem politisch-historischen Gange der Weltbegebenheiten hervor; und sollten diese anders als die Umdrehung der Erde erscheinen? —

Erster Abschnitt. S. 31—72. Höhe des Thurms von St. Michael in Hamburg, auf welchem der Verf. seine Versuche angestellt hat. Eine nett gezeichnete und gestochene Ansicht dieses Thurms ist dem Titel des Buchs vorgesetzt, und der Durchschnitt desselben, in bloßen Konturschraffirungen Taf. II. S. 8 angebracht. Seine Höhe beträgt 402⅔ Pariser Fuß; er wird daher S. 34 ff. mit andern hohen Thürmen in und außer Europa verglichen. (Ob sich die in der Anmerk. zu S. 36 gelieferten Angaben der höchsten Thürme im Bergischen, dem Vaterlande des Hrn. Verfs. auf wirkliche, von ihm angestellte Vermessungen gründen, wird nicht angeführt; und aus andern

dern Quellen, oder gedruckten Hülfsmitteln, weiß sich Rec. nicht zu erinnern, diese Höhen je gefunden zu haben. Wie diesem auch sey: so können wir Hrn. Benz. versichern, daß der Solinger Thurm vom Rec. in seiner Jugend, wie er vor 36 Jahren den geometrischen und algebraischen Unterricht eines seltenen Mannes, Namens Stamm genoß, zu wiederholten Malen mit gewöhnlichen Instrumenten, gemeiniglich mit einem Astrolabio, das von 10 zu 10 Minuten eingetheilt, und mit einem mittelmäßigen Fernrohr versehen war, aus zehn, und mehreren Abständen gemessen und die Winkel, nach Scherwins logarithmischen Tafeln, (London 1742. gr. 8.) berechnet worden. Das Mittel aller dieser geometrischen Beobachtungen und Rechnungen, lieferte beynahe 264 Fuß. Nie hatte Rec. unter 263, auch nie über 265 Fuß. Hr. Benz. giebt gerade 260 rheinl. an, welches Maaß wir uns auch bedienten. — Auch den Thurm zu Düsseldorf, dem hier 200 Fuß Höhe gegeben wird, haben wir in unserer Jugend mehrmals auf die bereits erwähnte Art vermessen. Das Resultat der Fractionsvermessungen lieferte aber nie mehr als beynahe 193 Fuß. — Hr. Benz., der dem Vernehmen nach, und mehreren Briefen zufolge, die Rec. aus Düsseldorf und andern Orten im Bergischen, im verwichenen Decbr. 1804 erhalten, zum Professor der Physik und Mathematik in Düsseldorf, und zum Direktor der trigonometrischen Aufnahme und Anfertigung einer geographischen Karte vom Herzogthum Berg, vom Kurfürsten von Bayern ernannt worden, wird bey der vorzunehmenden neuen Vermessung seines Vaterlandes, diese unvollkommnen frühern Höhebestimmungen prüfen, und mit möglichst vollkommnen Werkzeugen ausgerüstet, das wahre Resultat sowohl davon, als von der Menge der Fehler und ihrer Verbesserungen in einer eigenen Schrift Nachricht geben, die man in Wiebekings Karte vom Herzogthum Berg in 4. Superroyal Foliobogen, so häufig antrifft.) — Von nun an bestimmt Hr. B. die Höhe verschiedener Stadien, und versichert S. 42: die Länge des Hamburger Sekunden-Pendels sey nie anders als durch Rechnung bestimmt worden. Er, der Verf. aber, (wahrscheinlich auf Versuche gestützt) habe dieselbe zu 440, 75 Pariser Linien angenommen. (Rec. erinnere sich aber aus dem Munde

 und

und selbst aus Briefen vom seel. Prof. Büsch vernommen zu haben: die Länge des Hamburgischen Pendels habe er im Mittel von verschiedenen Versuchen zu 440, 727 und durch Rechl. gegen französische und englische Beobachtungen genau 440, 733 Pariser Linien gefunden. Mit Gewißheit kann jedoch Rec. die erste Angabe, als ein historisches Faktum nicht behaupten.) Fernere Bestimmungen mit der Schnur, mit Silberdraht, mit Pendelschwingungen, mit dem Barometer. Vergleicht man diese mit Rechnung durch verschiedene Formeln von Meyer, de Lüc und Kramps; so entsteht daraus ein überzeugendes Resultat, daß die beyden letztern recht gut übereinstimmen, und die geringen Unterschiede zwischen der Theorie und den Messungen vielleicht von Mängeln in letztern herrühren, die nichts gegen jene beweisen. Was von dem Gange der Göttinger Tertienuhr, der Bestimmung ihrer beständigen Fehler, und des Fehlers der Sinne S. 54—66 vorkommt, verdient von allen praktischen Astronomen rc. gelesen und beherziget zu werden. Einige historische Züge der frühern Versuche über die Anziehung der Sonne und des Mondes auf langen Lothen bis auf unsern Verf. im Jahr 1801 werden S. 66—72 angehängt. —

Zweyter Abschnitt. Ueber die Beschleunigung fallender Körper. S. 73—98. Der Verf. bestreitet oder widerlegt den Irrthum des Aristoteles, daß eine Kugel von 8 Pfd. auch 8 mal so schnell falle, wie eine von 1 Pfd. — wovon schon Galiläi, Riccioli rc. durch Versuche zurückkamen. Des Verfs. Versuche in Hamburg mit der Atwoodschen Fallmaschine verdienen Aufmerksamkeit. —

Dritter Abschnitt. Geschichte der Versuche und der Theorieen über den Widerstand der Luft. S. 99—158. Der Verf. schildert die erste Idee, die Galiläus hatte, diesen Widerstand zu bestimmen. Die mannichfaltigen Versuche, die Claramontius, Riccioli und Dechales in Italien und Frankreich im 17ten Jahrhundert, und späterhin Mariotte und la Hire auf der Pariser Sternwarte von 166 Fuß Fallhöhe anstellten, wobey sich aber letzterer der nämlichen Methode wie früher Dechales bediente, ohne seines gelehrten Vorgängers dabey

ley zu erwähnen, zeigen zur Gnüge die verschiedenen Abweichungen der Theorie, die Hr. B. überall zu berichtigen sich bemüht. Newtons Gesetz des Widerstandes, wird durch die im J. 1710 von Hawksben in St. Paul bey einer Fallhöhe von 206 Pariser Fuß geprüft, und Delaguliers Versuche von der obersten Galerie in der Laterne der Kuppel auf der St. Pauls Kirche in London von einer Höhe von 272 Londoner Fuß (255 Pariser Fuß) die im J. 1719 veranstaltet wurde, damit verglichen. Mehrere Versuche mit geschossenen Kanonen- und Flintenkugeln, welche in verschiedenen Zeiten Bernoulli, Günther, Robins, D'Arcy, u. m. A. zu Petersburg in den Jahren 1728, 1740 und 1752 veranstalten ließen, geben dem Verf. Anlaß, dieselben mit Eulers Formel über das Gesetz des Widerstandes und Lamberts Bemerkungen darüber zu prüfen, und dieselben mit den neuern Erfahrungen zu vergleichen, wohin auch die Versuche des Ritters de Borda mit einem Windflügel im J. 1763, und des Charles Hutton zu Woolwich, die er in den Jahren 1775 bis 1785 mit abgeschossenen Kanonkugeln und mit Pendeln von 300 bis 600 Pfd. Gewicht veranstalten ließ, in mehreren Hinsichten gehören. Wie viel die Erfindung der Aerostaten zur Bestimmung des Gesetzes vom Widerstande beygetragen, wird nach Gehlern kurz erzählt. — Jetzt kommt der Verf. im

Vierten Abschnitte zu seinen eigenen Versuchen über das Gesetz des Widerstandes der Luft im Michaelis Thurm zu Hamburg im J. 1802, wobey er sich S. 159—230 sechs verschiedener Fallhöhen die er Stadien nennt, und der größten, einer Höhe von 340 Fuß bedienet hat. Dieser Abschnitt ist sehr wichtig. Die Kugeln von 1½ Zoll Durchmesser, hatten bey einer Fallhöhe im 4ten Stadium = 240 Fuß, eine solche Gewalt, daß sie in eichene Bohlen Löcher von ¾ Zoll Tiefe schlugen. S. 190 ff. erzählt der Verf. die Versuche über den Widerstand der Luft auf fallendes Wasser, und theilt Rechnungen vom Oberinspektor Brandes in Elwarden darüber mit, die unsers Verfs. Versuche berichtigen, wobey er am Ende S. 230, das Resultat seiner Untersuchungen dahin ganz richtig fixirt, daß man noch wenig Bestimmtes über diesen Gegenstand wisse, und daß man noch eine große und zugleich zweckmäßig ge-

ordnete Reihe von neuen Versuchen über den Widerstand der Luft anstellen müsse, bevor man das wahre Gesetz desselben richtig bestimmen könne. — Nunmehr wird im

Fünften Abschnitt die Geschichte der Versuche über die Umdrehung der Erde, die aus ältern Beobachtungen resultiret, vom Verf. S. 231 — 300 vorgetragen. Zuförderst wird von Copernikus und dem Schicksale seines Systems; dann von Galiläi vor der Inquisition, seiner Abschwörungsurkunde, von Tycho de Brahe und Riccioli gehandelt. Mehrere ältere und neuere Versuche von Pater Mersennes, Descartes, Newton, Hook, Guglielmini, Flangergues, u. m. A. werden erwogen, und daraus für die im

Sechsten Abschnitte enthaltenen Versuche über die Achsendrehung der Erde, welche der Verf. im J. 1802 auf dem Michaels-Thurm zu Hamburg angestellt hat, S. 301 — 360 Resultate gezogen, die ein Mittel aus 31 Versuchen liefern, welche, in Vergleichung mit der bestehenden Theorie, günstige Ansichten darstellen, die im

Siebenten Abschnitte der theoretischen Bestimmungen, wegen Umdrehung der Erde, S. 361 — 402, weiter nichts als die Worte aus den Xenien übrig lassen: »Auf theoretischem Felde ist weiter nichts mehr zu »finden.« — Belehrend sind die dabey angebrachten Fundamentalgleichungen für die Bewegung schwerer Körper auf der rotirenden Erde, welche der Verf. dem Doktor Gauß in Braunschweig verdankt. Die Berechnungen über die Abweichung fallender Körper, wegen der Rotation der Erde, die von Olbers, Guglielmini, la Place, rc. beygebracht worden, sind schätzbare Beyträge für diesen Gegenstand, der bisher über der Erde ist beobachtet und untersucht worden. — Nunmehr geht der Verf. über im

Achten Abschnitt zu den Versuchen über die Umdrehung der Erde in dem Kohlenschachte zur alten Roßkunst am Schleebusche in der Grafschaft Mark bey einer Fallhöhe von 262 Pariser Fuß und einer Polhöhe von 51 Gr. 25 Minuten, welche theils im Decbr. 1803, theils im Oktbr. 1804 zu oft wiederholten Ma-

Malen angestellt worden und hier ausführlich beschrieben werden S. 403—432. — Nach der Rechnung fand Hr. Benz. die Abweichung der Kugeln nach Osten 4, 6 Pariser Linien; das Mittel von 29 Versuchen im Kohlenschachte zum Schleebusche 5, 1 Pariser Linien nach Osten, deren Unterschied der Verf. den manchen Unbequemlichkeiten zuschreibt, womit Versuche für die Bestimmung des Gesetzes wegen Umdrehung der Erde um ihre Axe in Bergwerken verknüpft sind. — Die S. 432 ff. mitgetheilten Nachrichten über die tiefsten Gruben in Europa, geben einen erheblichen Beytrag zur Geschichte des Grubenbaues; nur Schade, daß der Verf. die unten S. 432 g. wieder vorkommende und zu den Versuchen zu Schleebusch gehörenden Nachträge, nicht oben gehörigen Orts angehängt hat. Dieser Fehler der, oft heterogen zusammen gestellten Nachrichten, kommt oft in diesem lehrreichen Buche vor. Vielleicht liegt der Grund dazu in den, zu verschiedenen Zeiten und unter abwechselnden Umständen abgefaßten Handschrift. — Im

Neunten Abschnitt stellt der Verf. die Frage auf: Kannten schon die Alten die Copernikanische Weltordnung? — S. 433—510. — Er entscheidet darüber aus historisch-astronomischen Gründen, wider Bailly, der die Frage bejahet und die Ursach davon aus dem Geschlechte der Atlantiden herleitet, mit kritischer Genauigkeit diesen Gegenstand verneinend. (Rec. pflichtet dem Verf. völlig bey, und würde diese Sache, die er in seinen Schriften mehrmals in Anregung gebracht, aus einer Menge Stellen der Alten vollständig darstellen, daß weder die Indier, noch die Chaldäer, noch die Babylonier, noch die Aegypter, Griechen und Abendländer, bis zum Mittelalter, das Copernikanische Sonnensystem gekannt haben, wenn ihn nicht der eingeschränkte Raum der ohnehin schon ausführlich gewordenen Anzeige nöthigte, davon abzubrechen. Ungeachtet man diese Abhandlung nicht an diesem Orte sucht: so liefert sie doch einen schätzbaren Beytrag zur astronomischen Physik, die ein künftiger Geschichtschreiber dankbar benutzen wird). Der

Zehnte Abschnitt enthält S. 511—542 einige Nachträge zum Vorhergehenden, unter welchen sich die Untersuchung vom Französischen Maaße vortheilhaft aus-

K 5 zeich-

zeichnet. — Der Verf. zeigt darin die Unvollkommenheit des Längenmaaßes, wodurch er seine, oben S. 24 ff. geäußerten Gedanken berichtiget. — Die angehängten Kupfertafeln erläutern den Text hinlänglich. Druck und Papier verschönern den Inhalt des Buchs nicht wenig. —

Mi.

Ideen zur Naturerklärung der Meteor- oder Luftsteine, von *C. J. Diruf*. Göttingen, bey Dietrich. 1805. 153 S. 8.

Die Erklärung, die Hr. D. von der Entstehung der berühmten Aerolithen giebt, stimmt in der Hauptsache mit dem überein, was auch schon andere, z. B. Izarn, gesagt haben, nämlich, daß sie ein Erzeugniß unsrer Atmosphäre wären. So viel indessen auch diese Erklärung für sich hat: so muß sie doch deswegen mangelhaft bleiben, weil wir noch weit davon entfernt sind, bestimmt nachweisen zu können, durch welche Art ihrer Verbindung jene Massen entstanden sind. Wir entschuldigen uns mit unserer Unkunde, und berufen uns auf die Kräfte der Natur, die mehr vermöchte, als wir begreifen könnten. Dieß ist nicht viel besser, als wenn wir, wie man sonst that, gerade an die Allmacht Gottes appellirten. Daher ist es nicht zu verwundern, daß viele Physiker sich weigerten, jener Erklärung ihren Beyfall zu schenken, und sich entweder nach einer andern Erklärungsart umsahen, oder vorher noch mehrere Data verlangten. Diese Unglaubigen und Zweifler verweisen wir an Hrn. D., der ihnen aus der neuesten Naturphilosophie, die Alles ergründet, aufs deutlichste zeigt, nicht nur wie diese unbedeutenden Steine; sondern auch wie alle andre wirkliche und mögliche Dinge entstanden sind oder entstehen könnten. »Längst, sagt er, ahndete ein schärferer Blick »in die Tiefe der schöpferischen Natur, vermittelst des »Gegebenseyns ihrer Produkte einen materiellen Repräsentanten ihrer ursprünglichen reinen und absoluten Thätigkeit, die in der Natur des Sauerstoffes, des Wasserstoffes, des Kohlenstoffes und Stickstoffes die anschauliche »Darstellung des durch das gesammte Weltall im bildenden regen

»Gei-

»Gestirne gelang, und nun Alles durch die ursprüngliche Entzweyung der Natur mit sich selbst producierte, innerhalb der »Polaritätssphäre des Sauerstoffes und Wasserstoffes, oder »des Kohlenstoffes und Stickstoffes erschien.« — — Da nun mit dem Gesetztseyn der Faktoren zugleich die Möglichkeit der Produkte gesetzt ist, und wir in unserer Atmosphäre jene Repräsentanten der Thätigkeit der Natur theils als einfache Faktoren, theils zu verschiedenen Potenzen potenzirt finden, die Depotenzirung der Aerolithen aber auf eben jene Repräsentanten als ihre Faktoren zurückführt: so kommt es nur auf einen reinen Akt der Thätigkeit der Natur an, der Pol des Sauerstoffs durchdringt den Pol des Wasserstoffs, und die Polaritätssphäre des Stickstoffs wird durch die Tendenz der Polarität des Kohlenstoffes beschränkt, und die wundervollen Massen liegen vor unsern Augen da — ganz deutlich! — Für so tief geschöpfte Ideen hat denn auch der Verf. hinlänglich weit ausgeholt, nämlich von der Schöpfung selbst, ja noch weiter her. »Wenn es gewiß ist, sagt er, daß die Materie einmal nicht war: so ist sie entstanden, aus einer Quelle entstanden, die vor ihr war. Diese Quelle ist der Hauch der Gottheit, die Seele der Welt, die darum im Einzelnen ist, weil sie durch das All nur lebt, ja selbst nichts als das reine Bild der Allheit, die Allheit selbst ist. Sie erschöpft sich in keiner Zeit, in keinem Produkte, in keiner Form, sie ist ewig und unendlich, ihr Bild ist die gerade Linie, ihr Ausdruck Magnetism.« C'est sublime! — Diese erhabenen Gedanken sind denn auch für würdig geachtet worden, keinem geringern Sterblichen, als Alexander dem Ersten gewidmet zu werden.

Pa.

Versuche in der organischen Physik, von D. *Troxler.* Jena, in der akadem. Buchhandlung. 525 S. 8. 1804.

In der bestimmten Bedeutung, in der das Wort Versuche in der Naturwissenschaft genommen wird, muß man in dieser Schrift ja keine Versuche zu finden glauben. Dagegen aber leere Spekulationen genug, ganz im Geiste der neuesten Naturphilosophie, mit allen Auswüchsen, Pilzen

zen und Schwimmen einer excentrischen und verschrobenen Imagination. Es sind der sogenannten Versuche in allem sechs. I. Ueber die Sinne und Elemente der Sensationen, besonders der zwey höchsten, dem Hrn. Prof. Schelling gewidmet. II. Ueber das Problem die Thiere zu ordnen; Hrn. Hofr. Blumenbach (reichhaltiger Stoff zum Lachen und zum Bemitleiden!) Unter den Vögeln z. B. giebt es bey Hrn. Dr. Troxler Fische, Amphibien, Insekten, Würmer. Die Struthionen und Pinguinen gehören zu den Würmern. So verhält sichs auch mit den andern Thierklassen; da giebt es unter den Amphibien selbst wieder Amphibien. III. Fragmente einer Zoologie, dem Hrn. Hofr. Himly. S. 223 Schlafen und Wachen sind das Plus und Minus des Lebensprozesses. Der Schlaf ist was Positives, und das Wachen eine relative Negation. Nun wieder »Der Schlaf ist Negation eines vollen Bewußt»seyns (sehr gelehrt! um das was wir nicht wissen so aus»zudrücken, als wenn man es wüßte). Das Wachen ist »Negation einer freyen Reproduktion. Ferner, der Schlaf »ist Lebensprozeß mit herrschender objektiver Form, das »Wachen ist Lebensprozeß mit herrschender subjektiver Form. »— Aber es treten Umstände ein, welche als Abnormitä»ten des Lebensprozesses einer Differenziirung bedürfen. »1. Differentiirter Schlaf a) unter Prävalenz des Intel»lektualsystems — Coma vigil. b) Unter Prävalenz des »Sensationssystems — magnetischer Schlaf. c) Unter Prä»valenz des Egestionssystems — Somnambulismus. d) Un»ter Prävalenz des Assimilationssystems — lethargus. 2. »Differentiirtes Wachen a) durch das Intellektualsystem »Ekstase, Catalepse. b) Durch das Sensationssystem — »vertigo. c) Durch das Egestionssystem — epilepsia. d) »Durch das Assimilationssystem — apoplexia.« Zu welcher dieser Abnormitäten die Philosophie des Hrn. Verfs. gehört, wird nicht angeführt. Gesundheit sey nichts als die ungetrübte reine Form des Lebens, ein seiner Selbstbestimmung gemäßer Indifferenzzustand. IV. Was ist Medicin? Grundriß zu einer Encyklopädie derselben, dem Hr. Prof. Adam Schmidt. V. Ueber das Princip und den Antagonismus der Muskularthätigkeit bey der Respiration Hrn. Fried. Haas, Med. Dokt. VI. Kreislauf des thierischen Lebens unter Wachen und Schlafen, den Manen seines Freundes Jos. Mat. Corragioni d' Orello, Dokt. der

Philos.

Philos. und Med. Als Korollarien noch Einiges über den Organismus, »die subjektive Sphäre des Organismus ist, was in der Aussenwelt die Einheit von Südost. Die objektive ist — der von Nordwest — das sensitive System — Ost; das intellektuelle — Süd, das egestive — West, das assimilative — Nord. Die Mittelglieder zwischen dem sensitiven und egestiven, und zwischen dem intellektuellen und assimilativen sind die Muskularaktion und Cirkulation, also jene — der Einheit von Ostwest diese — der Einheit von Südnord (In der Physik ganz unbekannte Weltgegenden!) folglich die Muskularaktion — dem Prozesse, der den Aequator verfolgt, die Cirkulation — demjenigen, welcher die Erdaxe begleitet, u. s. w. Kann man glauben, daß eine solche einem Jakob Böhm, Eckartshausen und Konsorten Ehre machende Weisheit jetzt noch von den Cathedern gepredigt werden kann, ohne daß die Zuhörer dabey lächeln, und auf einer berühmten Universität, sogar alle Krankheiten und Arzneymittel nach solchen Weltgegenden geordnet und klassificirt, und davon Karten unter die Zuhörer ausgetheilt werden sollen?

Lw.

Annalen der Physik, herausgegeben von *Ludw. W. Gilbert*. *Jahrgang 1803*. (enthaltend den XIII. XIV. u. XV. Band.) Halle, bey Renger.

Die Einrichtung und der Werth dieses physikalischen Journals ist aus der Anzeige der vorhergehenden Jahrgänge nur zu bekannt, als daß es nöthig wäre, etwas darüber zu sagen, da es sich darin gleich bleibt. Den meisten Stoff liefern die Arbeiten ausländischer Gelehrten; diese zu übersetzen, zu ordnen, mit Anmerkungen oder Zusätzen zu versehen, ist ein Hauptverdienst des Herausgebers. Daß dabey mancher unbedeutende Artikel unterläuft, ist verzeihlich; indessen wäre doch zu wünschen, daß der Herausgeber mehrere Uebersichten von dem, was über einen Gegenstand gethan ist, gäbe, und dabey die streitigen Punkte gehörig herausſetzte, und das, was darin noch zu thun übrig wäre, bemerkte. Alsdann wäre es oft schon genug, die hier und da gemachten Versuche mit ein paar Worten zu erwähnen, anstatt

anstatt die umständliche Beschreibung derselben von ihren Urhebern, in Uebersetzungen oder in Original einzurücken.

Wir wollen dießmal nicht den Inhalt eines jeden Hefts anzeigen; sondern nur von den vorzüglichsten Abhandlungen Rechenschaft geben.

Ueber den Galvanismus, der mit Recht noch fortwährend die Ausmerksamkeit der Physiker beschäfftigt, finden sich hier wieder eine Menge Aufsätze, unter denen wir zuerst den von Ritter bemerken: Versuche mit einer Voltaischen Zink-Kupfer-Batterie, von 600 Lagen. Dieser Aufsatz enthält manche neue Ansichten und sinnreiche Ideen; ist aber wie die Ritterschen Aufsätze gewöhnlich, wegen des weitläuftigen und schwerfälligen Vortrags, ermüdend zu lesen. Die Versuche wurden auf Befehl und in Gegenwart des verstorbenen Herzogs von Gotha, und im Beyseyn mehrerer andern unterrichteteren Personen angestellt. Der Verf. beschreibt zuerst die Versuche, gewöhnliche elektrische Batterieen durch die Volt. Säule zu laden. Die Ladung geschah mit der größten Schnelligkeit, eine augenblickliche Berührung war hinreichend, sie bis zu gleicher Spannung mit der Volt. Säule selbst zu bringen. Größe und Gestalt der Funken, Stärke des Ladungs- und Entladungsschlages war bey der elektrischen Batterie eben so, wie bey der galvanischen. — Unter das schwache Leitungsvermögen der Lichtflamme, und über die Funken, die bey Verbindung der Dräthe einer galvanischen Säule in einer Flamme sich zeigen, findet man hier schöne Bemerkungen. — Das Laden einer elektrischen Batterie, die Erzeugung von Funken und Schlägen durch die Volt. Säule gelang eben so gut, wenn an dem einen Ende der Säule eine Ableitung angebracht war, als wenn die ganze isolirte Säule durch eine Elektrisirmaschine + oder — elektrisirt würde. Hieraus aber möchten wir nicht mit dem Verf. schließen, daß ein Unterschied von o und ± E, oder von + E und + E, oder von — E und — E eben dieselbe Wirkung hervorbringe, als ein Unterschied von + E und — E, sondern nur daß die innere Thätigkeit der Säule durch das von außen hineingebrachte ± E nicht gestört wird, und eine Verbindung zwischen ihren beyden Enden kräftiger als eine einzelne Abtheilung nach der Erde ist. — Ueber das Verhältniß der sogenannten chemischen und der elektrischen Wirkungen einer Säule.

daß durch die Vergrößerung der Platten zwar die Funken, aber nicht die Gaserzeugung u. dgl. verstärkt werden, rührt daher, daß die Metalle ohne Vergleich bessere Leiter, als die Flüssigkeiten sind, die Wirkungen der Säule aber nur in dem Grade von Statten gehen, als die Leitung vollkommen oder der elektrischen Spannung der Säule angemessen ist. — Wird eine geschlossene Säule wieder geöffnet: so erlangt sie ihre höchste Spannung nur nach und nach, und zwar um desto später, je länger die Schließung gedauert hat. — Das zweyte Heft enthält einige Beobachtungen italiänischer und französischer Gelehrten über die Wirkung der galvanischen Elektricität auf thierische Theile, worin sich unter andern der sonderbare Widerspruch findet, daß nach den einen das Herz seine Reitzbarkeit unter allen Muskeln am schnellsten verliert; nach den andern sie am längsten behält. Der Herausgeber führt noch die Beobachtung eines Deutschen an, der zufolge sie eben so lange dauert, als bey den andern Muskeln. — Ein paar der vorzüglichsten Artikel über den Galvanismus rühren von der Meisterhand des Entdeckers der verstärkten galvanischen Elektricität — von Volta her. Es sind zwey Briefe an den Herausgeber; der eine im 3ten, der andere im 7ten Stück, in denen er mit großer Simplicität und Klarheit ein paar wichtige Punkte erörtert, nämlich das Verhältniß elektrischer Batterieen, die durch galvan. Säulen geladen werden, zu diesen Säulen; zweytens das Verhältniß der Größe der Belegung und der Stärke der elektrischen Spannung bey der möglich kleinsten Ladung; zugleich macht er einige vortreffliche Bemerkungen über die höchst unvollkommene Leitungsfähigkeit des Wassers und anderer Flüssigkeiten. — Im zweyten Stück ist ein langer Artikel vom Hofmedikus Jäger, worin die erzählten Versuche, wie der Verf. selbst bemerkt, Wiederholungen schon bekannter Sachen sind; die hinzugefügte Theorie derselben aber ist uns nicht recht deutlich geworden. — Nach den Versuchen von Bouvier zeigte sich das Eis in der Volt. Säule als Nichtleiter, und unterbrach alle Wirkung. — Dasselbe Stück enthält noch eine Nachricht von einigen galvanischen Versuchen von Müller in Breslau an seinem Körper angestellt, den von Humboldtischen ähnlich — und einige andere unbedeutendere Artikel galvanischen Inhalts. — Sehr schätzbar sind die Versuche von Hrn. Basse in Hameln, im fünften Stücke, über die Weite,

in

in der die Wirkung einer Volt. Säule fortgeleitet werden kann. Zuerst wurden die Versuche mit Dräthen gemacht; und selbst als jeder Drath, sowohl der vom positiven als der vom negativen Pole der Säule, 4000 Fuß lang war, zeigten sich bey der Verbindung derselben Funken, Erschütterungen, Gaserzeugungen u. s. w., so stark als in der Nähe. Die Säule bestand nur aus 70 Schichte 2zolliger Platten. Ferner wurde die Verbindung durch das Wasser eines Grabens, eines Flusses, und des feuchten Erdbodens gemacht, und immer erhielt man kleine Funken, Erschütterungen u. s. w. Sogar als die Leitung 4000 Fuß durchs Wasser gegen den Strohm gieng, blieb die Wirkung nicht aus. — Aehnliche Versuche beschreibt Hr. Prof. Erman, im achten Stück. Er brauchte dabey das Wasser in der Havel; die Leitung durch den Fluß betrug aber nur 124 bis 224 Fuß. Auch er erhielt Erschütterungen, Gaserzeugungen u. s. w. Fische und Frösche in der Nähe des einen Drathendes im Flusse zeigten keine Merkmale einer galvanischen Einwirkung. — Im neunten Stück findet sich eine Beschreibung von Hrn. Prof. Hauffs Einrichtung der Volt. Säule, die darin besteht, daß Kupfer und Zink an einen kleinen gläsernen Zilinder angekittet sind, der an der Seite eine kleine Oeffnung hat, wodurch er mit einer beliebigen Flüssigkeit gefüllt werden kann. Sie soll den Vortheil haben, daß die Säule lange Zeit ihre Wirksamkeit behält, ohne daß man nöthig hat, sie umzubauen. — Das Urtheil, welches Volta in dem angehängten Briefe über diese Einrichtung fällt, lautet nicht sehr günstig. — Biot berichtigt einige elektrometrische Untersuchungen Volta's an seiner Säule, und zeigt zugleich, daß, wenn die Oxydation der Metalle auch einige Elektricität erzeugt, sie doch ganz unbedeutend ist. — Hr. Pred. Marechaux in Wesel versichert ein so empfindliches Elektrometer zu Stande gebracht zu haben, daß er die Elektricität eines jeden Plattenpaars in der Volt. Säule damit bestimmen kann, und führt zugleich Beobachtungen an, denen zufolge die Elektricität der verschiedenen Paare in geometrischer Prozession fortgeht. — Im eilften Heft sind einige der von Hrn. Buntzen in Kopenhagen angestellten Versuche merkwürdig. Mit einer großen Säule von 1050 Plattenpaaren erhielt er an jedem Pole, für sich, sichtbare Funken. Ein Frosch wurde durch den Schlag augenblicklich getödtet. — Im zwölften Hefte ist Pepy's Trage

appa-

apparat beschrieben. — Ein anderer Artikel in diesem Hefte ist zwar nicht galvanischen, aber doch elektrischen Inhalts, und verdient ausgezeichnet zu werden. Hr. Prof. Erman beschreibt Versuche über die atmosphärische Elektricität, die gegen die bisherigen Beobachtungen derselben sehr mißtrauisch machen müssen. Er fand, daß, wenn er ein empfindliches mit einer etwas langen Spitze versehenes Elektrometer schnell aufwärts bewegte, es + E anzeigte, und wenn er es herabwärts bewegte, — E. Er erklärt dieses aus einer elektrischen Vertheilung, die durch die Elektricität des Erdbodens bewirkt wird. Auch bey Annäherung gegen einen Bauer erhielt er — E, und bey Entfernung von demselben + E.

Ein anderer Gegenstand, über den sich mehrere Aufsätze in diesem Jahrgange befinden, ist das Phänomen der vom Himmel gefallenen Steine, das seit einiger Zeit so berühmt geworden ist, und zu so mancherley Hypothesen Anlaß gegeben hat. Wir bemerken die Aufsätze von Howard und Klaproth im dritten Stücke, die eine Analyse mehrerer dieser Steine enthalten, der zufolge alle, die man bisher untersucht hat, beynahe einerley Bestandtheile haben, vornehmlich Kieselerde, Bittersalzerde, Eisen, Nickel, Schwefel. Hiermit stimmen auch die Untersuchungen von Vauquelin überein, die sich im zwölften Stücke finden. Bekanntlich hat die Aeußerung von Laplace, daß diese Steine möglicher Weise wohl vom Monde herrühren könnten, viele Physiker eingenommen, und wir haben daher mancherley Berechnungen hierüber erhalten. Der Herausgeber liefert hier die Berechnungen von Olbers — in einem Auszuge aus dessen Abhandlung darüber in der Monatlichen Korrespondenz — und von Poisson. — Die Hypothese des Hrn. Chladni trägt der Herausgeber in einem besondern Artikel im dritten Stück vor, und Hr. Chl. selbst vertheidigt sie in einem andern Aufsatz im eilften Stück, wo er zugleich ein chronologisches Verzeichniß der hierher gehörigen Phänomene giebt. — Auch die Hypothese von Izarn theilt der Herausgeber im Auszuge aus dessen *Lithologie atmosphérique* mit — eine Hypothese, die an sich gewiß nicht übel ist, wenn der Verf. gleich viel zu weit ausholt, und Dinge einmischt, die die jetzt

nicht zu erweisen sind. — Vorzüglich schätzbar ist eine Kritik der verschiedenen Hypothesen — von Wrede — im fünften Stück — ein Auszug, aus dessen Abhandlung im vierten Bande der Neuern Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde. — Auch können wir hieher das lesenswerthe »Schreiben vom Dr. Benzenberg an Dr. Olbers über die Frage; Sind die Sternschnuppen tellurischen oder cosmischen Ursprungs« ziehen: ingleichen einen Aufsatz von Ritter im zehnten Stück: »Einiges über Nordlichter und deren Periode, und über den Zusammenhang des Nordlichts mit dem Magnetismus, und des Magnetismus mit den Feuerkugeln, dem Blitze und der Electricität« der originelle Gedanken; aber auch sehr gewagte Schlüsse enthält.

Eine nicht minder schätzbare Reihe von Aufsätzen machen die über den Einfluß der Wärme auf die Flüssigkeiten aus, und zwar ersteres über die Frage: ob Flüssigkeiten Leiter der Wärme sind oder nicht — im sechsten Stück. Die Aufsätze rühren von den englischen Physikern Thomson (Lehrer der Chemie in Edinburg), Murray (ebenfalls Lehrer der Chemie in Edinburg) und Dalton in Manchester, her, und alle stimmen darin überein, daß die Rumfordische Meinung, als ob die Flüssigkeiten absolute Nichtleiter der Wärme wären, ungegründet sey. Vorzüglich wichtig scheinen uns die Beobachtungen von Thomson über die vorgeblichen Strömungen in erwärmten Flüssigkeiten. Er fand nämlich, daß die Bewegung des in der Flüssigkeit schwebenden kleingestoßenen Bernsteins nicht von einer Strömung in der Flüssigkeit, sondern von den ihm anhängenden Luftbläschen, die sich durch die Wärme entwickeln, herrühren. Ferner über die Ausdehnung der Flüssigkeiten durch die Wärme — im siebenten Stück — zuerst »Einige Bemerkungen zu Daltons Versuchen über die Ausdehnung der expansibeln Flüssigkeiten durch Wärme« vom Herausgeber; ferner »Versuche über die Ausdehnung des Wassers« von Dalton; endlich »Von den Methoden die Ausdehnung der Flüssigkeiten durch Wärme zu bestimmen — von Hrn. Droysen in Greifswalde, aus der lateinischen Dissertation des Prof. Hällström

ström zu Abo. — Drittens — im neunten Stück — über die Expansivkraft der Dämpfe von Wasser und andern Flüssigkeiten durch die Wärme, von Dalton — nebst Bemerkungen darüber vom Herausgeber. Die Versuche von Dalton, die sehr wichtig sind, theilen sich in zwey Klassen; 1) Versuche im luftleeren Raume; 2) in der Luft. Der Herausgeber vergleicht damit vornehmlich die ähnlichen Versuche des Hrn. Prof. Schmidt und van Marums. —

An die Untersuchungen über diesen Gegenstand schließt sich ein Aufsatz von Dalton im folgenden Stück — über die Verdünstung. Er bestimmt die Stärke der Verdünstung des Wassers bey den verschiedenen Temperaturen, und findet sie der Expansivkraft der Wasserdämpfe genau proportional. Auch mit andern Flüssigkeiten hat er Versuche angestellt. Der Herausgeber hat ihm wieder einen eigenen Artikel beygefügt: Bemerkungen zu Daltons Untersuchungen über die Verdünstung, worin er die Bemühungen anderer Physiker über diesen Gegenstand mit denen Daltons zusammenstellt.

Noch erwähnen wir eines einzelnen Artikels von Hrn. Prof. Schmidt in Gießen, im sechsten Stück, über das doppelte Barometer, worin er sich dieses in Mißkredit gerathenen Werkzeugs mit guten Gründen annimmt. Indessen bleibt doch die Verfertigung desselben ungleich schwieriger, als die des einfachen Barometers, und selbst der Umstand, daß das Verdünsten des Spiritus von Zeit zu Zeit eine Nachfüllung nöthig macht, ist ihm nicht günstig. Daß der Spiritus leicht zwischen das Quecksilber und die Röhre dringt, und sich selbst in das Vakuum erhebt, wofern das Instrument nicht vollkommen ruhig hängt, davon hat Rec. selbst Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen.

Endlich verdient noch ein kleiner Aufsatz im achten Stück von Hällström über die Frage: »Ob das Wasser in längern Haarröhrchen höher steigt, als in kürzern,« ausgezeichnet zu werden. Der Verf. zeigt die Quelle von dem Irrthum Mußchenbroeks und anderer, die darin lag, daß sie das Wasser aus dem Röhrchen herausbliesen, wodurch jedesmal fettige Dünste aus dem Munde in die Röhre treten und verhindern, daß das Wasser das einmal

mal nicht so hoch steigt, als das anderemal. Vermeisse man dieses: so findet sich, daß die Länge der Röhre gleichgültig ist, wenn sie nur noch so lang ist, als das Wasser in ihr überhaupt erhoben werden kann.

Lm.

Epitome Entomologiae systematicae secundum Fabricium, continens genera et species Insectorum europaeorum, auctore M. *Gustavo Friderico Hentschio*, R. M. Cand. Lipsiae, sumtibus officinae publicae inservientis literaturae. MDCCCIV. 4. 6, 218 u. 7 S. 1 Rg. 12 gr.

Der Vorrede zufolge, hatte der uns unbekannte Verf. bey der Herausgabe dieses Werks die doppelte Absicht, einmal eine bequeme Uebersicht der Insektengattungen und Arten zu liefern; sodann aber auch, dem unbemittelten Entomologen, dem die theuern Werke Linne's, Fabricius und anderer nicht zu Gebote stehn, zur systematischen Kenntniß aller Europäischen Insektenarten (wohlverstanden der Fabricischen) und eines Theils der exotischen zu verhelfen. Sey es nun aber auch Hrn. H. gelungen, den ersten dieser Zwecke zu erreichen: so verfehlte er doch nach des Rec. Dafürhalten den andern offenbar. Denn welcher, mit den größern entomologischen Schriften nicht bekannte Entomologe, wird wohl aus den äußerst abgekürzten Gattungs- und Artmerkmalen, welche der Verf. angab, die gemeinten Gattungen und Arten zu entziffern im Stande seyn? Rec. setzt, um diese Behauptung zu belegen, einige Beyspiele solcher Gattungscharaktere hierher: »*Clerus, antennae clava perfoliata: Stenocorus, palpi 4, anteriores filiformes, posteriores clavati, antennae filiformes; Zygaena, palpi 2 reflexi, lingua exserta setacea, antennae medio crassiores.*« Von gleicher Art sind die Merkmale der Arten, auch hiervon einige Beyspiele: »*Pap. Fab. Tarpejus, alis integris fulvis, omnibus ocellis coecis; Pyr. Hattorfiana, alis fuscis strigis cinereis sesquiterciis; Bombylicis fuscus, ater immaculatus alis fuscis*« etc. etc. Hierzu kömmt noch, daß alle diese Bezeichnungen zur größern

I... größern

fern Ersparung des Raums so ungemein abgekürzt sind, daß ein Laie, ungeachtet der gelieferten Erklärung der Abkürzungen, doch nicht recht wissen wird, was er daraus machen soll. Z. B. S. 151 Nr. 250 steht: B. *punctata*, al. inc. conc. ant. fusc. albo punct. post. flav. ap. fusc. welches denn heißen soll: *alis incumbentibus concoloribus*, *anticis fuscis albo punctatis*, *posticis flavis apice fuscis*. Abbildungen sind nirgends angeführt, und durften auch, wollte der Verf. konsequent handeln, nicht angeführt werden; bisweilen, aber nur selten, findet sich eine leise Andeutung des Aufenthalts, des Vaterlandes ꝛc. So steht z. B. bey B. *purpurea* p. 150 Nr. 185 »*in ribe*,« bey N. *narbonea* p. 153 Nr. 60 aber »E. A.« (Europa australis).

Mit diesen Auszügen aus Fabricius Schriften glaubte Hr. H., auch die Etymologie der Gattungsnamen und die Bestimmung der Sylbenlänge in denselben verbinden zu müssen. Ersteres leistete er im Texte neben dem Gattungsnamen; letzteres aber im angehängten Register, durch Hinzufügung der üblichen Verlängerungs- und Verkürzungszeichen. Auch diese Arbeit ist nicht als Hrn. Hs. Eigenthum zu betrachten, und vermuthlich würde hiervon in seinem Büchelchen gar nichts zu finden gewesen seyn, hätte er nicht in Illiger einen so wackern Vorarbeiter gefunden. An Druckfehlern ist hier denn auch kein Mangel, und die Accente sind bey den griechischen Stammwörtern weggelassen.

Verstümmelungen der Namen der Arten kommen auch nicht selten vor; so liest man p. 148 N. 79 *Ilias* statt *Ilicis*, p. 149 N. 134 *angelica* statt *aulica*, p. 153 N. 73 *rubi* statt *batis* u. s. w.

Mit einem Worte, Rec. weiß diesem Buche mit gutem Gewissen keine Art von Werth beyzulegen; es ist nichts mehr und nichts weniger, als eine flache Kompilation, die nicht einmal dazu geschickt ist, die Absichten des Verfs. befördern zu helfen. Denn sie ist sowohl ganz untüchtig, um den Gebrauch der Fabricischen Schriften zu erleichtern, als auch ungeschickt sie zu ersetzen.

Die ruhmredige Ankündigung dieses Produkts in einigen gelehrten Blättern, wird denn wohl ohne allen Zwei-

fel den Verf. selbst, oder den um den Absatz bekümmerten Verleger zum Urheber haben.

Wm.

J. A. H. Reimarus, d. Arzneygel. Dokt., d. Naturgesch. und Naturl. Prof. über die Bildung des Erdballs u. insbesondere üb. das Lehrgebäude des Hrn. de Lüc. Hamburg, bey Bohn. 1802. 110 S. 8.

Hr. de Lüc habe seine Lehrmeinung über die Entstehung unseres Erdballs mit einer solchen Zuversicht vorgetragen, als ob er Augenzeuge des Entstehens aller Veränderungen auf der Erdoberfläche gewesen sey. Alles was er lehrt, heiße montré, établi, appuyé sur des faits immediats u. dgl., und was dagegen andere Naturlehrer (prétendus philosophes) uns vorgestellt haben, nennt er romans, chimères, erreurs, fictions de l' ignorence présomptueuse. Hr. R. hielt es also der Mühe werth, zu untersuchen, ob dieß System denn wirklich auf so klaren und unwidersprechlichen Gründen beruhe, als Hr. de Lüc sich einbildet, und hat die Zweifel, die sich ihm dargeboten, in gegenwärtiger Schrift vorgetragen. Hier läßt sich zwar nicht vollständig erörtern, was Hr. R. an de Lüc's Lehrgebäude zu erinnern findet; aber man wird sich doch bald mit ihm vereinigen, daß auch diese Theorie der Erde, nur ein nach vorgefaßter Meinung erkünsteltes, der Natur nicht getreues, und durchaus unwahrscheinliches Gewebe ist, und daß man sich wundern muß, wie z. B. nur sogleich die Grundidee, die Hr. de Lüc durch sein ganzes System durchführt, und worauf er einen so großen Werth setzt, nämlich daß der Erdball anfangs nur aus unzusammenhängenden lockern Körnern bestanden, zu denen erst das Licht habe hinzugefügt werden müssen, um sie in Verbindung mit dem Wärmestoffe erst in eine Flüssigkeit zu verwandeln, und zu einer Verbindung der in ihnen enthaltenen einzelnen Stoffe fähig zu machen — mit einer solchen Zuversicht habe ausgesprochen werden können. Der Natur weit gemäßer sey doch Kants Vorstellung, daß der Urstoff aller Weltkörper in dem ganzen weiten

weiten Raume, worin sie sich jetzt bewegen, anfangs nur dunstförmig verbreitet gewesen, und sie sich daraus erst nach chemischen Gesetzen und durch die allgemeine Anziehung gebildet haben. So erhelle denn auch nicht die Nothwendigkeit eines Einsturzes der Erdoberfläche, um die Entstehung der Berge zu erklären, die weit wahrscheinlicher durch eine Gewalt von innen heraus, z. B. durch Ausbrüche elastischer Flüssigkeiten hervorgebracht seyn könnten, wie die Betrachtung der Mondoberfläche ausweise. So erörtert nun der Verf. ferner auch das Unstatthafte der von dem Hrn. de Lüc festgesetzten, und mit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte in Uebereinstimmung gebrachten verschiedenen Zeiträume, in denen die Erdoberfläche weiter ausgebildet, und mit Pflanzen und Thieren versehen worden seyn soll, und zeigt, was es mit den verschiedenen großen Ueberschwemmungen einzelner Theile der Erdfläche, mit den Ueberresten tropischer Thiere in den jetzigen Polargegenden, und andern geologischen Thatsachen für eine naturgemäßere Bewandtniß haben könne, als Hr. de Lüc sich dieß Alles vorstellt, und dadurch sowohl der Mosaischen Erzählung als auch den Wahrnehmungen der Naturforscher Gewalt anthut. Ohngeachtet wir auch den Ansichten des Hrn. Verf. nicht in allen Stücken beypflichten können: so sind wir doch der Meinung, daß durch die Bemerkungen desselben manche Schwächen des de Lüc'schen Systems sehr gut aufgedeckt sind.

Iw.

Archiv für die systematische Naturgeschichte, herausgegeben von Dr. *F. Weber* und Dr. *D. M. H. Mohr*. Mit Kupfern. *Ersten Bandes erstes Stück.* Leipzig, bey Schaefer. 1804. X und 153 S. 8. 5 theils schwarze, theils illumin. Kupfertafeln. 1 Rg.

Ein ganz vortrefflicher Anfang einer Schrift, der recht lange Dauer zu wünschen ist, und die sie auch haben kann, wenn die verdienstvollen Herausgeber darauf sehen,

 daß

daß nicht ein einzelnes Fach der Naturgeschichte darinnen zum Nachtheil der übrigen begünstiget werde. In diesem Stücke gehet die Zoologie, bis auf einen einzelnen Theil derselben, die Entomologie, ganz leer aus; die Botanik hingegen, ist überreichlich und ganz außer dem richtigen Verhältniße bedacht. Der Inhalt des vor uns liegenden Stücks ist folgender. I. »Ueber das Studium der systematischen Naturgeschichte in besonderer Rücksicht auf natürliche und künstliche Systeme, und die Grundsätze, nach welchen die letzten gebildet werden müssen. Von Dr. Weber.« Der Verf. räumt den künstlichen Systemen, weil sie sich nur an wenige, festgesetzte, zusammengehörige Theile binden, den Vorzug vor den natürlichen ein, da in diesen die Gattungen nie zu einiger Festigkeit gelangen können, und weil sie die Synonymik (der Gattungsnamen) außerordentlich beschweren. Ob diese Gründe allgemeinen Beyfall finden möchten, bezweifelt Rec.; wenigstens möchten sie schwerlich dem gegen das künstliche Fabricische Insektensystem ganz, oder theilweise eingenommenen Entomologen einleuchten, Hr. Illigern unter andern gewiß nicht, gegen den des Verfs. Gründe doch eigentlich gerichtet sind. II. »*Descriptiones nonnullarum specierum plantarum, in australis Africae promontorio bonae spei sponte crescentium, quae antea vel non, vel incomplete, Botanicis innotuerunt, a C. P. Thunberg.*« Genaue Beschreibungen neuer Arten aus den Gattungen *Ixia, Restio, Diosma* und *Cynanchum*, und zwar *I. radicans, bicolor, fenestrata, squalida* und *elliptica*; *Rest. elongatus, nutans, bifidus, cuspidatus* und *squamosus*; Diosm. *fistulata, deusta, umbellata, cuspidata* und *oblonga*; Cynanch. *filiforme, crispum, obtusifolium* (abgebildet tab. I.) und *capense*. III. »Beschreibung der auf dem Harze vorkommenden Braunsteinerze und der Siebenbürgischen Braunsteinblende von J. F. Hausmann.« Von großem Interesse für den Mineralogen; allein keines Auszugs ohne Nachtheil fähig. IV. »Botanische Bemerkungen über die *Arethusa biplumata* und die *Orchis Burmanniana Linn.* Von Olof Schwarz.« Zu diesem Aufsatze gehören die 2te und 3te Kupfertafel. Die erstere dieser Pflanzen, über welche bisher Zweifel ob-

gewal-

gewaltet hatten, ob sie auch wirklich zur Gattung *Arethusa* gehöre, hat sich als eine ächte Art der genannten Gattung bestätigt. In Ansehung der *Orchis Burmanniana* (s. Amoen Acad. IV. p. 108), welche durch Linné späterhin unter dem Namen *Arethusa ciliaris* aufgestellt ward, ist Swartz der Meinung, daß sie noch besser zu den Orchiden als zu den Arethusen passe; obgleich für sie die Errichtung einer neuen Gattung nicht überflüssig seyn möchte. V. »*Stenus monographice descriptus, auctore Suenone Ingemaro Cjungh.*« In dieser von Paykull herrührenden Käfergattung, sind außer den bereits bekannten Arten *Juno*, *cicindeloides*, *biguttatus*, *bipustulatus*, *similis*, *binotatus* und *buphtalmos*, die neuen Arten *rotundatus* und *bipunctatus* gezählt: VI. »*Etymologiae nominum generum Insectorum, quam habet Dom. Illiger in suo jucundo ac utili* Magazin für Insektenkunde *I, pag.* 125 *sqq. emendationes et additamenta auctore etc. Cjungh*« Dieser vortreffliche und mit ungemeiner Sachkenntniß abgefaßte Aufsatz ist keines Auszugs fähig; verbunden mit dem des Hrn. Illiger, erschöpft er diesen Gegenstand beynahe gänzlich. VII. »Bemerkungen über Acharius's neues Lichenensystem. Des Verfs. Vertheidigung gegen die ihm von den Herausgebern gemachten Einwürfe, nebst ihren Gegenbemerkungen. Auch Beyträge zum *Methodus Lichenum* vom Hrn. Acharius selbst.« Diese Ueberschrift sagt zur Genüge, was der Botaniker in diesem Aufsatze zu suchen hat. VIII. »Bemerkungen über den Kreutzstein, von Hausmann;« hierzu die 6te Figur der 5ten Tafel. Mit großer Genauigkeit sind die Gattungskennzeichen, die Synonymie, die Charaktere und die Spielarten dieses interessanten Fossils angegeben. IV. »*Plantae cryptogamae novae, vel minus cognitae. Auctore Weber.*» Zu diesem Aufsatze gehören die vierte Tafel und mehrere Figuren der fünften. Beschreibungen einiger neuen, und Bemerkungen über manche dunkle Arten von Laubmoosen und Flechten. X. »Ueber *Conferva moniliformis* und *armillaris Mülleri in nov. Act. Holm* 1803 (1783), von Doktor Mohr;« hierzu die fünfte Figur der fünften Tafel. XI. »Kürzere naturhistorische Bemerkungen« — es sind deren 21, worunter fünf zoologischen, die übrigen botanischen Inhalts. Die theils von C. Martin, theils

 von

von A. S. Eberhard gestochenen Kupfertafel sind recht gut gerathen.

Wm.

Physikalischer Kinderfreund von G. U. A. Vieth. Siebentes Bändchen. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bey Barth. 1804. 238 S. 8.

Dieses Bändchen ist ganz den Untersuchungen der Brechung des Lichts in Gläsern von verschiedener Gestalt, nebst der Betrachtung des Auges und der Erklärung der verschiedenen dioptrischen Instrumente gewidmet. Mit eben so vieler Geschicklichkeit als Deutlichkeit weiß der Verf. selbst die ziemlich verwickelten mathematischen Rechnungen, die die Einrichtung jener Werkzeuge bestimmen, aus einander zu setzen; und auch die historischen Nachrichten von der Erfindung oder Verbesserung dieser Werkzeuge zeugen von der Gründlichkeit, mit der er die Geschichte dieser Wissenschaft studirt hat. Wer sich also von der Beschaffenheit und Wirkungsart der Mikroskopen und der verschiedenen Arten der Fernröhre eine genaue Kenntniß verschaffen will, der wird hier zuverlässig Befriedigung finden, vorausgesetzt, daß er hinreichende mathematische Vorkenntnisse mitbringt, um dem Vf. in seinen Rechnungen zu folgen. Es wäre zu wünschen, daß durch eine etwas genaue Inhaltsanzeige eine Uebersicht der abgehandelten Materien gegeben wäre.

Grundlehren der Physik, von R. J. Hauy. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. G. L. Blumhof. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von J. H. Voigt. Erster Theil, 490 S. mit 8 Kupfern. Zweyter Theil, 478 S. mit 16 Kupfern. Weimar, im Verlage des Landesindustriekomtoirs. 1804. 8.

Hand-

Handbuch der Physik für den Elementarunterricht in den französischen National-Lyceen; ausgearbeitet von R. J. Hauy. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *Chr. Sam. Weiss*. *Erster Band.* Mit Kupfern. Leipzig, bey Reclam. 1805. 699 S. 8.

Daß gleich zwey Uebersetzungen dieses Werkes erscheinen, ist weniger ein Beweis von dem innern Werthe und der Zweckmäßigkeit desselben für unser Bedürfniß, als von unserer Sucht Alles zu übersetzen; besonders wenn ein berühmter Name an der Spitze steht. Denn in der That, so gegründet auch der Ruhm seines Verfs. ist: so verdankt er ihn doch nicht sowohl seinen Verdiensten um diejenige Wissenschaft, welcher dieses Lehrbuch gewidmet ist, als einer andern, die mit dieser nicht einmal in der engsten Verbindung steht. Ueberdieß ist es mit dem Lehrbuch einer Wissenschaft, wie mit dem mündlichen Vortrag desselben beschaffen; beyde erfordern Eigenschaften, die nicht immer das Eigenthum derjenigen sind, die sonst große Verdienste um die Wissenschaft haben. Es ist auch allgemein eingestanden, daß das vorliegende Werk zu dem Zwecke, zu dem es zunächst bestimmt ist, nicht recht tauge, und als Leitfaden beym Unterricht in höhern oder niedern Schulen zu weitläuftig sey. Es ist aber auch zu ungleich ausgearbeitet, und nach einem allzu willkührlichen Plane angelegt. Ueberhaupt fehlt ihm zu einem guten Lehrbuche der philosophische Geist, der sich durch Präcision in Bestimmung einzelner Begriffe und durch lichtvolle Ordnung des Ganzen zeigt. Man sehe nur die Erklärung der Wissenschaft der Physik selbst, die nicht dunkler und schwankender ausgedrückt seyn könnte. »So lange wir an den Körpern, heißt es, auf allgemeine und bleibende Eigenschaften sehen, oder doch nur solche Veränderungen an ihnen in Betrachtung ziehen, die so schnell vorübergehen, daß die Ursache, die sie hervorbrachte, nur wieder zu verschwinden braucht, und die Körper dann sogleich zu ihrem vorigen Zustande zurückkehren; so lange ferner die Gesetze, nach welchen die Einwirkungen dieser Kör-

Körper auf einander geschehen, sich auf mehr oder minder beträchliche Entfernungen fortpflanzen (!): so lange bleiben die Resultate unserer Beobachtungen in dem Gebiete der Physik.« — Dagegen sind einzelne Materien sehr sorgfältig und mit vieler Sachkenntniß behandelt. Die Ideen über Krystallisation — ein Lieblingsgegenstand des Verfassers — sind auch hier ausführlich vorgetragen.

Doch es ist weniger unser Geschäfft, das Lehrbuch selbst, als die Uebersetzungen zu beurtheilen. Beyde sind mit Kenntniß der Sachen verfertigt; indessen gestehen wir doch letztern des Hrn. Weiß in Ansehung des Ausdrucks, unbedenklich den Vorzug zu. Man vergleiche die erste die beste Stelle in beyden mit einander. Was Hr. Bl. übersetzt

»In Hinsicht der Affinität werden wir uns vorzüglich »mit der Idee einer sich auf eines der merkwürdigsten »Resultate beziehenden Theorie beschäfftigen. Dieses »Resultat ist die symmetrische Anordnung der Molecülchen in einem Theile der natürlichen Körper, unter »Formen, die denen der Vielecke in der Geometrie ähn»lich sind.«

heißt bey Hrn. W.:

»In Betreff der Affinität oder Verwandtschaft werden »wir uns besonders bemühen, eine Idee von der Theo»rie zu geben, welche eine von den allermerkwürdigsten »Wirkungen derselben angeht, nämlich: eine bey man»chen natürlichen Körpern die Moleküls oder kleinsten »Theile derselben sich symmetrisch und in solchen Formen »an einander setzen, die ganz den Formen der Polyeder »in der Geometrie gleichen.«

Der Anmerkungen scheinen bey Bl. mehr zu seyn, als bey W. und sie enthalten meistens literärische Nachweisungen; Hr. W. hingegen hat sich bemüht, die Vorstellungsart der neuen philosophischen Schule, der Dynamiker, in den Anmerkungen beyzubringen. Noch mehr hat er dieß in einem besondern Anhang gethan, der zwey Abhandlungen enthält; 1) Entwickelung der hauptsächlichsten Resultate neuerer philosophischer Nachforschungen über das Wesen und die allgemeinsten Verhältnisse der Materie. Diese Abhandlung hat uns nicht befriedigt, in-

dem sie die gewöhnlichen Sätze der Dynamiker in ihrer gewöhnlichen, wiewohl gemäßigtern, Sprache vorträgt, ohne sie deutlicher zu entwickeln oder schärfer zu beweisen. Z. B. über einen Hauptpunkt; nämlich die Bewegung durch Mittheilung bringt der Verf. zwar Einiges bey; aber ohne allen Beweis. Durch den Stoß soll 1) das Gleichgewicht der Grundkräfte aufgehoben werden; 2) sollen dadurch Oscillationen im Innern entstehen; 3) soll daraus Bewegung erfolgen. Wem dieses stringent ist, dem wünschen wir Glück. 2) Ueber die Zustände von Festigkeit und Flüssigkeit und ihre verschiedenen Arten — worin der Verf. sich bemüht, die Kantische Erklärung des Flüssigseyns zu deduciren, und ein Schema von dem Verhältniß der Theile in starren und flüssigen Körpern giebt, das sich hier nicht mittheilen läßt, und dessen Werth wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Aus eben diesen Grundsätzen sucht er auch die Entstehung der Krystallisation und Organisation herzuleiten.

Lm.

Physikalisches Wörterbuch (,) oder Erklärung der vornehmsten (,) zur Physik gehörigen Begriffe u. Kunstwörter (,) sowohl nach atomistischer (,) als auch nach dynamischer Lehrart betrachtet, u. s. w. in alphabetischer Ordnung, von D. J. Karl Fischer, Prof. der Philosophie in Jena rc. Fünfter Theil. Von Tag bis Z. Mit 3 Kupfern. Göttingen, bey Dieterich. 1804. 782 S. gr. 8. 3 Rt.

Dieß ist der letzte Band von einem Werke, dessen wir bisher in der N. A. D. Bibl. mit dem ihm gebührenden Ruhme erwähnten.

Auch der vorliegende Band zeichnet sich, wie seine Vorgänger, durch eine Menge trefflich ausgearbeiteter Artikel aus; wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß der Verf., wider die Gewohnheit mancher lexikographischen Schriftsteller neuerer Zeiten, statt immer weitläuftiger zu werden,

sich

sich in verschiedenen Artikeln, der möglichsten Abkürzung beflissen hat, um das Alphabet mit diesem Bande schließen zu können. Dieser Mangel wird um so mehr hin und wieder verspüret, da sowohl in historischer, als wissenschaftlicher Hinsicht, nicht überall die neuesten Quellen und Hülfsmittel benutzt worden. Wir bemerken dieses keinesweges, um dem letzten Bande dieses ruhmwürdigen Werkes, dadurch die Gemeinnützigkeit abzusprechen, oder dem eigenthümlichen Verdienste des Verfs., in irgend einer Hinsicht zu schaden; — im Gegentheil, um Hrn. F. zu zeigen, mit welcher Achtung wir so gar die einzelnen Artikel des vorliegenden Bandes, nach unserer Einsicht geprüft haben. Einige Bemerkungen darüber, wollen wir unsern Lesern vorlegen. S. 4 heißt es: »die alten Babylonier fiengen den »Tag vom Aufgange der Sonne an, und zählten in einem »24 Stunden fort,« — (das finden wir bey keinem alten Schriftsteller. Herodot versichert, die Aegypter hätten den Tag in zwölf Theile — also nicht Stunden (ὥρας) zu theilen, von den Babyloniern erlernt. S. Lib. II. C. 109. pag. 129 ed. *Sylb.* oder p. 153 ed. *Wessel.* Ein sicherer Beweis, daß man zur Zeit des ältesten Geschichtschreibers der Griechen, dem Worte ὥρα noch nicht den Begriff von Stunden beygelegt habe. Man vergleiche damit die Note beym Wesseling ad *Herod.* L. VIII. C. 14. pag. 617. Not. 90. Im Kallimachus kommen zwar Nachmittagsstunden vor; s. Hymn. in Lavacr. Pallad. p. 73; aber sonst nirgends. Wenn daher Einige, aus einer Stelle des Xenophon (s. Memorab. Socrat. L. IV. C. 3. §. 4.) die Stunden haben ableiten wollen: so hat doch Hindenburg aus einleuchtenden Gründen schon längst bewiesen, daß man das Wort ὥρα, nicht durch Stunden, als regelmäßige Zeitbestimmungen des Tages übersetzen dürfe. Man hat sogar behauptet, die, in dem Anfange der dritten Ode des Anakreon vorkommenden ὥραις, könnten nicht anders als durch Stunden verdeutscht werden. Es ist aber irrig; und Rec. glaubt mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten zu dürfen, daß die Babylonier, bey allen ihren praktischen Kenntnissen der Sternkunde, vor den Zeiten des Exils der Hebräer, die wahren Stunden des Tages, oder den Tag in zwölf Stunden zu theilen, werden nicht astronomisch gekannt haben. Eine Stelle im Clemens von Alexandrien (s. Stromat. L. I. C. 15. in op. omn. p. 355), rechtfertigt

fertigt diese Vermischung. Dadurch würden die Babylonischen Stunden im Sommer länger, und im Winter kürzer, als zur Zeit der Nachtgleichen; diese Gewohnheit, den Tag in 12 Theile zu theilen, gieng auch auf die Hebräer über, die, wie auch Hr. Fischer a. a. O., aber ohne Beweis, richtig bemerkt, den Tag vom Aufgange (der Morgenröthe) bis zum Niedergange der Sonne (eigentlich bis zur Erscheinung der Sterne; s. Nehem IV. 15.), und umgekehrt auch die Nacht in 12 Theile oder Stunden getheilt hätten. Aber auch diese Eintheilung kannten die Hebräer vor der Wiederkehr aus dem Babylonischen Exil nicht; s. Scaliger de emendat. tempor. L. I. p. 7.. Später kommen Stunden vor; s. 2. B. d. Kön. XX. 9—11, und Johan. XI. 9; vergl. Ernesti Opuscul. philolog. et crit. p. 22. — Also findet man nirgends, als bey den Arabern, die ihren Tag vom Untergang der Sonne bis zum folgenden Abend bestimmen, daß bey den Morgenländern der Tag in 24 Stunden getheilet worden sey, (s. Niebuhr Beschr. v. Arab. S. 108). Die Artikel Thau, Thauwetter, Thermometer, thierische Körper, die alle mit hinlänglicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit abgehandelt worden, verdienen rühmlichst erwähnt zu werden. Dagegen ist der Thierkreis S. 117 allzu kurz gerathen. In historischer Hinsicht wird desselben mit keiner Sylbe erwähnt. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte hier, oder unten S. 721 f., wo von den Zeichen des Thierkreises auf noch keiner Seite geredet wird, die Geschichte desselben bey den vornehmsten Völkern des Alterthums, und die unsinnigen Behauptungen der Franzosen, in Absicht des ungeheuren Alterthums wegen des, vor einigen Jahren zu Tentyra in Aegypten entdeckten Thierkreises, in allgemeiner Hinsicht berührt! — Der Artikel Tonkunst S. 125—142 ist sehr gut bearbeitet; nur der historische Theil S. 133 ff. hat nicht gar unsern Beyfall. Er ist aber auch nur aus J. J. Rousseaus diction. de musique von 1767, das auch angeführt wird, entlehnt. Was die Alten bey verschiedenen Völkern darin geleistet, hätte umständlicher angeführt zu werden verdient. Hier wird nur kurz auf nicht zwey Seiten bloß von der Musik der Griechen überhaupt, jedoch — welches das vorzüglichste ist — in wissenschaftlicher Hinsicht gehandelt. Indessen

dessen hätte doch dabey angeführt zu werden verdient, daß die Musik, in verschiedenen Zeitaltern Griechenlands, zu verschiedenen Zwecken, wie es noch heut zu Tage der Fall ist, angewandt wurde. (So bediente man sich derselben nicht nur bey Gastmälern, um sich daran gemeinschaftlich zu ergötzen, und durch gewisse Trinklieder, die σκόλια (den Ton auf der ersten Sylbe, wie Eustathius bemerkt in Hom. Odyss. η p. 276) genannt wurden, musikalische Wettstreite hervorzubringen und Virtuosen zu bilden, wie man aus dem Scholiasten des Aristophanes (in Vesp. p. 519) abnehmen kann; sondern nach Athenäi Zeugniß, die Sitten zu mildern, und den Göttern, sogar bey Tische Hymnen zu weihen. S. Deipnos. Lib. XIV. C. 5 et 6. L. XV. C. 16. — Auch bey Hochzeiten war die Musik ein Gegenstand der frohen Unterhaltung. S. Hom. Iliad. σ. 493. Hesiodus Scut. Herc. v. 274 verglichen Catulls Carm. 63. — Selbst zu den Schlachten wurden die Griechen und Lacedämonier, mit Musik geführt. S. Xenoph., Thucyd., Max. Tyr., und Quintilian. L. I. C. 16. Valer. Max. L. II. C. 6. Nicht weniger bey Bestellung ihrer Leichen wurden Todtengesänge gesungen, und mit musikalischen Instrumenten begleitet. S. Athen. L. XIV. C. 3. — Plautus Asinar. Act. IV. Sc. 1. Euripid. Alcest. v. 430. Aristot. de generat. animal. Lib. IV. p. 232. Statius Thebaid. L. VI. v. 120. — Ovid. Trist. Lib. V. eleg. 1. v. 48. Propert. L. II. eleg. 12. v. 20. — Außer verschiedenen andern Bestimmungen des Vergnügens, des Lobes und der Traurigkeit, diente auch die Musik sogar den Deklamatoren der griechischen Schauspieler auf dem Theater. Sie war gewissermaaßen ein wesentliches Bedürfniß während der ganzen dramatischen Vorstellung, indem sie den Vortrag der handelnden Personen unterstützte. Denn die deklamirenden Personen, wurden von Zeit zu Zeit durch ein piano geblasenes Baßhorn begleitet, das einen ausdauernden Ton angab, damit die Schauspieler in den Dialogen den richtigen Ton treffen konnten, in den sie herabsinken mußten. Diese, nach Noten gesetzte Behandlungsart, war eine Art von Recitativ, die den Deklamatoren zu gute kam, damit, wie Cicero anmerkt, durch starke Blaseinstrumente die Stimme der Akteurs nicht verdunkelt würde. S. Quaest.

Tusc.

Tusc. L. I. 4. — Inzwischen unterscheiden die Griechen in der Musik den Ton, — die Intervalle, — die Akkorde, — die Tonleitern, — die Tonarten, — den Rhythmus, — die Uebergänge, und die Melopöie — wovon zwar in dem vorliegenden Artikel nichts vorkömmt; die indessen doch bey den griechischen Schriftstellern und ihren Auslegern angetroffen werden. Z. B. Plat. de rep. L. III. Tom. 2. pag. 398. Euclid. Introd. harmon. p. I. Arist. Quinctil. Boeth. de Mus. L. I. p. 9. Wie aber die Griechen die einzelnen Theile der Musik scientifisch behandelten, haben verschiedene Schriftsteller auseinandergesetzt; besonders Montúcla hist. des mathematiq. Tom. I. p. 122—135, der den Streit der Pythagoräer mit den Aristoxenianern gründlich beurtheilt, auch Barthelemy Voy. du jeune Anachars. en Grec. Vol. III. C. XXVII. ed. Deux-Pont. 12. — In Absicht der neuern Musik werden die neuesten Entdeckungen in der Tonkunst vermißt. — S. 180—189. Uranus (Georgium sidus) trefflich bearbeitet, und gehen die dahin gehörigen Nachrichten und astronomischen Entdeckungen bis zum Jahre 1802. Die spätern Beobachtungen dieses Planeten wegen, können aus den physikalisch-sternkundigen Quellen der Wiener, Berliner und andern Ephemeriden, von Zachs monatl. Korrespond. — der Connoiss. de temps — der Philosoph. Transact. — und andern astronomischen Werken, wie die Entdeckungen der Ceres und Pallas in einem Supplementbande nachgetragen werden. Von der Venus Urania, als Göttinn des gestirnten Himmels, wovon Gouget und Montúcla so Vieles für die griechische Sternkunde des Alterthums zu erzählen wissen, wird kaum Erwähnung gethan. Der kosmische Untergang der Gestirne, wird bezugsweise ebenfalls nur mit wenigen Zeilen berührt. — Desto reichhaltiger ist dagegen der Art. Venus, als Planet, S. 199—207, in welchem der, ein ganzes Jahrhundert gedauerte Streit über die Umwälzungszeit der Venus, nach den Beobachtungen des Hrn. Schröters in Lilienthal bey Bremen auseinandergesetzt und entschieden wird. In physischer Hinsicht ist der Art. Verbrennung, das Verbrennen, S. 210—230 merkwürdig. Alle bisher dem Rec. darüber bekannt gewordenen Theorien und Erfahrungen, werden darin mit sachdienlicher Umständlichkeit, jedoch in Kürze

angeführt. — Der Art. Vulkane S. 275—330 ist ebenfalls trefflich gerathen; S. 286 wird ganz richtig bemerkt, daß am Rheine, bis nach Bonn hinunter, mehrere Spuren verloschener feuerspeiender Berge angetroffen würden. (Das ist richtig. Der verstorbene Georg Forster, und der jüngsthin abgelebte Freyherr von Hübsch in Köln, haben in ihren Ansichten vom Niederrheine darüber treffliche Bemerkungen gemacht, die in geognostischer Hinsicht, das Feld der Naturbegebenheiten erweitert haben. Diese, so wie die Bemerkungen des Hrn. Oberbergraths Nose in Elberfeld, und des Hrn. Kriegs- und Dom. Raths Eversmann zu Wehringhausen bey Hagen in der Grafschaft Mark, hätten mit Nutzen hier gebraucht werden können. Rec., der den ganzen Mittel- und Unterrhein bis zur Nordsee in wissenschaftlicher Hinsicht mehrmals bereiset, hat sich von der Wahrheit anschaulich überzeugt, daß im frühesten Weltalter der Rhein sich durch die Gebirgskette von Rüdesheim bis Unkel, durch vulkanische Revolutionen, einen Weg nach der gegenwärtigen Nord- und Südersee gebahnt haben müsse. Denn die mannichfaltigen Spuren verschiedener vulkanischer Ausgeburten; die Menge verwitterter Lava und Schlacken, wie die Menge der Basaltsäulen zu Unkel, am Fuße der sogenannten Siebengebirge, geben die trefflichsten Beweise, daß die Gebirge des Mittelrheins bis oberhalb Bonn, wo sie das Rheinbett verlassen, und sich nach Osten und Westen zum Norden neigen, mithin eine ziemlich geräumig werdende Ebene bilden, die am Niederrhein, durch Sandhügellagen bald unterbrochen, bald auf eine überraschende Art mit dem Hauptstrichgebirge wieder vereinigt werden, wenigstens bis an den Schlund zwischen Rheinmagen und Unkel, aus erloschenen Vulkanen bestehen müßen. Was S. 288 von dem Vulkan auf der Insel Bourbon (jetzt Reunion) in einer Zeile bemerkt wird, kann künftig in einem Supplementbande nachgetragen werden, was darüber in naturhistorischer Hinsicht ausführlich bemerkt wird in Voyage dans les quatre principales Isles des Mers d' Afrique; par *J. G. M. Bory*, à Paris an XII. (18$\frac{03}{4}$) 4 Vol. 8. avec un Atlas gr. 4.) — Einen eben so ausführlichen, als in Hinsicht der wissenschaftlichen Erweiterung der Physik, sehr lehrreichen Artikel, findet man in der Abhandlung: Wärme S. 330—465.

465. Der Verf. scheint diesen Gegenstand in theoretischem Betrachte erschöpfen zu wollen. — Waage S. 468—496 in mechanischer und hydrostatischer Rücksicht erwogen. — (Kästners höhere Mechanik, neueste Ausgabe, in der manche neue Theorien und Erfahrungen vorkommen, vermissen wir hier. —) S. 493—553 wird der Art. Wasser in physisch-chemischer Hinsicht mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt, der, nach dem Zwecke dieses Wörterbuchs, fast nichts zu wünschen übrig läßt. Dagegen hätten wir im Art. Wasserwaage, die neuern Entdeckungen von Möllter, Hogreve u. A. benutzt, erwartet. Vergebens sahen wir ihnen aber entgegen. — Welt, Weltachse, — Weltsystem S. 577—620 sind in mancher Hinsicht zu kurz gerathen. Am zweckmäßigsten finden wir jedoch den letztern Artikel bearbeitet. (In Benzenbergs vor einigen Monaten erst erschienenen Versuchen über das Gesetz des Falls, über den Widerstand der Luft, und über die Umdrehung der Erde, finden wir eine Menge Gegenstände, die in einem Supplementbande von Hrn. Prof. F. benutzt werden könnten. Sonderbar, daß im neunten Abschnitt jenes Buchs, über die Frage: Kannten schon die Alten die Copernikanische Weltordnung? S. 433—510 daselbst, viele, bey Hrn. F. a. a. O. vorkommende Dinge, gleichlautend angetroffen werden, ohne daß jener sich dessen erinnert! —) S. 594 dieses physikalischen Wörterbuchs wird ganz richtig bemerkt, das eigentliche Weltsystem der Alten sey schon von Hipparch ausgearbeitet, — der Lauf der Planeten und der des Monds aber von Ptolemäus bestimmt worden. (Aber auch die Mondstheorie erfand Hipparch, und berechnete die ersten Sonn- und Mondstafeln. Um die Entfernungen der Himmelskörper von einander, und die Größe des Weltgebäudes zu finden, bediente sich der Sternkundige von Nicäa in Bithynien, einer besondern Methode, die Montücla, nach den Alten, mit dem Namen des Diagrammatis *Hipparchi* belegt. S. Hist. des mathemat. Tom. I. p. 272 ed. Par. 1758, 4. — Bloß aus Mangel hinlänglicher Beobachtungen, machte er sich nicht an die Theorie der Planeten; sondern beobachtete sie nur, wovon Ptolemäus nicht ganz den gewünschten Gebrauch gemacht hat. Hipparchs Saros, oder

die chaldäische Mondsperiode, die ihm weder Ptolemäus (s. Amalg. L. IV. C. 2.), noch Geminus (Element. astron. Cap. 15. in *Petav*, Uranolog. sive *de Doctr. tempor.* Tom. III. p. 35 sq. Amst. 1703, Fol.) noch irgend ein Schriftsteller des Alterthums abspricht, ist ein zuverläßiger Bürge, daß dieser Astronom in dem Mondlauf in jenen Zeiten, nach den größten Bedürfnissen der mathematischen Rechenkunst, und bey dem Mangel hinlänglicher astronomischer Instrumente, dennoch eine Genauigkeit in Bestimmung der Mondsperiode hervorgebracht haben, die Halley nur um 16′ 40″ für 6585 Tage 8 Stunden verbesserte, und die Montücla, bis zur Uebertreibung als eine Genauigkeit angiebt, welche die besten Tafeln übertreffe; s. dessen Hist. des mathemat. T. I. p. 60 fin. vergl. Lambert im Berl. astronomischen Jahrbuche für 1782; 2r Th. S. 45 f. — Hieraus geht also offenbar hervor, daß Ptolemäus Verdienste um die Mondsperiode, auf den Schultern von Hipparch erworben worden; anderer Fälle nicht zu gedenken). Die übrigen Artikel: Wetter, Wind, Wirbel, Wolken, Wurf und Wurfbewegung; Zeichen des Thierkreises, Zeit, Zenith, Zurückwerfungsstrahl, Zusammensetzung der Kräfte u. a., verdienen rühmlichst erwähnt zu werden. — In Citirung der Quellen und Hülfsmittel, bleibt der Verf. sich der vorhin angenommenen Ordnung gleich; der Abdruck des Textes und der Kupfer ist rein und den vorigen Bänden gleich; nur müssen wir den bereits geäußerten Wunsch wiederholen, daß der Verf. in der Folge es übernehmen möge, gleich dem Gehlerschen Wörterbuche, ein paar Supplementbände dem Hauptwerke anzuhängen, in welchem die weitere Ausführung und Berichtigung einiger Artikel, wie verschiedene überschlagene Rubriken, aufgenommen werden dürften.

F.

F. Donavans Naturgeschichte der Chinesischen Insekten; enthaltend gegen hundert neue, besondere und schöne Species nach der Natur gezeichnet, und genau kolorirt, auf den Pflanzen, worauf

auf sie gewöhnlich leben, nebst Beschreibung nach Linne's Ordnung; mit Beziehung auf Fabricius und andere. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. *Joh. Gottf. Gruber*. Leipzig, im Industriekomtoir. 47 S. 4. 1 Rthl. 16 gr.

Mit eben der Eleganz des englischen Originalwerks, die man bey englischen Werken gewohnt ist, hat Hr. Gruber seine Uebersetzung versehen. Der Text ist auf Holländischem Papier gedruckt, und die Kupfer geben den Originalzeichnungen nichts nach, wie Rec., der beyde mit einander vergleichen kann, versichern muß. Auch ist die Uebersetzung für sich recht gut, obgleich der Text einiger Verbesserungen fähig gewesen wäre; z. B. bey der Bestimmung der Buprestis ignita und vittata. Der Verleger hat diesen ersten Heft dem berühmten Gall in Wien zugeeignet.

Fb.

Tiberius Cavallo ausführliches Handbuch der Experimentalnaturlehre in ihren reinen und angewandten Theilen. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von D. Joh. Barth. Tromsdorf, Prof. d. Chemie zu Erfurt. Erster Band. Mit 9 Kupfert. gr. 8. 344 S. Zweyter Band. 560 S. 8 Kupfert. Erfurt, bey Hennings. 1804 u. 1805.

Man kennt den etwas weitschweifigen Vortrag des Verfs. schon aus den Lehrbüchern, die er über einzelne Theile der Naturlehre herausgegeben hat. Das gegenwärtige, dessen erste zwey Theile wir hier anzeigen, empfiehlt sich wohl zum Nachlesen; aber nicht zum ersten Unterricht, weil es durch seine Weitläuftigkeit ermüdet, die Uebersicht erschwert, und hin und wieder auch wohl die Gränzen der Physik überschreitet und zu sehr in die angewandte Mathematik ausschweift. Uebrigens empfiehlt es sich durch deutliche Abbildungen physikalischer Apparate, und

 wird

wird in sofern manchen Lesern immer willkommen seyn. Der erste Band beschäfftigt sich nach Voranschickung der allgemeinen Begriffe von Materie, Kraft, u. dgl. fast bloß mit der Mechanik, und ist in folgende Kapitel abgetheilt. I. Von der Physik, ihrer Benennung, ihrem Gegenstande, ihren Axiomen, und von den Regeln, sie zu behandeln und zu studieren. II. Allgemeiner Begriff von Materie und ihren Eigenschaften, von den Elementen, und Erklärung mehrerer in der Physik gebräuchlichen Ausdrücke. (Von den verschiedenen Ansichten des Atomistischen, Dynamischen oder auch atomistisch-dynamischen Systems nicht ein Wort). III. Von den allgemeinen oder allen Körpern zukommenden Eigenschaften. IV. Von der Bewegung überhaupt, den Gesetzen derselben, und den Eigenschaften der einfachen Bewegung. V. Centripetal- und Centrifugalkraft. Schwerpunkt. VI. Von der Art, die Lage des Schwerpunktes mit Gewißheit zu bestimmen, und von den vorzüglichsten Eigenschaften desselben. VII. Theorie des Stoffes bey der gleichförmigen Bewegung. VIII. Zusammengesetzte Bewegung; schiefer Stoß. IX. Krummlinichte Bewegung. X. Schiefe Ebene. Pendel. XI. Mittelpunkt der Schwingung und Mittelpunkt des Stosses. XII. Mechanische Potenzen. XIII. Von den zusammengesetzten Maschinen, von den bewegenden Kräften, und von der Friktion. XIV. Beschreibung der hauptsächlichsten zur Erläuterung der Lehre von der Bewegung nothwendigen Maschinen. XV. Einige Anwendungen der vorgetragenen Lehre von der Bewegung, und Bemerkungen über die Zusammensetzung der Fuhrwerke mit Rädern. XVI. Von geworfenen Körpern. Im zweyten Bande wird gehandelt von den besondern Eigenschaften der Körper überhaupt. I. Von den verschiedenen bekannten Körpern des Weltalls, unter allgemeinen umfassenden Benennungen. Z. B. von den Gegenständen der Astronomie, der Meteorologie, und den sogenannten drey Reichen der Natur, der Chemie u. dgl. II. Von der Hydrostatik. III. Von dem specifischen Gewichte der Körper. IV. Von der Wirkung in Bewegung gesetzter nicht elastischer Körper. V. Von der Haarröhrchen-Anziehung, und von der zusammenhäufenden Anziehung. VI. Von der Wellenbewegung. VII. Von der Bewegung der Flüssigkeiten in Röhren, Kanälen rc. VIII. Pnevmatik. Von der atmosphärischen Luft und dem Barometer. IX. Dichtigkeit und Höhe der Atmo-

sphäre.

sphäre. Höhenmessungen durchs Barometer. X. Von der Luft in Bewegung, oder vom Winde. XI. Akustik. XII. Von den harmonischen Schallen oder Tönen. XIII. Von dem Nutzen der Atmosphäre und von der Natur des Regens und der Ausdünstung. XIV. Von den vornehmsten Maschinen in Bezug auf die Lehre von Flüssigkeiten. XV. Chemische Apparate. XVI. Skizze der neuern Theorie der Chemie. XVII. Chemische Prozesse. Man ersieht aus dieser Inhaltsanzeige schon allein, daß das Werk mehr eine Kompilation, als eine philosophische Darstellung des Ganzen ist. Es wäre daher sehr gut gewesen, wenn in der Uebersetzung dieses Lehrbuchs zugleich auf Abkürzungen des Textes hätte Rücksicht genommen werden können. Noch werden drey Bände erscheinen, worinnen von den Eigenschaften solcher Körper gehandelt wird, die man hypothetische nennt, weil ihr Daseyn noch nicht befriedigend bewiesen sey; (z. B. also wohl von Wärme, Licht, Elektricität rc.) dann ferner von den Himmelskörpern, und der letzte Theil wird dann noch Beyspiele und Beschreibungen enthalten von noch hinzugekommenen Versuchen, Maschinen u. dgl., die sich nicht schicklich zu den vorhergehenden Abtheilungen bringen ließen.

Pw.

Klassifikation und Beschreibung der Europaeischen zweiflügligten Insekten. (Diptera Linn.) Von *Joh. Wilh. Meigen. Erster Band, zweyte Abtheilung*, mit 7 Kupfertafeln. Braunschweig, bey Reichard. 1804. 4. 2 Rg. 12 gr. S. VI u. 153 bis 314 wie auch die Tafeln IX—XV.

Das Lob, welches Rec. der erstern Abtheilung des ersten Bandes dieses Werks in diesen Blättern ertheilt hat, gebühret mit eben dem Rechte dieser zweyten Abtheilung, welche die XXXVII. Gattung *Xylophagus* und die folgenden bis zur LXV. *Trineura* in sich faßt. So wie in der erstern Abtheilung die Fabricischen Gattungen *Typula* und *Stratiomys* bedürfende Reformen erfahren hatten: so erfuhren in der vorliegenden nicht mindere erhebliche, die Gattungen

Tabanus, *Bombylius* und *Asilus*. Die Gattung *Tabanus* zerfiel in die fünf Gattungen *Heptatoma*, *Chrysops*, *Haematopota*, *Tabanus* und *Tanyglossa*; die Gattung *Bombylius* ward aufgelöset in die drey Gattungen Bombylius, *Conophora* und *Phtiria*; die Arten der alten Gattung *Asilus* finden sich in den Gattungen *Leptogaster*, *Asilus*, *Dasypogon*, *Dioctria* und *Laphria* untergebracht.

Auch finden sich einige neue Gattungen für bis dahin unbeschriebene Arten, welche in vorhandenen nicht unterzubringen waren, errichtet, als: *Toxophora*, mit einer Art »*maculata*;« *Clinocera*, mit einer Art »*nigra*;« *Atherix*, mit zwey Arten »*maculatus* und *immaculatus*;« *Platypeza*, mit drey Arten »*fasciata*, *dorsalis* und *atra*;« *Callomyia*, mit einer Art »*elegans*,« *Trineura*, mit vier Arten »*atra*, *thoracica*, *rufipes* und *annulata*.«

Die Rechtmäßigkeit der meisten, ja aller von dem Verf. herrührenden Gattungen, so weit nämlich Rec. sie in der Natur untersuchen konnte, ist nicht zu bezweifeln; nur gesteht er, daß er sich nicht überwinden kann, die Gattungen *Leptogaster* und *Asilus* zu trennen; doch kann er hier irren, da ihm die Arten der ersteren dieser Gattungen nicht in der Natur; sondern nur nach den von Hrn. M. gelieferten Charakteren und Figuren bekannt sind. Gut wäre es auf alle Fälle gewesen, wenn bey sehr nahe verwandten Gattungen, der Verf. die wirklich unterscheidenden Merkmale herausgehoben hätte.

Uebrigens ist der Reichthum an Arten in den meisten Gattungen ungemein groß, und der Fleiß, mit welchem theils diese verschiedenen Arten von einander abgesondert worden sind, theils die Synonymie bey selbigen berichtiget ward, im höchsten Grade empfehlungswerth.

Aufrichtig freuet sich Rec. auf die Fortsetzung und den Schluß dieses Werks, da er denn gewiß noch, und namentlich bey den so verworrenen Gattungen *Musca* und *Syrphus* Gelegenheit haben wird, der Genauigkeit und dem Scharfblick des schätzbaren Verfs. die gerechtesten Lobsprüche zu ertheilen.

Wm.

Chemie

Chemie und Mineralogie.

Beytrag zur geognostischen Kenntniss des Riesengebirges schlesischen Antheils. Von *J. F. W. v. Charpentier*, Churfürstl. Sächs. Berghauptm. Mit 3 Kupfert. Leipzig, bey Crusius. 1804. 80 S. 4. 3 Rß.

So wenig voluminös diese Schrift ist, so sehr zeichnet sie sich durch das Interessante und Lehrreiche ihres Inhalts aus, und giebt über das ganze Schlesische Riesengebirge einen vortrefflichen Aufschluß. Alle in diesem Werkchen befindlichen Bemerkungen, wurden bey einer Bereisung des Riesengebirges, welche der Verf. mit dem so allgemein geschätzten und verdienten Hrn. v. Gersdorf zu Meffersdorf unternahm, an Ort und Stelle angestellt, und so findet man den Verf. des wichtigen Werks über die Lagerstätte der Erze, auch in dieser kenntnißreichen Schrift wieder, indem er sich von Neuem als einen sorgfältigen und genauen Beobachter legitimirt. Da nun die Deutlichkeit der Beschreibung eines Gebirges, durch richtige Karten, welche die Lage, Form und Verbreitung des Gebirges bestimmen, immer mehr gewinnt; es aber an solchen genauen Karten noch gänzlich fehlt: so hat der Verf. den Mangel derselben, durch eine beygefügte Zeichnung einigermaaßen zu ersetzen gewußt. Der Standpunkt ist südlich von Warmbrunn aus genommen worden. — Das Riesengebirge weicht von dem Ansehen des Sächsischen Erzgebirges, welches auf seiner höchsten Höhe eine mehr zusammenhängende, mit sanften Eintiefungen oder Schluchten abwechselnde Schlangenlinie bildet, vorzüglich dadurch ab, daß der höchste Rücken, oder der sogenannte Kamm desselben, (über den der größte Theil der Gränzlinie geht, die den Schlesischen Theil des Riesengebirges von dem Böhmischen, in ziemlich grader Richtung scheidet), eine, aus mehr oder weniger hier und da tiefeinschneidenden Krümmungen zusammengesetzte Linie bildet, worunter sich besonders einige, den Kegelschnitten gleich, erheben, wenn man das Gebirge von Warmbrunn aus betrachtet, wo es zum größten Theil nach seiner Ausdehnung in die Länge übersehen werden kann. — Die Hauptgesteinart,

und

und woraus gewiß der größte Theil des ganzen Gebirges auf der Schlesischen Seite besteht, ist Granit von abwechselnd feinem, mittlern und groben Korne; denn man findet nicht selten Stücke von Quarz und Feldspath von einem auch mehreren Zollen groß, darin, und so hat der Verf. ihn bis auf den höchsten Punkt, auf der Schneekoppe selbst, angetroffen. Die Farbe des Quarzes wechselt verschiedentlich mit der weissen, grauen und braunen ab; der Feldspath ist röthlich, und der Glimmer fast durchgängig dunkelbraun. Alle diese Bestandtheile sind in und mit einander gemengt, und zu einer festen zusammenhängenden Masse innig mit einander verbunden. Der Granit ist allenthalben, wo der Verf. ihn sah, geschichtet, oder in Bänke und Lager abgetheilt, die zwey, drey und mehrere Fuß, oft auch nur so viele Zolle stark sind. Man kann dieß am deutlichsten an den freystehenden Felsengruppen sehen, da sich an diesen die Seitenflächen der einzelnen Schichten, aus mehreren Ansichten beobachten lassen. Nicht weniger deutlich sieht man aber auch die Schichtung an den steilen Felsenwänden der Gehänge, und an den grossen hervorragenden Felsenmassen in den Schneegruben; obgleich hier die Schichtungklüfte mehr geschlossen, und nicht so weit geöffnet sind, als bey den der Witterung von allen Seiten mehr ausgesetzten Felsengruppen; daher dann auch die Kanten an den einzelnen Bänken und Lagern der letzteren, mehr abgerundet, und von Regen, Schnee und Frost aufgelöset sind. Die Bänke und Schichten haben meistens eine horizontale Lage, oder neigen sich nur unter einem kleinen Winkel nach verschiedenen Weltgegenden; doch finden sich auch an mehreren Orten Klüfte, die sich unter größern Winkeln durchschneiden, und ihnen eine verschiedentlich keilförmige Gestalt geben. Außer der horizontalen Schichtung ist der Granit auch noch durch senkrechte Klüfte und Spaltungen, die einander auf der Oberfläche nach verschiedenen Richtungen durchkreuzen, oder mit einander gleichlaufend sind, in prismatische und rhomboidalische Massen getheilt, die in der Entfernung dem Ganzen ein säulenförmiges Ansehen geben. An den steilen Felsenwänden der Schneegruben, und überall wo entblößtes Gestein an den Gehängen vorkommt, wird man diese säulenförmige Bildung wahrnehmen, die, wenn man diese Orte nicht näher und genauer untersucht, leicht zu der Meinung führen könnten, als wäre die Masse des Granits

durchaus senkrecht geschichtet und säulenförmig gebildet. Nach den vielen Beobachtungen und Erfahrungen des Vf. scheint es eine Eigenschaft des Granits sowohl, als auch mehrerer Gesteinarten zu seyn, daß sie außer der horizontalen Schichtung auch noch durch senkrechte, oder den senkrechten sich nähernde Klüfte gespalten, und in prismatische Massen getheilt sind. Diese Klüfte werden durch die Einwirkung des Wassers und der Witterung offner und deutlicher; denn da auf der Oberfläche der Gebirge häufige Quellen, Sümpfe und wasserreiche Gegenden sind, die bey ihrem Anwachse den Abfluß über die steilen Gehänge nehmen, oder auch beständig fließende, kleine und große Bäche sich darüber bis in die tiefen Thäler ergießen, und als Flüsse in die niederen Gegenden ablaufen: so wird dadurch die Ausdehnung dieser Klüfte um so mehr erleichtert, und das säulenförmige Ansehen vervielfältiget. Solchemnach glaubt der Verf. überzeugt zu seyn, daß der Granit des Riesengebirges allenthalben geschichtet, und in mehr oder wenigre gegen den Horizont geneigte Lager und Bänke getheilt ist. Es zeigt sich aber noch ein anderer merkwürdiger Umstand, der auf eine nach dem ursprünglichen Baue des Granits erfolgte Zerstörung deutet, und die Aufmerksamkeit des Geognosten auf alle Weise verdient. Die vorhin schon gedachten kegelförmigen Berge, z. B. der Reifträger, das große Rad, die große und kleine Sturmhaube, die für sich allein betrachtet, schon als ungeheure große isolirte, mehr oder weniger kegelförmige Berge aus der ganzen Masse des Gebirges hervorragen, zeigen nur an wenigen Orten den geschichteten Granit; vielmehr sind sie auf ihrer Oberfläche sowohl, als an ihrem Abhange und Seiten überall mit Stücken Granit bedeckt, deren Größe von der Länge eines Fußes, bis auf zehn, zwölf und mehrere Fuß ansteigt, und mehrere Fuß zur Breite und Dicke haben. An den Kanten sind diese Stücken meistens abgerundet; doch sieht man an sehr vielen noch vollkommen deutlich, daß sie ehedem Theile von Lagern und Bänken des Granits gewesen sind. So ein Berg hat durchaus das Ansehen eines großen aufgestürzten Steinhaufens, in welchem die Steine nach allen möglichen Lagen und Richtungen unordentlich auf und unter einander geworfen liegen. Dieß führt aber sogleich auf die Frage: wie wohl

so

so große Berge aus einzelnen Stücken aufgehäuft, und die Granitmassen in eine so zerstörte Lage gekommen seyn mögen? Der Verf. erklärt sich dieß auf folgende Weise: Die ursprüngliche Form dieser isolirten Berge ist unbekannt; vielleicht sind sie anfänglich aus der Oberfläche des Gebirges herausragende steile Felsengruppen gewesen. Wenn nun die Bänke und Lager des Granits in diesen Felsengruppen nicht alle gleiche Härte, Verbindung und Gemenge ihrer Bestandtheile hatten, eine Vermuthung, zu der der Verf. durch Beobachtungen an verschiedenen Orten am Fuße des Gebirges selbst veranlaßt worden ist, und solchemnach der Einwirkung der Witterung und anderen zerstörenden Ursachen, z. B. Erschütterungen durch Erdbeben und dergleichen, weniger als andere widerstanden, sich geschwinder als andere, auf- und dazwischenliegende Granitlager aufgelöset: so mußte nach und nach ein Einsturz oder Zusammenbrechen dieser Felsengruppen erfolgen, wodurch ihre jetzige Gestalt hervorgebracht ward. Daß ein solcher Einsturz aber nicht auf einmal; sondern in verschiedenen Zeitperioden geschehen ist, scheint daher wahrscheinlich, weil die aufgestürzten Granitblöcke und Steine sich zugleich auf den sanften Abhängen der isolirten Berge finden, und große Flächen derselben bedecken, die bey einer jählingen gewaltsamen Erschütterung hier unmöglich hätten liegen bleiben können; vielmehr würden sie die Thäler bey ihrem Herabrollen angefüllt haben. Ferner, daß sie nicht auf einer Seite der isolirten Berge, nach einer bestimmten Richtung, sondern um die ganzen Seitenflächen derselben gefunden werden; daß man ähnliche dergleichen Granitblöcke und zusammengestürzte Steine hin und wieder auf den Ebenen und Wiesen des Gebirges findet, die gewisse, zuweilen ansehnliche Strecken überdecken, mehr Länge als Breite einnehmen, nahe an einander liegen, und von der Gestalt der isolirten Berge gänzlich verschieden sind; daß an sehr vielen Orten aus der aufliegenden Erde und dem Rasen, einzeln zerstreute große und kleinere Granitstücken mit abgerundeten Kanten hervorragen, die ein Zerbrechen und darauf erfolgtes Einsinken der oberen Gesteinlager nicht undeutlich vermuthen lassen, und daß man sowohl unter den ein- und zusammengestürzten Granitblöcken, als auch auf den Ebenen des Gebirges häufigen Granitsand findet, der unmöglich anders, als aus dem aufgelösten Granit entstanden seyn kann, und hier abgesetzt worden ist. Erwägt

wägt man nun noch, daß nach bekannter Erfahrung hohe Gebirge immer wasserreich sind, häufige Sümpfe, Lachen oder kleine Teiche auf ihren Oberflächen haben, oft in nasse Nebelwolken eingehüllt sind, die sich in Regengüsse niederschlagen; der Schnee daselbst länger liegen bleibt, und solchemnach die Einwirkung der Witterung hier weit stärker und anhaltender, als in den niedriger gelegenen Gegenden ist: so wird man wohl nicht ungeneigt seyn, der Meinung des Verfs. beyzupflichten, und kann dann auch die Auflösung und nach und noch erfolgte Zerstörung des Granits und seiner Lager und Bänke, und die Entstehung kegelförmiger Berge aus ehemaligen Felsengruppen nicht ganz unwahrscheinlich finden. Die Vermuthung einer allmähligen Zerstörung scheint auch noch dieses zu begründen: hätten gewaltsame Revolutionen diese, mit so großen Granitblöcken und zusammengestürzten Steinen überdeckten Berge auf einmal hervorgebracht: so würden die, in geringen Entfernungen davon aufrechtstehenden einzelnen Felsengruppen, unmöglich die, dem Ansehen nach, ganz ungestörte Lage ihrer Bänke und Schichten, behalten haben. Daher sind sowohl die aufrechtstehenden Felsengruppen, als auch diese isolirten kegelförmigen Berge, unwidersprechliche Zeugen der in nicht zu bestimmenden Zeitperioden ehemals geschehenen Veränderung der Oberfläche und der äußern Gestalt des ganzen Riesengebirges, ehe es noch durch Vegetation bedeckt ward, und deshalb bleiben diese Erscheinungen ungemein merkwürdig, und fernerer genauen Untersuchungen der Geognosten und der späteren Reisenden werth.

Die Hauptgesteinart des Riesengebirges ist Granit. Es findet sich aber auch noch Gneis und Basalt; jedoch nur an einigen einzelnen zur Zeit bekannten Stellen. Den Gneis fand der Verf. auf der Schneekoppe, dem höchsten kegelförmigen Berge des ganzen Riesengebirges, in einer Höhe von 4940 Par. Fuß über der Meeresfläche, abwechselnd in und zwischen dem Granit. Er wechselt auf dieser hohen Gebirgekoppe, wie der Verf. bey der Besteigung derselben genau und sorgfältig beobachtet haben will, verschiedene mal mit dem Granit ab, und bildet eigene Lager dazwischen, deren Gränzen jedoch nicht bestimmt angegeben und aufgefunden werden können. Dem Verf. schien

so große Berge aus einzelnen Stücken aufgehäuft, und die Granitmassen in eine so zerstörte Lage gekommen seyn mögen? Der Verf. erklärt sich dieß auf folgende Weise: Die ursprüngliche Form dieser isolirten Berge ist unbekannt; vielleicht sind sie anfänglich aus der Oberfläche des Gebirges herausragende steile Felsengruppen gewesen. Wenn nun die Bänke und Lager des Granits in diesen Felsengruppen nicht alle gleiche Härte, Verbindung und Gemenge ihrer Bestandtheile hatten, eine Vermuthung, zu der der Verf. durch Beobachtungen an verschiedenen Orten am Fuße des Gebirges selbst veranlaßt worden ist, und solchemnach der Einwirkung der Witterung und anderen zerstörenden Ursachen, z. B. Erschütterungen durch Erdbeben und dergleichen, weniger als andere widerstanden, sich geschwinder als andere, auf- und dazwischenliegende Granitlager aufgelöset: so mußte nach und nach ein Einsturz oder Zusammenbrechen dieser Felsengruppen erfolgen, wodurch ihre jetzige Gestalt hervorgebracht ward. Daß ein solcher Einsturz aber nicht auf einmal; sondern in verschiedenen Zeitperioden geschehen ist, scheint daher wahrscheinlich, weil die aufgestürzten Granitblöcke und Steine sich zugleich auf den sanften Abhängen der isolirten Berge finden, und große Flächen derselben bedecken, die bey einer jählingen gewaltsamen Erschütterung hier unmöglich hätten liegen bleiben können; vielmehr würden sie die Thäler bey ihrem Herabrollen angefüllt haben. Ferner, daß sie nicht auf einer Seite der isolirten Berge, nach einer bestimmten Richtung, sondern um die ganzen Seitenflächen derselben gefunden werden; daß man ähnliche dergleichen Granitblöcke und zusammengestürzte Steine hin und wieder auf den Ebenen und Wiesen des Gebirges findet, die gewisse, zuweilen ansehnliche Strecken überdecken, mehr Länge als Breite einnehmen, nahe an einander liegen, und von der Gestalt der isolirten Berge gänzlich verschieden sind; daß an sehr vielen Orten aus der aufliegenden Erde und dem Rasen, einzeln zerstreute große und kleinere Granitstücken mit abgerundeten Kanten hervorragen, die ein Verbrechen und darauf erfolgtes Einsinken der oberen Gesteinlager nicht undeutlich vermuthen lassen, und daß man sowohl unter den ein- und zusammengestürzten Granitblöcken, als auch auf den Ebenen des Gebirges häufigen Granitsand findet, der unmöglich anders, als aus dem aufgelösten Granit entstanden seyn kann, und hier abgesetzt worden ist. Erwägt

wägt man nun noch, daß nach bekannter Erfahrung hohe Gebirge immer wasserreich sind, häufige Sümpfe, Lachen oder kleine Teiche auf ihren Oberflächen haben, oft in nasse Nebelwolken eingehüllt sind, die sich in Regengüsse niederschlagen; der Schnee daselbst länger liegen bleibt, und solchemnach die Einwirkung der Witterung hier weit stärker und anhaltender, als in den niedriger gelegenen Gegenden ist: so wird man wohl nicht ungeneigt seyn, der Meinung des Verfs. beyzupflichten, und kann dann auch die Auflösung und nach und noch erfolgte Zerstörung des Granits und seiner Lager und Bänke, und die Entstehung kegelförmiger Berge aus ehemaligen Felsengruppen nicht ganz unwahrscheinlich finden. Die Vermuthung einer allmähligen Zerstörung scheint auch noch dieses zu begründen: hätten gewaltsame Revolutionen diese, mit so großen Granitblöcken und zusammengestürzten Steinen überdeckten Berge auf einmal hervorgebracht: so würden die, in geringen Entfernungen davon aufrechtstehenden einzelnen Felsengruppen, unmöglich die, dem Ansehn nach, ganz ungestörte Lage ihrer Bänke und Schichten, behalten haben. Daher sind sowohl die aufrechtstehenden Felsengruppen, als auch diese isolirten kegelförmigen Berge, unwidersprechliche Zeugen der in nicht zu bestimmenden Zeitperioden ehemals geschehenen Veränderung der Oberfläche und der äußern Gestalt des ganzen Riesengebirges, ehe es noch durch Vegetation bedeckt ward, und deshalb bleiben diese Erscheinungen ungemein merkwürdig, und fernerer genauen Untersuchungen der Geognosten und der späteren Reisenden werth.

Die Hauptgesteinart des Riesengebirges ist Granit. Es findet sich aber auch noch Gneis und Basalt; jedoch nur an einigen einzelnen zur Zeit bekannten Stellen. Den Gneis fand der Verf. auf der Schneekoppe, dem höchsten kegelförmigen Berge des ganzen Riesengebirges, in einer Höhe von 4940 Par. Fuß über der Meeresfläche, abwechselnd in und zwischen dem Granit. Er wechselt auf dieser hohen Gebirgekoppe, wie der Verf. bey der Besteigung derselben genau und sorgfältig beobachtet haben will, verschiedene mal mit dem Granit ab, und bildet eigene Lager dazwischen, deren Gränzen jedoch nicht bestimmt angegeben und aufgefunden werden können. Dem Verf.

schien

schien es hier mehr ein unmerklicher Uebergang, sowohl aus dem grob- als feinkörnigen Granit, in den blättrigen Granit, oder den Gneis, als eine scharfbegränzte Absonderung einer jeden Gesteinart für sich zu seyn. Das Gemenge und die Struktur des Gneises ist sehr verschieden. Man trifft grobblättrigen, wellenförmigen und mit vielem Quarz gemengten, eben so als feinblättrigen, glimmerreichen an, und die mancherley Arten desselben soll man, nach der Versicherung des Verfs., sehr bequem an der Mauer der auf der Koppe erbaueten Kapelle sehen können, die größtentheils aus Gneis aufgebauet ist, und woran der Verf. eben so viel Abänderungen des Gneises gefunden zu haben behauptet, als deren von ganz gleichem Ansehen und gleicher Beschaffenheit in dem Freyberger Gneisgebirge vorzukommen pflegen. Die auf der Koppe mit einander abwechselnden Lager und Bänke des Granits und Gneises, sind übrigens nicht so deutlich, wie bey den sogenannten Steinen; sie neigen sich unter verschiedenen Winkeln mehr oder weniger gegen einander, und haben an mehreren Orten, durch die durchsetzenden senkrechten, oder den senkrechten sich nähernden Klüfte, ein mehr getrümmertes Ansehn. Der obere Theil der Koppe ist aus einer vermuthlich anfänglichen Spitze in eine runde Fläche von ungefähr hundert Schritten im Durchmesser, durch den Anbau der Kapelle umgewandelt worden, welche noch überall mit scharfkantigen Gneisstücken, aber nicht mit abgerundeten Gneisgeschieben bedeckt ist; wie denn auch die tiefer an den Seiten der Koppe aufliegenden, und aus höheren Punkten herabgestürzten Gneis- und Granitstücken nicht in so großer Menge, als auf den isolirten Bergen aufliegen, auch nicht abgerundet, sondern noch scharfkantig sind, und das Hervorragen des festen Gesteins auf der Koppe an sehr vielen Stellen wahrnehmen lassen. Man hat auch Gneis in dem, unten an der Koppe gegen Nord abfallenden Gebirge, der Malzgrund genannt, am östlichen Gehänge desselben, ingleichen am Hornberge, und an mehreren Orten der Südseite dieser großen und ausgedehnten Gebirgskette gefunden. Die Koppe bleibt indeß allemal der vorzüglichste, und für den Geognosten interessanteste Punkt, in Hinsicht des dasigen Vorkommens des Gneises, indem sich auch hier das gleichzeitige Entstehen desselben mit

mit und zwischen dem Granit bestätiget. Denn wollte man auch zu Revolutionen seine Zuflucht nehmen, die ihn bis auf diese große Höhe gebracht hätten: so wird doch immer noch die Beantwortung der Frage übrig bleiben, wie er denn zwischen die Lager des Granits gekommen sey? So beweiset auch sein Vorkommen hier zugleich, daß keine Höhe der Gebirge zu groß sey, auf welcher er nicht gefunden würde.

So eine unerwartete Erscheinung nun das Vorkommen des Gneises im Granit, auf einer so großen Höhe, als die Riesenkoppe ist, seyn mag, eben so unerwartet, und noch unerwarteter dürfte das Vorkommen des Basalts seyn, der hier auf einer Höhe von mehr als 4000 Par. Fuß im Granit gefunden wird. Die großen Gebirgsausschnitte, oder die kesselförmigen Eintiefungen, nämlich die sogenannte große und kleine Schneegrube, welche von der Oberfläche des Gebirges an gerechnet 800—1000 Fuß senkrechte Tiefe haben, diese sind an ihren Seiten, vorzüglich in der großen Schneegrube, mit steilen und senkrechten Felsenwänden begränzt, in ihrem Innern aber mit steil hervorragenden, auch freystehenden pyramidalischen Felsengruppen besetzt, die aus geschichtetem Granit bestehen. In der kleinen Schneegrube nun bemerkt man, daß eine der hervorragenden Felsengruppen, am östlichen Abhange derselben, aus welcher sie 60, 80 und mehrere Fuß herausragt, aus Basalt besteht, der sich mehrere 100 Fuß ununterbrochen bis in die Tiefe der Grube hinabzieht. Diese Basaltmasse scheint sich indeß nicht bis auf die Oberfläche des Gebirges zu erstrecken; denn diese besteht allenthalben aus Granit; sondern vielmehr unter sie einzudringen, wo sie sich dann vielleicht noch weit bis ins Innere des Granitgebirges verbreitet. An den steilen Aussenseiten kann man die Struktur des Basalts an mehr als an einem Orte wahrnehmen. Er ist in Schichten von ungefähr ein bis zwey Fuß Stärke abgetheilt, die sich unter abwechselnden Winkeln von 20 bis 30 Graden gegen West neigen, und mit der Schichtung der Gesteinlager des Granits ein entgegengesetztes Fallen haben. Die ganze Basaltmasse ist außerdem mit vielen senkrechten Klüften nach verschiedenen Richtungen getrennt und durchschnitten; der Grund der Schneegrube aber, aus welcher der Basalt aufsteigt, ist theils mit herabgefallenen Stücken

von

von Granit und Basalt, theils mit einer starken Vegetation so bedeckt, daß alles weitere Forschen über das Eindringen des Basaltes in Granit dadurch verhindert wird. Nach der sorgfältigsten Betrachtung vermogte der Verf. dem dort sichtbaren Basalt keine andere Benennung, als einer zwischen dem Granit liegenden und von ihm eingeschloßenen großen Basaltmasse zu geben, von deren Daseyn man keine Kenntniß haben würde, wenn sie nicht durch die am Abhange des Gebirges entstandene kesselförmige Vertiefung, oder beym Entstehen der sogenannten Schneegrube entblößt wäre, da die Oberfläche des Gebirges über dem Basalt, keine andere Gesteinart, als den gewöhnlichen Granit wahrnehmen läßt. Der Basalt ist mehr von feinem als grobem Korn, und außer den gewöhnlich eingemengten Olivier und Hornblende-Krystallen, findet man häufig große und kleine verschiedentlich gestaltete sogenannte Blasenlöcher darin, die mit weißem Zeolith zum Theil an ihren innern Wänden überzogen, zum Theil damit ausgefüllt sind, worunter sich mehrere finden, die statt des Zeoliths grauen, oder gräulichgrauen Speckstein enthalten. Da, wo der Basalt an den Granit gränzt, ihn berührt, auch an mehreren Orten fest damit verbunden ist, besteht der Granit aus weißen kleinen Feldspathkrystallen, von meist erdigem Ansehen, vielem grauen und dunkel rauchgrauen Quarz; der dunkelbraune Glimmer, der dem dortigen Granit sonst eigen ist, scheint hingegen gänzlich zu fehlen. — Dieses merkwürdige Vorkommen des Basalts im Innern des Granitgebirges, und zwar in einer Höhe von mehr als 4000 Fuß über der Meeresfläche giebt einen Beweis, daß man den Basalt, gleich andern Gebirgsarten z. B. Serpentinstein, Körniger Kalkstein u. s. f. in den Urgebirgen, und zwar nicht allemal allein und aufgesetzt; sondern auch im Innern ihrer Massen findet.

Wegen dieses interessanten Inhaltes des Werkchens, und der großen Aufschlüsse, die hier über manche wichtige geognostische Probleme gegeben werden, glaubte Rec. ausführlicher zu Werke gehen zu müssen, um die Leser auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam zu machen.

Mr.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Kleine Weltgeschichte zum Unterrichte und zur Unterhaltung, von J. G. A. Galletti, Professor zu Gotha. Dreyzehnter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1805. 408 S. 8. 1 Rk. 8 R.

Dieser Theil fängt mit Cromwels Regierung an, womit die gleichzeitige Geschichte der Republik der Verein. Niederlande, und ihrer Kriege mit England in Verbindung gebracht ist, bis in die ersten Jahre der Regierung Karls II. Auch der Ursprung der Quäker ist hier beschrieben (S. 63 fg.); von welchen aber der Verf. nicht die richtigsten Begriffe hat. Er spricht von ihren Verzuckungen, und scheint dem alten Irrthum zugethan zu seyn, daß sie davon Zitterer genannt worden wären. Sewels Geschichte dieser Parthey kann ihn darüber eines Bessern belehren. Auch stellt er sie als Verfolgte dar, die aus Unwillen darüber den öffentlichen Gottesdienst gestört hätten. Allein ihre Verachtung und Mißhandlung des öffentlichen Gottesdienstes, dem sie ihr Einkehren in sich selbst, und Erwecken des innern Lichts weit vorzogen, zog ihnen vielmehr Verfolgung zu; u. dgl. Sodann kommen (S. 88.) die Unruhen der Fronde in Frankreich, und die Entstehung des französischen Despotismus. Für die Folgezeit (S. 113) beschriebenen Ueberfälle des Prinzen von Condé, hätte der Verf. noch merkwürdige Aufklärungen aus den Mémoires du Comte

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge, von D. Heinrich Philipp Konrad Henke. Sechster Theil. Braunschweig, im Verlage der Schulbuchhandlung. 1804. 345 Seit. gr. 8.

Auch beym Anblicke dieses Theils eines sehr beliebten Werks, werden wohl Leser genug wünschen, daß es dem würdigen Verfasser gefallen hätte, die ganze Kirchengeschichte der drey letzten Jahrhunderte mit gleicher, oder doch ähnlicher Ausführlichkeit vorzutragen, als er sie vom Anfange des achtzehnten an beschreibt. Unterdessen muß man die reichhaltigen und durch eigne Prüfung geläuterten Nachrichten, mit denen er uns beschenkt, dankbar annehmen, und nur hoffen, daß die ungemeine Vollständigkeit, deren er sich befleißigt, der baldigen Vollendung seines Werks nicht hinderlich seyn möge.

Denn auch in diesem Theile, welcher die Geschichte der katholischen Kirche von der Bekanntmachung der Bulle Unigenitus an, bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Jahr 1773 fortsetzt, ist bloß der zweyte Abschnitt, Geschichte des Unglaubens in der katholischen Kirche, vornehmlich in Frankreich, enthalten. Zuerst werden sehr wahr und lehrreich die vermehrten Ursachen zum Unglauben und zur Religionsspötterey in dieser Kirche entwickelt. Schon mit der Wiederherstellung der Wissenschaften war aus dem Innersten der Römischen Kirche ein Geist des Widerspruchs und des Aufruhrs gegen das Christenthum (zunächst wohl wider das Papstthum) hervorgegangen. Das Lesen und Werthschätzen der alten Griechen und Römer, die vertrautere Bekanntschaft mit ihrer Philosophie, den Sitten und Thaten ihrer Zeit, den Gesetzen und Verfassungen ihrer Staaten, erregten Ekel an so vielen willkührlichen Lehrsätzen und geistlosen Gebräuchen ihrer Kirche, an der Nichtswürdigkeit ihrer Beherrscher und Diener, an so vielen unter heiligem Vorwande unverschämt

schämt getriebenen Betrügereyen und Gewaltthätigkeiten; und man verzweifelte an einer Verbesserung, die schon so oft mißlungen war. Wie gemein aber damals, hauptsächlich unter den Gelehrten Italiens, der Unglaube, und wie einheimisch er in diesem Lande eben so sehr war, als zu gleicher Zeit Meuchelmord und Giftmischerey: so ward er doch gezwungen, gleich diesen, behutsam zu fahren, sein Zürnen und Lachen zu verbeißen, und wenn er mit Schriften hervortrat, seine Gedanken in Räthseln zu verbergen, und dem Leser zu überlassen, daß er den Schlüssel dazu fände. Daher hüllten mehrere Schriftsteller ihre freyen Einfälle und Zweifel, ihren scharfen Tadel und beißenden Spott in die Form von Dichtungen und Gesprächen; oder vertheidigten das im Grunde Angegriffene so schlecht als möglich; oder unterwarfen wenigstens Alles dem Urtheil der Kirche. Dazu kam der Mangel an Religionskenntnissen auch bey den gebildetsten Menschen. Der gemäßigte Papismus der Franzosen war auf die Länge noch unhaltbarer, als der gestrenge; und die halbe Aufklärung, die verhaltene Denkfreyheit zeigte sich für die Dauer dieser Kirche noch gefährlicher, als die dickste Finsterniß und die niedrigste Knechtschaft des Geistes. Der katholischen Kirche überhaupt gereichten die beyden Eigenschaften, auf welche sie von Alters her ihren höchsten Ruhm und ihren Anspruch auf göttliche Herkunft und Würde baute, in den Augen denkender Menschen gerade zum größten Vorwurfe: Unfehlbarkeit, und die vermeinte vollkommenste innere Einigkeit, auch die geschloßenste gesellschaftliche Einheit. Den Hang zum Zweifeln, das Mißtrauen gegen die Gewißheit aller menschlichen Erkenntnisse, beförderte diese Kirche selbst auf mehr als eine Weise. Selbst die Streitverhandlungen der katholischen Theologen mit den protestantischen, vornehmlich in Frankreich, gaben der Zweifelsucht viele Nahrung. In dem gedachten Lande vermehrten sich überdieß mit jedem Zehend des vorigen Jahrhunderts die Anregungen zur Religionsspötterey. Man hatte hier so viele ärgerliche Auftritte des langen Kampfs über die Gnadenlehre, Ränke und Bubenstücke der einen Partey, Schwärmereyen und Wunderthaten der andern, theils in frischem Andenken, theils noch vor den Augen; Alles suchte sich nur zu belustigen; die Bischöfe kamen sich selbst, als Nachfolger der Apostel gedacht, lächerlich vor; der Priester und Mönch wurde geringer geachtet, als der Schauspieler,

 und

und der so allgemein gefallende Witz übte sich an kirchlichen Gegenständen, wie an jedem andern.

Etwas unerwartet erscheint nun (S. 19.) die Geschichte der Englischen Freydenker, vom Collins an; wegen der Wirksamkeit, sagt der Verf., die ihre Schriften auch in der katholischen Kirche gehabt haben. So wenig dieser Einfluß geläugnet werden kann: so zeigte er sich doch erst spät; und es wäre wohl zur allgemeinen Uebersicht der Geschichte des Unglaubens bequemer gewesen, wenn dieselbe nicht in die Geschichte der kathol. Kirche eingewebt; sondern besonders gestellt worden wäre. Sie hätte alsdann auch noch zusammenhängender und vollständiger erzählt werden können; nicht erst vom Collins, sondern bereits vom Cherbury anfangen können, den man im Vierten Theil dieser Geschichte (S. 388.) nachsuchen muß. Uebrigens ist freylich diese Geschichte auch hier sehr gründlich bearbeitet und mit den treffendsten Beurtheilungen begleitet worden. Von Collins also bis auf Hume (S. 131.) werden die Bestreitungen des Christenthums durch Naturalisten und Skeptiker, mit den wichtigsten Widerlegungen derselben angezeigt. Darauf folgt eine richtige Vergleichung der englischen und französischen Religionsfeinde, aus der wir nur wenig auszeichnen können. »Wenn die englischen, sagt »Hr. S., hierinne den Vorzug verdienten: so fiel der Ruhm »davon auf ihr Vaterland zurück. Daselbst war diese Art »von Schriftstellern eine Frucht der Freyheit, welche furcht»los, und selbst unter dem Schutze des Gesetzes hervortre»ten durften: in Frankreich konnten sie, unter Gewissens»druck und Preßzwange, nur verstohlnerweise, und wie »auf der Flucht, ihr Wesen treiben; trieben es dafür aber »desto erbitterter und hämischer. Dort war auch ihr Lese»kreis ungleich größer als hier; dort hatte man mit einer »zum Theil eigensinnigen und hochmüthigen Geistlichkeit zu »rechten; hier aber mit einer unfehlbaren und unverbesser»lichen Kirche, welche ihren Widersachern keine Gnade »gab und nicht mit sich handeln ließ. Der Engländer be»trachtete die Religion als eine Angelegenheit, über welche »der denkende und freye Mensch mit sich selbst einig wer»den müßte, und über welche, wiefern sie eine gesellschaft»liche Anstalt war, er auch, als Bürger des Staats, seine »Meinung sagen dürfte; der Franzose hingegen erkannte in

»ihr

»ihr Etwas über die Vernunft, das bereits längst abgeschlos-
»sen war, nur Glauben und Unterwerfung forderte, und
»wofür seine Regierung nicht minder als die Kirche, ihn
»aller Sorge überhob. Wenn jener eine Verbesserung des
»Religionswesens, nach seinen Begriffen hoffen durfte: so
»mußte dieser daran verzweifeln. Daher stritten die mei-
»sten Widersacher des Christenthums unter den Engländern
»ernstlich, im offenen Felde, und mit Gründen; die in
»Frankreich fast nicht anders, als hinterlistig, wie in
»eine Verschwörung verwickelt, mit absprechender Verach-
»tung, mit muthwilligem Witze und mit Galle. Jene
»hielten sich innerhalb der Schranken des Deismus; oder
»höchstens wollten sie von den Religionswahrheiten keine
»für erwiesen achten; unter diesen aber schweiften
»mehrere bis zur offensten Gottesläugnung aus; erklärten
»alle Religion für Aberglauben; arbeiteten wider sie, als
»wäre sie eine Pest der Menschheit, und nahmen es doch
»so leicht damit, als wäre es nur ein Scherz, sie zu vertil-
»gen. So hatte denn aber auch dieser zwiefache Aufstand
»von Schriftstellern wider das Christenthum auch die ver-
»schiedensten Erfolge. Unter den Engländern traten eben
»so viele, und noch weit mehrere, gelehrte und geschätzte
»Vertheidiger, als Anfechter derselben hervor. Ihre Bi-
»schöfe hielten sich nicht für zu vornehm, für diese Ange-
»legenheit in Schriften aufzutreten. Die französischen hin-
»gegen waren nicht einmal im Stande, solches zu thun;
»sie bedienten sich lieber Drohungen und Strafen; über-
»haupt aber gab es in ihrem Vaterlande wenig und nur
»mittelmäßige Apologeten des Christenthums.«

Nach diesen und andern Bemerkungen wird von S. 147 an, das Heer der französischen Naturalisten vorgeführt. Zuerst der leichte Vortrab ihrer Philosophen, an welche sich doch ein Frauenzimmer (Maria Huber) anschloß, deren Schrift mehr durchdacht, ernsthaftern Inhalts, und in einer bescheidnern Sprache abgefaßt war, als hundert andere: die bekannten Lettres sur la Religion essentielle à l'Homme. Sodann tritt der große, bewunderte, unbeschreiblich thätige und wirksame Anführer der Feinde des Christenthums, Voltaire, auf (S. 166.); mit dessen überaus umständlich vorgetragener Geschichte und Charakterisirung fast alle übrige, gleich oder ähnlich gesinnte Fran-

gesen: de la Mettrie, d'Argens, Toussaint, de Prades, die Encyklopädisten, d'Alembert, Diderot, Helvetius, Joh. Jac. Rousseau, Marmontel, Boulanger, Mirabaud, u. a. m. in Verbindung gebracht worden sind. Von ihm sagt der Verf.: »Er wollte gewiß seine Zeitgenossen nicht verderben; sondern vergnügen, belehren und bessern. Vielleicht war er sich aber dessen selbst bewußt, daß er zu allen Richtungen und Wendungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, von einer unruhigen und ungeduldigen Begierde angetrieben ward, Beyfall und Bewunderung; oder vielmehr, gebietende Gewalt über Meinungen, Sitten und Geschmack seiner Mitwelt zu erwerben, und daß dieselbe in ihm mit jeder Befriedigung eben sowohl, als mit jedem Aufhalte und Widerstande an Heftigkeit zunahm. Viele, die ihn zu kennen glaubten, setzten hinzu, daß diese Ruhmsucht sogar ursprünglich aus einer noch schmutzigern Quelle, der Habsucht, ihre stärkste Nahrung erhalte. Durch seinen unversiegbaren Witz, die einnehmendste Anmuth seines Vortrags, seine feinste und treffendste Spottkunst, so wie durch die Kühnheit seiner Absprechungen, bey dem Gewichte seines Namens, wurden viele seichte und falsche Begriffe verbreitet; aber eben so gewiß auch viele gesunde Lehren und heilsame Wahrheiten allgemeiner gemacht. Ohne eben tiefsinnig in die Geschichte einzudringen,« wir setzen hinzu: auch unter nicht wenigen Versündigungen wider die historische Wahrheit, »gab er mit seiner schlichten Vernunft und einfachen Darstellung, sowohl vielen wichtigen Erkenntnissen eine größere Verständlichkeit und Gemeinnützlichkeit, als auch den Denkern und Gelehrten zu gründlichern Prüfungen und schärfern Beweisen angenommener Meinungen vielfachen Anlaß. Die Lesung vieler von seinen Schriften, vergiftete viele junge und flatterhafte Gemüther, und stärkte andre schon verderbte im dreisten, leichtfertigen Vorwitze, in der Schlaffheit und Lockerheit sittlicher Grundsätze, im frechen Unglauben. Dagegen waren für Herz und Sitten unzähliger Menschen, wo nicht die meisten, doch gewiß die bekanntesten von seinen Werken, vorzüglich seine Trauerspiele, von kraftvoller Wirksamkeit. Es gab nicht leicht einen nachdrücklichern und rührendern, vielmehr keinen so leidenschaftlichen Prediger der Menschlichkeit, der Duldung, der

»Milde

»Milde und Großmuth. — Er brachte die Gräuel der »Schwärmerey und Heucheley, des Aberglaubens, Ge»wissenszwanges und Ketzerhasses, die Gleichgültigkeit und »Lächerlichkeit jener Lehrgezänke und Parteyhändel, wel»che in seinem Vaterlande über ein Jahrhundert hinaus so »viele Gewaltthaten und Verfolgungen verursachten, zum »hellesten Anschauen, und in fast allgemeine Verachtung;« u. s. w. Wir übergehen den unsäglichen Schaden, den er der Achtung gegen das Christenthum, welches er nicht hinlänglich kannte, oft mit Papstthum vermischte, und doch kühn verspottete, zugefügt hat. — Anstatt Akademie der Wissenschaften, in welche er nach S. 179 getreten seyn soll, muß es wohl Académie Françoise heißen. Auch Friedrichs II. Antheil an der Verbreitung der Freygeisterey, ist (S. 180 fg.) nicht vergessen worden. Zuletzt stehen die unwirksamen öffentlichen Anstalten, welche in Frankreich wider die Verbreitung des Unglaubens getroffen worden sind (S. 322 fg.) — Unter den Zusätzen zu den vorhergehenden Theilen, finden wir (S. 331 fg.) die aus zuverlässigen geschriebenen Nachrichten, wie es heißt, gezogene Merkwürdigkeit, daß der Kard. Quirini im Jahr 1753 ernstlich des Vorhabens gewesen, nach Berlin zu reisen, um Friedrich II. zu bekehren; die Sache sey auch im Rathe der Kardinäle für gut gehalten; aber von dem klugen Benedikt XIV. als chimärisch verworfen worden; auf dieser großen Reise habe er auch die Universität Wittenberg mitnehmen wollen; und so habe er gehofft, die ganze lutherische Kirche über den Haufen zu werfen. Vielen mag wohl der Einfall unglaublich vorkommen; Rec. aber nicht, indem er von Augenzeugen und aus andern glaubwürdigen Nachrichten weiß, welche alberne und lächerliche Begriffe von den deutschen Protestanten in Italien, selbst zu Rom, bis auf unsre Zeiten herrschen.

Tm.

Geschichte der englischen Parlamentsberedtsamkeit; von D. H. Hegewisch, Professor zu Kiel, u. s. w. Altona, bey Hammerich. 1804. 42 Bog. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Mit seiner gewohnten Gründlichkeit und ungekünstelten Darstellungsgabe verfolgt Hr. Prof. Hegewisch in diesem neuen Produkt seines stets thätigen historischen Forschungsgeistes von Periode zu Periode die allmähligen Fortschritte der Brittischen Staatsberedtsamkeit. Da wir, zumal in unserer Muttersprache, noch kein Werk dieser Art besassen; so ist dessen Bemühung doppelten Dankes werth. Aus den in dem Vorbericht angeführten voluminösen Quellensammlungen, und aus andern guten Hülfsmitteln entstand diese in sieben Kapitel abgetheilte Arbeit, woraus man erkennt, wie sich jene Beredtsamkeit nach und nach vervollkommnete, welche Männer sich in derselben hauptsächlich hervorthaten, deren Verdienste zugleich geschildert, und von deren Reden Proben vorgelegt werden. Unter die Epochenmacher dieser Art rechnet der Verf. den Puritaner Peter Wentworth unter der Königinn Elisabeth (S. 31 ff.), der erste, der im Parlament die Grundsätze von der Natur und Beschaffenheit der Englischen Verfassung vortrug, die in der Folge von der ganzen Nation angenommen wurden; ferner, König Jakob der Erste selbst; der unglückliche Graf Strafford (um jene Zeit fieng man erst an, die wichtigern Reden drucken zu lassen); König Karl der Erste; Cromwell, in dessen Reden abwechselnd der unverständliche Schwärmer und der sehr verständliche Despot sprach; Lord Shaftesbury (wo zugleich der Einfluß, der seit der Wiederherstellung der königlichen Würde durch Karl den zweyten veränderten Nationalsitten in die Parlamentsberedtsamkeit bemerklich gemacht wird); Robert Walpole und dessen Gegner Pulteney (damals, nämlich unter Georg dem 2ten, wurden zuerst die Parlamentsdebatten, so bald sie gehalten waren, in Zeitungen bekannt gemacht); Lord Hervey, Lord Chesterfield; Lord Hardwicke (vorher Philipp Yorke); Pitt der Vater oder Lord Chatham (der Englische Demosthenes, der alle seine Vorgänger übertraf). So weit nur geht diese Geschichte. Wir hoffen, oder wünschen wenigstens, der Verf. werde sich eben so über die noch interessantern neuern Schicksale der Englischen Parlamentsberedtsamkeit herauslassen.

Die sechs ersten Kapitel verbreiten sich über das bisher Erwähnte. Das siebente und letzte enthält einige allgemeine scharfsinnige Betrachtungen darüber; vorzüglich aber fol-

gen.

genden Ueberblick über das Ganze, welchen mitzutheilen wir uns nicht versagen können, weil wir ihn meisterhaft gefaßt finden, weil er gewissermaassen den Inhalt des ganzen Werks darstellt, und weil er zugleich eine Idee von dem darin herrschenden Styl darbietet. »Wir haben gesehn, wie »die Englische Parlamentsberedtsamkeit unter der Königinn »Elisabeth einen schwachen Anfang nahm. Wenig Versuche, »durch Beredtsamkeit zu überzeugen, oder auch nur Aufmerk»samkeit zu erregen, wurden gemacht. Alle Umstände sogar »waren dem Entstehen und Aufkommen der Beredtsamkeit »nachtheilig. Dem Parlament war nicht einmal vergönnt, »über grosse Angelegenheiten rathzuschlagen. Die Freyheit »zu reden war so wenig ein Vorrecht der Parlamentsglieder, »daß vielmehr Freymüthigkeit als ein Verbrechen bestraft »wurde. Die öffentliche Aufmerksamkeit war wenig auf die »Parlamentsverhandlungen gerichtet. Diese hindernden, ab»schreckenden Umstände machten günstigern, mehr aufmun»ternden Platz. Unter Karl I. vernichtete das Parlament »alle Schranken, die die Freyheit zu reden hemmten; es zog »die wichtigsten Fragen, die eine Nation interessiren können, »zu seiner Berathschlagung, zu seiner Entscheidung. Parla»mentsredner wurden die Orakel nicht nur der Parlamente, »sondern der ganzen Nation. Ihre Reden wurden gedruckt, »von der ganzen Nation gelesen, und hatten also eine dop»pelte Wirkung, einmal auf das Parlament, und dann auf »die Nation. Aber eine mächtige Ursache hatte einen schäd»lichen Einfluß, und gab der Beredtsamkeit einen widerlichen »Charakter. Religiöse Schwärmerey, ein finstres Ideal »von Frömmigkeit und Christenthum verbannte alles Schöne, »alles Angenehme aus den Reden, die gehalten wurden, »und setzte gehäufte biblische Phrasen und Formeln an ihre »Stelle. Wer nicht zu dieser frommen Klasse gehörte, »mußte wenigstens Alles, was ihr anstößig war, Alles, was »ihr weltlich oder sündlich hieß, vermeiden; mithin alle »Kunst, allen Schmuck. Die Reden also dieser Zeiten sind »entweder trocken und langweilig, oder durch ihre vermeinte »fromme Schwatzhaftigkeit eckelhaft. Nach der Wiederher»stellung der Königlichen Würde wollte das Parlament die »Klippe vermeiden, an der das Nationalglück und die wah»re Freyheit gescheitert waren; man scheute jede Art von »Enthusiasmus, man wollte keine Leidenschaft mehr erregen; »um immer besonnen zu bleiben, blieb man immer kalt.

»In

»In den ersten muntern Zeiten, die unter Karl den II. ein»traten, als die Nation schnell aus finstrer Religiosität zu »einem Frohsinn, der bey manchen in Leichtsinn ausartete, »übergieng, gab es wohl Redner, die durch Witz und »Scherz gefallen wollten. Aber der von Natur ernsthafte Cha»rakter der Nation behielt das Uebergewicht, und seit Wil»helm III. waren die Reden bloß simple Vorträge; die Red»ner trachteten nach keinen andern Vorzügen, als nach der »Deutlichkeit der Ideen, Stärke der Beweise, Zusammen»hang und Ordnung. Ueberzeugung des Verstandes war »ihr einziges Ziel; die Imagination angenehm zu unterhal»ten, oder Empfindungen zu erregen, war, im Ganzen ge»nommen, nie ihre Absicht. Einzelne Ausnahmen gab es »von Zeit zu Zeit; einzelne Männer fingen an, mehr Kunst »und Schmuck zu brauchen, bis endlich Pitt durch seine »neue Manier Erstaunen und Bewunderung erregte, und »mehr noch durch diese seine Manier, als durch seine Grün»de auf die Gemüther wirkte. Die ersten rednerischen Ver»suche unter Elisabeth gleichen den ersten Bewegungen eines »jungen Vogels, der seine kaum befiederten Flügel übt. »Pitt's Beredtsamkeit war der Flug des Adlers in seiner vol»len Stärke.«

Er.

Anekdoten zur Charakteristik der Vorzeit von Karl Eginhard. Erster Theil. Vom Adel. Ranneburg und Leipzig, bey Schumann. 1804.

Auch unter dem Titel:

Charakteristik des Adels der Vorzeit in Anekdoten. 17½ Bog. 8.

— — — Zweyter Theil. Von der Geistlichkeit. Ebendaselbst, 1804.

Auch unter dem Titel:

Charakteristik der Geistlichkeit voriger Jahrhunderte in Anekdoten. 18 Bogen. 8. Beyde Theile 1 Rh. 12 gr.

Unter

Unter der Firma Karl Eginhard versprachen wir uns etwas Genialisches oder Originelles. At, quantum distat hic fictitius ab illo vero Eginhardo! Statt diesen, der doch mit der Barbarey des Mittelalters zu kämpfen hatte, zu übertreffen, steht jener weit hinter ihm, hält gar keine Vergleichung mit ihm aus. Denn er ist nichts weiter als ein gedankenloser Stoppler, der aus alten und neuern, aus guten und schlechten Historikern und Chronisten charakteristische und nicht charakteristische Anekdoten der Geschichte des Mittelalters, zusammen gerafft hat. Auf den ersten 27 Seiten des ersten Theils findet man Bruchstücke aus des Merseburgischen Bischofs Dithmar Chronick, und zwar nach der deutschen Uebersetzung des verstorbenen Pfarrers Ursinus. Man glaube aber nicht, daß der Stoppler dieß eben so deutlich und genau anzeigt; sondern bloß Dithmar, Seite da oder da. Nach einer Vorrede, worin der Verf. etwa von der Absicht seines Machwerks, von seinem Verfahren bey demselben, von den gebrauchten Hülfsmitteln u.s.w. Rechenschaft gegeben hätte, sehen wir uns vergebens um. Gleich die erste Anekdote von dem Vorhaben der Grafen von Werla und Wallbeck, Kaiser Otto (den 1sten) zu ermorden, ist nicht einmal von Dithmar; obgleich dabey steht Dithmar S. 77 — 78. Denn wenn man nachschlägt: so findet sich, daß sie der Uebersetzer Ursinus in der Note aus Witichind's Annalen erzählt. Dieß mußte doch der Ungenannte so gut, wie der Recensent sehen; und doch nennt er Dithmar'n als Gewährsmann! Eine solche Nachlässigkeit gleich beym Eintritt erweckte in uns ein schlimmes Vorurtheil gegen die ganze Sammlung. Der Kompilator schreibt seine Bücher recht treu und genau ab. Dieß Lob kann man ihm nicht versagen. Wenn wir aber versichern, daß diese Genauigkeit ohne Sinn und Nachdenken geschieht; dann verschwindet dieses, ohnehin nicht hochanzuschlagende Lob. Denn es geht damit so weit, daß er mehr, als einmal, vergißt, wen oder was er abschreibt. Zum Beyspiel S. 6 heißt es: Gero ward gefangen genommen und meinem Vater in Verwahrung gegeben. Wessen Vater? fragt der Leser ganz natürlich. Dasselbe gilt in derselben Anekdote S. 7 von dem dort angeführten Datum; den 13ten August. Das Jahr hätte hinzugesetzt werden sollen. Doch, von der Chronologie scheint unser Sammler überhaupt kein Freund und Kenner zu seyn. Er vernach-

läs-

Schritten auf dem Wege dieser Untersuchungen zu dem Entschluß geleitet, die ganze Geschichte des sächsischen Prinzenraubes, wenn auch nicht vollständig, und im Zusammenhange, doch hinreichend und zweckmäßig zu bearbeiten; und diesen Vorsatz hat er auch auf eine sehr befriedigende Art ausgeführt. Der Fleiß und Scharfsinn des Verf. sind unverkennbar, und werden ihn, wenn er auf dem betretenen Wege fortgeht, zu einem ehrenvollen Platze unter den sächsischen Geschichtskritikern berechtigen; ob man schon wünschen dürfte, daß er bey manchen Untersuchungen weniger weitschweifig und mikrologisch seyn möchte, als er es z. B. bey Beantwortung der Frage: wie der Voigt zu Zwickau geheißen habe, an welchen Kunz von Kausungen abgeliefert werden mußte? gewesen ist.

Ob.

Historisches Magazin. Herausgegeben von C. W. F. Breyer, Professor der Philosophie zu Jena. *Erster Band.* Mit einem Bildnisse Geoffrey Chaucers. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1805. 452 Seit. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Die Absicht des Herausg. von diesem Magazin, durch dasselbe zur Beförderung des ernsten wissenschaftlichen Studiums der Geschichte Einiges beyzutragen, verdient nicht allein überhaupt Beyfall; sondern ist auch unsern jetzigen literarischen Bedürfnissen angemessen, da sich bey Vielen das eigentliche historische Studium in eine oberflächliche, aber desto unterhaltendere Behandlung der Geschichte, und in die so gerühmte Darstellungskunst nach eigenen Ideen, verwandelt hat. Recensionen sollen zwar nicht völlig aus dieser Sammlung ausgeschlossen seyn; aber den Hauptinhalt desselben werden theils historische Analekten, theils neue historische Abhandlungen, ausmachen.

Der gegenwärtige erste Band ist in drey Klassen getheilt. I. Philosophische Ansichten der Geschichte. Hier stehen folgende längst schon allgemein gelesene, und mit Vergnügen belehrende Abhandlungen, in denen zwar zum Theil nur scharfsinnige Speculationen vorkommen, die aber doch

doch immer werth waren, aus ihrer Zerstreuung gesammelt und aufbewahrt zu werden: 1) Die Erziehung des Menschengeschlechts von Leßing. 2) Kants Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 3) Ebendess. muthmaaßlicher Anfang der Menschengeschichte. 4) Ebendesselben erneuerte Frage: ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Beßern sey? 5) Joh. Wilh. Jannus, des gründlichen historischen Forschers zu Wittenberg: Antiquae et pervulgatae de quatuor Monarchiis sententiae contra recentiorum quorumdam obiectiones plenior et uberior assertio, 1728. wo nicht philosophisch, doch kritisch. Darauf folgen

II. Historische Analekten verschiedenen Inhalts, S. 231 fg. 1) Casimir Lysczynski, ein Beytrag zur Geschichte des idealistischen Atheismus, von D. Christoph Friedrich Ammon zu Göttingen, 1802. Schon als eine lehrreiche Untersuchung bekannt. 2) De iustitia Aragonum fragmentum, complectens succinctam huius magistratus historiam, ab anno 1348. usque ad a. 1479. auct. D. Car. Wilh. Frid. *Breyer*. Jenae, 1800. Dieser Gegenstand war zwar deutschen Gelehrten bisher nicht unbekannt; wie denn auch in den neuesten Zeiten J. D. Ritter (Alte Geschichte der Spanier, S. 481 in Guthrie's Allgemeiner Weltgeschichte, fünften Theils zweytem Bande) ihn berührt hat. Aber keiner ist in die Geschichte desselben in einer gewissen Periode tiefer eingedrungen, als unser Verfasser; wiewohl er auch noch seinen vollständigern Abriß derselben verspricht. 3) Ueber den Einfluß der Normannen auf die französische Sprache und Literatur, von Hrn. Prof. Heeren in Göttingen. Sie waren es, wie hier gezeigt wird, die fast eben so früh, als die Provenzalen, und unabhängig von diesen, die Volkssprache zu Volksgesängen gebrauchten; unter ihnen zeigt sich auch zuerst die romantische Dichtkunst; und ihnen gebührt der Ruhm, den ersten Schritt zu der Ausbildung der französischen Prose gethan zu haben. Lesenswürdig allerdings; doch möchten wir nicht mit Hrn. H. behaupten, daß die Normannen anfänglich ein bloßes Räubervolk gewesen wären. 4) Prolusio de veris auctae dominationis Pontificiae epochis, auct. D. *Theoph. Jac. Planck*, Theol. Gotting. Hr. P. nennt es einen zweyfachen Irrthum, der in der Bestimmung jener Epochen ge-

wöhnlich begangen werde: erstlich, daß man von den unächten Dekretalen zu viel herleitet, was doch aus andern Quellen geflossen ist; zweytens, daß man in Gregors VII. Regierung nicht wenig setzt, was doch in etwas frühere gehört. Wir können ihm aber in keiner von beyden Kritiken beytreten. Denn, was das erste betrifft: so behauptet wohl Niemand, der mit der ältern Kirchengeschichte bekannt ist, daß sich von jenen Dekretalen die neue Kirchenregierung allein herschreibe. (Wie doch Hr. Pl. versichert: communi opinione — unice deberi.) Man weiß ja, daß Entwurf, Grundlage und viele Hülfsmittel derselben, lange vorher schon da waren; allein, da Alles dieses durch die Dekretalen noch mehr erweitert, und erst recht feyerlich und gesetzmäßig befestigt würde: so nimmt von diesen mit Recht eine neue Hauptperiode der päbstlichen Monarchie ihren Anfang. Eben so ist es mit der völligen Reife derselben unter Gregor VII. beschaffen. Fand er gleich schon ungemein vielvorbereitet: so that er doch so wichtige und entscheidende Schritte, als keiner seiner Vorgänger, für die päpstliche Alleinherrschaft. Lego et relego, sagt der ehrliche Otto von Freysingen, (Chronic. VI, 35.) Romanorum Regum et Pontificum gesta, et nusquam invenio, aliquem eorum ante hunc Henricum a Rom. Pontifice excommunicatum vel regno privatum. Und welcher Papst vor ihm erklärte so wirksam alle Europäische Fürsten für Vasallen des h. Petrus? 5) Guillaume Tell, fable Danoise, und 6) Defense de Guill. Tell; eine berühmte historische Controvers. 7) Rede über die Aehnlichkeit der Verirrungen des menschlichen Verstandes in zwey verschiedenen Zeitaltern, von Hrn. Friedr. Ferdin. Drück, Prof. der Geschichte zu Stuttgard, 1786. Der Verf. zeigt scharfsichtig und beredt, daß sich in dem Zeitalter Diokletians, kurz vor und kurz nach demselben, beynahe bis zur kleinsten Aehnlichkeit hin, viele häßliche Züge genau beysammen finden, welche die letzten Zeiten des 18ten Jahrhunderts entehrten. Doch würden wir nicht mit dem Verf. S. 369 gesagt haben, der Kaiser Julian sey ein Heide geworden, weil er die Wunder des Christenthums nicht begreifen konnte; dazu hatte er ganz andere Veranlassungen und Ursachen.

III. Leben Geoffrey Chaucer's, des Vaters der englischen Dichtkunst, nach dem Englischen des William Godwin

Godwin in seinem Live of G. Chaucer, zweyte Ausgabe, London, 1804. Vier Theile, 8, frey bearbeitet von dem Herausgeber. Es ist nur erst der Anfang, der mehr vom Zustande der Religion, der Wissenschaften und Künste in England, sogar in Italien, um Chaucer's Zeit, als von ihm selbst, enthält; sich aber doch mit einigem Vergnügen lesen läßt.

Kr.

Leben Peters des Großen, von G. A. von Halem. Dritter Band. Münster und Leipzig, bey Waldeck. 1804. 18 Bog. gr. 8. und eine Stammtafel auf ½ Bogen.

Dieser Band endigt die Regierung und das Leben Peters; zwar nur für die wenigen Jahre vom Nystädter Frieden (1721) bis an seinen Tod (1725); aber auch diese sind, wie die vorhergehenden, thatenreiche Jahre. Nach einer Geschichte der ältern Schicksale des russischen Handels auf dem kaspischen Meere, kömmt der Verf. auf Peters Entwürfe, diesen bisher sehr gestörten Handel nicht nur auf immer zu sichern; sondern auch für sein Reich wichtig zu machen. Ehe er in dieser Absicht den persischen Krieg führte, gab er im Jahr 1722 das berühmte Gesetz, daß es dem Herrscher Rußlands frey stehen sollte, nicht nur denjenigen, welchen er wolle, zur Thronfolge zu rufen; sondern auch, wenn er den schon bestimmten für untüchtig achte, die Ernennung zu ändern. Der Erzbischof Theophanes gab zur Rechtfertigung desselben, ein besonderes Buch heraus. Um gleiche Zeit verbesserte auch der Kaiser die Einrichtung der Tribunäle, und führte eine Rangordnung von sechszehn Klassen an seinem Hofe ein, nach welcher bloß der Dienst den Rang geben sollte. Der persische Feldzug vom J. 1722 war siegreich; besonders durch die Eroberung von Derbent; kostete aber P. nach seinem Geständnisse, siebentausend Russen. Auch konnte er den großen Handlungsplan nicht ausführen, den er auf diese Eroberung gründete. Nach seiner Zurückkunft von diesem Feldzuge stellte er Untersuchungen gegen ungetreue Staatsbeamten an; der Vicekanzler Schafirow fiel gänzlich, und Menschikow wurde wenigstens

hart bestraft. Dem Herzoge von Holstein suchte er die Thronfolge in Schweden zu verschaffen. Sein letzter Seezug in die Ostsee, zwar nur zur Uebung; aber doch zugleich zum Beweise, wie hoch seine Seemacht aus Nichts empor gestiegen war. Denn es fanden sich ein und vierzig Kriegsschiffe im dienstbaren Stande, die mit 2106 Kanonen, und mit 14960 Matrosen besetzt waren. Er feyerte die Schöpfung seiner Flotte durch ein großes Fest. Doch die größte Unternehmung seiner letzten Tage war der Ladoga-Kanal. Er wollte seiner neuen Stadt eine sichere Zufuhr aus dem Innern des Reichs verschaffen, und sie so zur vornehmsten Stapelstadt des russischen Handels machen. Die meisten Waaren, welche fern her aus Persien, Astrakan und Kasan herbeygeführt wurden, Korn, Salz, Schiffbauholz, u. dgl. m., kamen auf dem großen Wolchow-Flusse, der sich etwan hundert Werste höher, als die Newa, mit dem Ladoga-See vereint. Die lange Fahrt über diesen See war sehr gefahrvoll; mehrere tausend Fahrzeuge waren schon durch die Wellen desselben verschlungen worden. Das schreckte die Handelsleute von der Zufuhr ab: und so fehlte es der Stadt bisweilen an Brodtkorne. Dagegen fand sich nur ein einziges Hülfsmittel: einen Kanal zu ziehen, der die Wolchow mit der Newa vereinigte. Aber dieser sollte vierzehn deutsche Meilen in die Länge gegraben werden! Schon im Jahr 1719 begann Peter das ungeheure Werk; allein erst nachdem der vortreffliche deutsche Graf Münnich gezeigt hatte, wie falsch der russische Oberaufseher seine Maaßregeln genommen habe, gieng dasselbe glücklich von Statten. Die letzte peinliche Verfolgung Peters gegen untreue Staatsdiener, fiel in harte und sogar grausame Bestrafungen aus; die aber nöthig zu seyn schienen. Krönung der Kaiserinn, um ihre Thronfolge desto mehr zu befestigen; aber auch Bestrafung ihres Günstlings Mons. Entwurf zum Ritterorden des heil. Alexander Newski. Eine sehr merkwürdige Verordnung, um die Aufnahme unter die Mönche zu erschweren; und eine andere zur Verbesserung des Mönchswesens. Peter beschleunigt endlich seinen Tod dadurch, daß er einige Unglückliche von der Gefahr zu ersaufen rettet.

Hierauf folgen S. 114: Züge zur weitern Karakteristik (Charakt.) Peters des Großen. Wir zeichnen

nur

nur einiges Hervorragendes aus. Wie dieser Fürst so vielerley Großes, unter so vielen Reisen, Nebenbeschäfftigungen und Ergötzlichkeiten habe ausführen können, macht Hr. v. H. durch die genaue und weise Eintheilung seiner Zeit begreiflich. Seinen Grundcharakter nennt er Wahrhaftigkeit, und offene Geradheit (S. 119). Doch kann man dabey erinnern, daß er sie bey den geheimen Vorbereitungen zum schwedischen Kriege keinesweges bewiesen hat. Auch hätten wir seinen spöttischen Seitenblick auf die sächsischen Kriegsvölker in Polen nicht zum Beyspiel angeführt; denn diese standen mehrere Jahre hindurch ganz anders gegen die Schweden als die Russen, und schlugen sogar ein schwedisches Kriegsheer unter Mardefelden gänzlich in die Flucht. Seine seltene Gerechtigkeitsliebe wird mit Recht gepriesen; er verlor sogar einst als Angeklagter einen Proceß, und küßte die Richter für ihr Urtheil auf die Stirne. Beklagenswerth war es freylich, daß er, durch gewisse Umstände gedrungen, den Anklägern zu viel Raum ließ, und die geheime Kanzley unter ihm ein Inquisitionsgericht wurde. Seine Religiosität war mit erheblichen Verbesserungen des russischen Aberglaubens verbunden. Unter den fremden Sprachen war die holländische seine Lieblingssprache; nach ihr die deutsche. Nie aber begriff er, woher es komme, daß die Deutschen in die französische Sprache so verliebt seyen. »Ist denn die deutsche Sprache so arm, fragte er, daß man »sich nicht zureichend in ihr ausdrücken kann?« (Was würde er sagen, wenn er jetzt so unzählige französirende Deutsche sehen und hören sollte?) Desto mehr schätzte er die lateinische Sprache; vor allen römischen Schriftstellern, die er in Uebersetzungen las, war ihm Juvenalis lieb. Beredt und eben so gerecht sind die Lobsprüche, die diesem Schöpfer einer neuen Nation und einer neuen Monarchie von dem Verf. beygelegt werden. Doch konnte noch bemerkt werden, daß er für die Aufklärung der niedern Klassen von Russen zu wenig gethan hat; oder vielleicht hat thun können.

In den häufigen Anmerkungen, welche von S. 363 an, also abgesondert von der eigentlichen Geschichterzählung, beygefügt werden, ist eine Menge angenehmer Erläuterungen und Zusätze zu derselben enthalten. Zuletzt steht ein vollständiges Register über das ganze Werk.

lichen Werths, ist in dieser knechtischen Demuth und kriechenden Unterwürfigkeit des Ritters gegen seine Dame, wahrzunehmen. Derselbe Ritter, der ihr, wie ihr Sklave gehorchte; mit unendlicher Geduld alle ihm aufgelegte Proben der Liebe bestand, u. s. w. erlaubte sich gegen sie, wenn sie seine Hausfrau war, die wildesten Ausbrüche der rohesten Leidenschaften, und zeigte sich tyrannisch und blutdürstig.« Wir zweifeln, daß alle diese Behauptungen durchgängigen Beyfall finden dürften.

Mit der 48sten Seite tritt Karl IV. auf, dem viele historische Gerechtigkeit widerfährt. Nach dem Urtheil des Hrn. Verf. hatte das deutsche Reich vielleicht noch nie einen so wohl unterrichteten, und für die Erfüllung seiner Bestimmung fähigen Regenten gehabt: am Geiste durch Gelehrsamkeit gebildet; einen feinen Staatsmann, einen Kenner der Menschen durch seine Reisen, geschmeidig und beredt in hohem Grade. (Daß aber durch diese Vorzüge sein Mangel an persönlicher Tapferkeit und Heldenruhm — wir setzen hinzu: auch an Entschlossenheit und Muth zu großen und edlen Unternehmungen in der Würde eines deutschen Kaisers — hinlänglich ersetzt worden sey, möchten wir mit dem Verf. nur sofern behaupten, als er seine eigenmächtigen Vergrößerungsplane sehr geschickt auszuführen wußte. Sehr wohl wird gezeigt, wie vielerley und wie wohlthätig er für sein Königreich Böhmen und sein Haus gewirkt hat; aber es wird auch überaus wahrscheinlich gemacht, (S. 57 fg.) daß er aus seiner vergrößerten, oder zu vergrößernden Erbländermaße ein Reich habe bilden wollen, das nicht nur neben dem deutschen Reiche bestehen; sondern dieses nach und nach verschlingen; oder sich doch völlig über dasselbe erheben sollte. Er suchte das deutsche Reich nach eben dem Verhältnisse zu verkleinern, und zu schwächen, als er Böhmen zu vergrößern und zu verstärken bemüht war. Lesenswerth ist auch, was S. 76 fg. über die Absicht und den Inhalt der Goldenen Bulle, welche mit jenem Entwurfe sichtbarlich harmonirten, bemerkt wird; worüber Hr. Boß sich in einer eignen Schrift noch ausführlicher erklärt hat. Er glaubt nun S. 94 desto zuversichtlicher von Karln schreiben zu können: »Das ganze deutsche Reich, die Theile desselben ausgenommen, welche er mit Böhmen verband, überließ er seinem Schicksale; oder schien es absichtlich einer völligen Anarchie

Preis

Preis zu geben, um das geschwächte und der Auflösung nahe Deutschland einst desto sicherer durch das so kräftig verstärkte und vergrößerte Böhmen völlig überwältigen und unterjochen zu können.« Doch gesteht er, daß, wenn gleich Karl diesen großen Entwurf gemacht hatte, ihn doch seine Politik dabey mehr als einmal verlassen habe; indem er theils die Schwäbischen Reichsstädte durch seine niedrigen Gelderpressungen, um die Wahlstimmen für seinen Sohn erkaufen zu können, zu dem berühmten Schwäbischen Bunde nöthigte; theils durch die Theilung seiner Böhmischen Monarchie für ihre Größe und Festigkeit schlecht sorgte. Uebrigens ist es unrichtig, wenn S. 104 unter die Länder, welche er mit Böhmen verbunden hat, auch das Vogtland und Thüringen gerechnet werden.

Wenzeslav, Karls Sohn und Nachfolger auf mehr als einem Throne, hatte zwar, wie der Verf. bemerkt, (S. 107) gute Einsicht, und anfänglich auch guten Willen; aber er war charakterlos und unthätig; daher er sich gleich in seiner ersten Urkunde über unerträgliche Arbeit beklagte. Dabey war er heftig, eigensinnig, und, wie alle leidenschaftliche und gutmüthige Menschen, schwach, und mit sich selbst ohne Unterlaß im Widerspruche. Der Zorn konnte ihn zu übereilten, selbst grausamen und barbarischen Handlungen verleiten; und die zwar schnelle, aber meistentheils zu spät kommende Reue, die durch jenen erregte Erbitterung nur in Verachtung verwandeln. Hieraus, und aus den Umständen und Verhältnissen, die ihn nahe und fern umgaben, sind fast alle die Fehltritte und Verirrungen herzuleiten, welche sich in seiner Geschichte drängen. Es würde, sagt Hr. V. an einem andern Orte, (S. 181 fg.) ein ziemlich guter König geworden seyn, wenn er ein gebildeter Mensch gewesen wäre, und wenn er mit bessern Menschen zu thun gehabt hätte. Weder Deutschland, noch Böhmen ist von ihm tyrannisirt worden; vielmehr sind beyde, unter ihm, in Anarchie versunken. In beyden Staaten wurde es um nichts besser unter seinem Nachfolger und Bruder Siegmund; wohl aber wurden beyde den Gräueln des verheerendsten innern Kriegs völlig Preis gegeben. Siegmund übertraf seinen Bruder an Thätigkeit; aber auch an Planlosigkeit, Inconsistenz und Schwäche. Er drohte, wo und wenn es ihm an Macht fehlte; und richtete nichts aus,

wenn und wo er Macht in Händen hatte. Selten oder nie war er zur rechten Zeit da, wo er seyn sollte; fast beständig in Verlegenheit. Unfähig, die wirksamsten Mittel, sich aus derselben zu ziehen, erfinden und ergreifen zu können, stürzte er sich dann selbst aus einer Unruhe in die andere; arbeitete unablässig, und sah sich nie am Ziele. Bey aller Entfremdung von den Gefühlen der Humanität und den Begriffen des Rechts und der Ehre, erlaubte er sich Alles, worin er Mittel für seine Zwecke zu sehen glaubte, und verübte Tyrannenhandlungen, die weit mehr, als die von seinem Bruder begangenen, empören; weil er sie nicht, wie dieser, in der Trunkenheit, oder in einer Art von Wahnsinn; sondern mit kaltem Blute und als Entschlüsse der Ueberlegung und Klugheit verübte. — Viel Wahres ist in diesem Bilde; doch dünkt es uns zu einseitig zu seyn, und die vortheilhaftern Züge, die zu demselben gehören, sind ganz übergangen.

In der Regierungsgeschichte Friedrichs III. wird zwar auf die neuere für seine Unthätigkeit versuchte Entschuldigung, daß ihn die Reichsstände im Stiche gelassen hätten, keine Rücksicht genommen; doch auch gestanden, daß er ein wohlwollendes Herz mit einem gesunden Verstande verbunden; seine gesammelten Schätze zur Einlösung über sechzig von seinen Vorfahren verpfändeter Herrschaften, zum Ankauf vieler Kostbarkeiten und Kunstsachen, auch Errichtung ansehnlicher Gebäude benutzt; daß er endlich das wichtige und seltene Regententalent besessen habe, in der Wahl seiner Minister und Räthe vorsichtig und glücklich gewesen zu seyn. (Das leztere Lob leidet jedoch eine starke Ausnahme durch die Wahl des schlauen Aeneas Sylvius, der zugleich in seinen und weit mehr in des Papstes Staatsdiensten stand, und daher den guten Friedrich gewaltig irre führte.)

Zu der übrigens wohl gerathenen Abschilderung von Maximilians Regierung und Charakter, hätte noch die von seinem berühmten Zeitgenossen Guicciardini hinterlassene benützt werden können. Zweymal (S. 318, 319) ist, currente calamo, aus dem Augustinermönche Luther ein Franziskaner gemacht worden. Auch konnte S. 326 zur Aufklärung des sonderbaren Entwurfs, den Maximilian bey einer gefährlichen Krankheit Julius II. gemacht hatte,

Papst

Papst zu werden, um eine Art von Kirchenreformation auszuführen, bemerkt werden, daß er bereits 300,000 Dukaten an seinen Gesandten zu Rom angewiesen hatte, um damit die Cardinäle für seine Wahl zu gewinnen.

Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhunderte gelebt haben; oder biographische und historische Nachrichten von berühmten Kaisern, Königen, Fürsten, großen Feldherren, Staatsmännern, Päpsten, u. s. w. Herausgegeben von F. C. G. Hirsching, vormaligem Doktor und Professor der Philosophie auf der Universität zu Erlangen, ꝛc. Sechster Band. Zweyte Abtheilung. Oertzen — Pogendarm. Leipzig, bey Schwikert. 1804. 382 S. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

Es wird auch bey dieser Forsetzung einer bekannten nützlichen Sammlung genug seyn, wenn wir einige merkwürdige Artikel auszeichnen.

Oeser, Adam Friedrich, Direktor und Professor der Zeichnungs-, Malerey- und Architectur-Akademie in Leipzig, geboren zu Preßburg in Ungarn im J. 1717, gestorben im J. 1799. Das Charakteristische dieses trefflichen Künstlers, als Maler betrachtet, hätte noch genauer entwickelt werden sollen.

Oest, Johann Heinrich, Kirchenrath und Ober-Inspektor und Pfarrer zu Runkel in der Westphälischen Grafschaft Wied, geboren zu Caßel im J. 1727. Bekannt als Vertheidiger des Materialismus; noch mehr durch die freye Akademie zur Vereinigung des Glaubens und Aufnahme der Religion, welche er errichten wollte; und womit er gleichwohl den Titel eines Professors der polemischen Theologie verband. Sein Todesjahr ist nicht angegeben.

Oetinger, Friedrich Christoph, der bekannte mystischschwärmerische Würtenbergische Prälat, geboren 1702, gestor-

storben 1782. Der Verf. glaubt, seine Theologia ex idea vitae deducta sey immer noch sein bestes Buch, wo man unter dem mystischen Staub noch manche Goldkörner und tiefe gute Gedanken finde. Wir zweifeln daran, und glauben, daß Ernesti (Neue theol. Bibliothek, Sechster Band, S. 617 fg.) richtiger davon geurtheilt habe.

Oetter, Samuel Wilhelm, Kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf, Fürstl. Brandenb. Anspach. und Baireuthischer Consist. Rath und Pfarrer zu Markt-Erlebach, geboren 1720, gestorben 1792. Es wird sehr wohl bemerkt, daß es ihm bey seinen vielen historischen Untersuchungen an Philologie, Philosophie und überhaupt an Geschmack gefehlt habe. Daher auch, unter manchem Nützlichen, so gewaltig viel Mikrologisches in seinen Schriften. Von seinem Auferweckten Interregnum hätte doch mehr als der Titel beygebracht, und wenigstens gesagt werden sollen, daß er es nicht auferweckt hat.

Offerhaus, Leonhard, ein gründlicher historischer Forscher. Sein Todesjahr fehlt; ist aber gegen das J. 1780 zu setzen.

Olavides, Paul, der berühmte, aber auch durch die Inquisition unglücklich gewordene spanische Patriot; ein guter, wenn gleich nicht vollständiger Artikel.

Oldenburg, G. F. von, Preuß. Generalmajor, gest. im J. 1758. Die Stelle S. 52, ist aus einer etwas einseitigen Ansicht geflossen.

Olearius, Gottfried, der berühmte Leipziger Theologe. Ruhnkens Urtheil: »mit Recht fange man an, ihn »von der Höhe des Ruhms, den er genossen, zu vertreiben,« konnte wegbleiben, sobald keine Gründe für dasselbe angeführt würden.

Oelnschlager, Joh. Dan. von, bekannt genug durch treffliche historische Werke. Da von zwey derselben etwas mehr als der Titel beygebracht wird: so hätte besonders auch von seiner Erläuterung der Güldenen Bulle gezeigt werden sollen, worinne sie sich zu ihrem Vortheil von Ludwigs Buche dieses Inhalts unterscheide.

d'Olivet, Joseph. Auch hier hätte das Vorzügliche, oder doch Eigenthümliche seiner Ausgabe der Werke des Cicero

Cicero entwickelt werden sollen. Pater Bourniem S. 73 wird wohl Tournemine heißen sollen.

Oliveyra, Franz Xaver von, ein durch seine Religionsveränderung berühmter Portugiese, gest. in England im J. 1783.

Omeis, Magnus Daniel, Prof. zu Altdorf, gest. im J. 1708 ein sehr fruchtbarer Schriftsteller.

Opitz, Heinrich, Lehrer der Theologie zu Kiel, dessen Andenken seine Ausgabe der hebräischen Bibel noch immer erhält.

Oporin, Joachim, Prof. der Theologie zu Göttingen, gest. im J. 1753 einer der ersten Gegner der philosophischen Predigermethode, die sein College Ribov in Schutz genommen hatte. Die Forsterischen Predigten S. 107 sind von Jac. Foster, dem berühmten Mennoniten. Auch hätten wir nicht S. 115 einer gewissen gelehrten Zeitung nachgeschrieben, daß Carpov Oporins Einwendungen gründlich beantwortet habe.

Orang Zeb, sonst gewöhnlich mit dem Namen Aurengzeb, der berühmte Kaiser der Mogolen, S. 120 — 152.

Orffyne, Jac., bekannt durch sein Perpetuum mobile.

Orsi, Jos. Augustin. Bey seiner Diss. qua ostenditur, catholicam Ecclesiam tribus prioribus seculis capitalium criminum reis pacem et absolutionem neutiquam denegasse, hätte angemerkt werden können, daß er seine Behauptung nicht erwiesen hat.

Orsini, Vinc. Maria, sollte unter dem Namen Benedikt XIII. den er als Papst führte, stehen. Aber gerade als Papst betrachtet, wird von ihm am wenigsten gesagt.

d'Orville, der berühmte holländische Humanist. Daß seine schätzbare Ausgabe des Chariton zu Leipzig nachgedruckt worden sey, scheint dem Verf. unbekannt gewesen zu seyn.

Os, Anton von der, Prediger zu Zwoll; S. 189 — 211, ausführlich von den Bewegungen, welche er in der hol-

perial bedienen zu können, welcher gleich nach Beendigung des zweyten Theils erschienen seyn wird.

Gelegentlich, in der Vorrede zum zweyten Theil, wird der Wunsch, der auch schon längst der unsrige war, geäußert, daß es doch dem Herausgeber des, übrigens klassischen Handbuches für den Preußischen Hof und Staat gefallen möchte, künftig auch die Vornamen der angeführten Personen mit beyzubringen, weil die Unterlassung bisher mancherley Verwirrungen verursachte.

Die während des Drucks vorgefallenen Veränderungen und eingelaufenen Berichtigungen sind am Ende eines jeden Theils nachgetragen, und besonders in Ansehung des ersten, zahlreich.

Was wir über einzelne Stellen bemerkt haben, halten wir zurück, da die von uns über den Jahrgang 1803 gerügten Fehler auch in dem jetzigen stehen geblieben sind. Der Redakteur wollte oder konnte vielleicht keine Notiz davon nehmen.

Er.

Europens monarchische und republikanische Staaten nach ihrer Größe, Macht und wechselseitigen Verhältnissen in statistisch-politischen Gemälden dargestellt von J. F. Ockhart, Kurpfälzischem Hofkammerrath. Erste Lieferung, 16 Bogen. Zweyte Lieferung, 19½ Bog. gr. Fol. Leipzig, bey Fleischer d. jüng. 1804. Beyde Lieferungen 5 Rℓ.

Bey den grossen Veränderungen, welche die meisten Staaten Europens in Ansehung ihres politischen Systems in den neuesten Zeiten erlitten haben; war es allerdings wünschenswerth, nicht nur die wichtigen Veränderungen, welche Europens heutige Staaten von ihrer Entstehung an bis auf unsere Zeit erfahren haben; sondern auch ihre jetzige politisch-statistische Gestalt in einem richtigen Gemälde leicht übersehen zu können. Eine solche Uebersicht gewähren dem Le-

diese

diese mit sichtbarem Fleiße und der möglichsten Genauigkeit entworfenen Tabellen, bey welchen der Verf. sich überdieß noch bemühet hat, die an sich trockenen statistischen Data durch Raisonnements anziehender zu machen. Jede Tabelle enthält zwar einen eigenen, oft sehr fruchtbaren Gegenstand; aber mehrere stehen doch wiederum unter sich in einer solchen Verbindung, daß dadurch die große Darstellung des Ganzen bewirkt wird. In Ansehung der statistischen Data hat der Verf. die neuesten und zuverläßigsten aufgestellt, und bisweilen auch die Abweichungen der berühmtesten Statistiker neben einander gestellt, um den Leser selbst den größern oder mindern Grad der Wahrscheinlichkeit derselben beurtheilen zu lassen; aber diese Tabellen haben auch noch das Vorzügliche, daß der Verf., wo er nur immer konnte, hie und da nach gewissen Perioden die ältern Data mit anführt, und so gleichsam die ersten Linien zu einer vergleichenden Statistik gezogen hat. Die Quellen hat der Verf. deswegen nicht immer angeführt, weil durch diese stufenweise Aufstellung ein statistisches Datum das andere gleichsam von selbst schon controllirt und die Aechtheit desselben ausser Zweifel setzt; überdieß ist zugleich auch so manche ungedruckte Nachricht dabey benutzt worden. Was der Verf. versprochen hat, das hat er auch vortrefflich geleistet. Ueber einzelne statistische Data und einige besondere Ansichten will Rec. nicht mit dem Verf. rechten; noch weniger mag er bey einem Buche, das der Verf. mit dem mühsamsten Fleiße und aller dazu erforderlichen Geschicklichkeit ausgearbeitet hat, über kleine Fehler kritteln. Von den 4 Abtheilungen, welche das ganze Werk enthalten soll, sind 2 geendigt. Die erste Lieferung enthält statistisch-politische Blicke über Europa und dessen Staatenverhältnisse überhaupt, und eine statistische Würdigung der 3 nordischen Reiche: Rußland, Schweden und Dänemark; die zweyte Lieferung verschafft zuerst in mehreren Tabellen eine Uebersicht des allgemeinen deutschen Staatenvereins, und dann würdigt der Verf. in einigen Tabellen die beyden großen deutschen Staaten: Oesterreich und Preussen.

Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhun-

derts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde. Für jede Klasse von Lesern von E. A. W. von Zimmermann. Dritter Jahrgang für das Jahr 1804 mit 10 Kupfern und 1 Karte. Leipzig, bey Fleischer d. J. 230 S. 12. 2 Rh. 6 gr.

In diesem Taschenbuche führt der Verf. seine Leser aus dem nordwestlichen Theil unserer Halbkugel von Europa nach Nordamerika. Interessant ist hier die lebhafte Schilderung der nördlichen Eisfelder, der Gefahren, welche dem Schiffer in jener Gegend drohen, und der monatelangen Winternächte; aber auch des ununterbrochenen Tages der Sommermonate in jenen Polargegenden. Von dieser allgemeinen Schilderung kommt der Verf. zur Beschreibung der Insel Island; auch hier malt er die Wunder der Natur und die prächtigen, aber auch schrecklichen Scenen, welche diese Insel dem Beschauer so reichlich zur Bewunderung darbietet, mit kräftigen, aber natürlichen Farben. Die wichtigsten Produkte der Natur, welche diese Insel liefert, beschreibt der Verf. eben so lehrreich, als er treffend die Lebensart, die Talente und den Charakter der Isländer darstellt. Von Island geht er zu Grönland über, und entwirft von Land und Volk ein richtiges und schönes Gemälde. Mit starken Farben schildert er das Elend der Esquimaux und die schreckliche Kälte ihres Landes. Von ihnen kommt der Verf. zu jener ungeheuren Landfläche, welche sich von den Polarländern bis gegen Canada hin erstreckt; hier redet er von den Entdeckungen, welche die Engländer schon seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts in diesen Gegenden gemacht haben, und beschreibt die vornehmsten Völker, die verschiedenen Thierarten und andere merkwürdige Produkte derselben. Dann folgt endlich die Schilderung des großen Landes Canada nach seiner physischen Beschaffenheit, und der Ureinwohner oder Indianer, und dann beschließt die interessante Darstellung mit scharfsinnigen Bemerkungen über die Originalbewohner des nördlichsten Amerika. Die nachfolgenden Beschreibungen der großen Fischereien der arktischen Erde, der Pelzereien der westlichen arktischen Erde, des Vogelfanges einiger nordwestlichen Länder und die Lebensbe-

schrei-

schreibung des Franz Drake, dessen Bildniß dem Buche vorgesetzt ist, stehen mit dem Hauptgemälde als besondere Parthien in genauer Verbindung.

Ei.

1. Wiener Taschenbuch auf 1805. Mit Kupfern. Wien, bey Degen. 1805. 10 Bogen 16. Nebst Tabellen zur Bemerkung der Einnahme und Ausgabe. 5 Rg. 6 gl.

Auch mit dem Titel:

Historisch-malerische Reise durch Syrien, Phönizien und Nieder-Aegypten.

2. Helvetischer Almanach. Für das Jahr 1805. Mit Kupfern. 9½ Bog. 24. 1 Rg. 20 gl.

Nr. 1 liefert zuerst eine wohlgerathene Beschreibung einer der reizendsten Umgebungen Wien's, des Leopolds-Kallen- und Cobenzl'sberges, welche durch die Fürsten Cobenzl, de Ligne und Gallizin noch viele Verschönerungen erhalten hat. — Warum aber konnte der Verfasser nicht die Vorzüge seiner Vaterstadt S. 1 rühmen, ohne verächtliche Seitenblicke auf die »langweiligen Ebenen und Sandsteppen« des nördlichen Deutschlandes zu werfen? Wozu dieser übelangewandte Patriotismus. — Und besteht denn ganz Norddeutschland aus Sandsteppen? — An das in so vielen Gegenden üppig fruchtbare Sachsen und die Marschländer Holsteins hat der Encomiast des südlichen Deutschlands wohl schwerlich gedacht. Höchst befremdlich war uns die Bemerkung S. 16: »daß kein Leipziger etwas schreiben »könne, ohne einen Autor, oder wohl gar einen Codex zu »zitiren.« Dieß ist eine eben so neue, als unwahre Behauptung. — Wollte doch Gott, daß der Geist der Gründlichkeit allen Leipziger Schriftstellern eigen wäre! — — Ganz im Geiste der Wiener ist es, daß nach S. 17 sie die treffliche Anlage des Prinzen de Ligne bey Kloster-Neuburg nicht eher ganz nach ihrem Geschmacke fanden, bis sich ein

Traiteur dort angesiedelt hatte. S. 22 wird eine Anekdote erzählt, welche dem um Wien wachsenden Weine eben nicht zur Ehre gereicht. — Maria Theresia setzte dem berühmten Mathematiker Boscowich, an ihrer Marschallstafel, von diesem Oesterreicher, der ihr Tischwein war, vor. Er gab aber die Caraffine dem Bedienten mit den Worten zurück: E aceto! — (Es ist Essig! —) Die Kaiserinn ließ ihm hierauf von dem sogenannten Prälatenwein von Kloster-Neuburg vorsetzen. Der Abbate kostete ihn, und sagte: E aceto, ma è ottimo aceto! (Es ist Essig, aber vom besten! —) Eine seltsame Liebhaberey eines Camaldulenser-mönchs in dem eben genannten Kloster wird S. 25 berichtet. — Dieser legte sich nämlich ein Kabinet von den Excrementen der Vögel an, welches er so sorgfältig studirte, daß er im Stande war, beym ersten Anblick eines solchen Abganges den Urheber desselben genau anzugeben. — Zu den Merkwürdigkeiten vom Kloster-Neuburg gehörte ein herkulisches Weinfaß, welches das berühmte Heidelberger noch an Umfang übertroffen haben soll. — Außerdem enthält dieses Taschenbuch Uebersichten der Volksmenge der europäischen Staaten, des Flächeninhalts und der Volksmenge von Oesterreich, einen Aufsatz über die politische Rechenkunst, eine Angabe der Einwohnerzahl von 224 Städten, eine Uebersicht des Personale der vornehmsten Civil- und Militair-Behörden, eine Nachricht von dem Postwesen in Wien, welche sehr vollständig und besonders für Reisende und Fremde lehrreich und brauchbar ist, ein Verzeichniß der Posten und Jahrmärkte u. s. w. Zu den Kupfern, welche der bekannten Voyage pittoresque nachgestochen, und so viel es der beschränkte Raum des kleinen Formats zuließ, gut gerathen sind, soll der Text im nächsten Jahrgange dieses Taschenbuches nachgeliefert werden; eine Einrichtung, die äusserst tadelnswerth ist, da sie eine Art von Zwang, sich das folgende Taschenbuch anschaffen zu müssen, zu bezwecken scheint.

Nr. 2. Die Leser unsrer Bibliothek kennen aus den Anzeigen der vorigen Jahrgänge die Einrichtung und die Vorzüge dieses sich durch innere Zweckmäßig- und äussere Zierlichkeit gleich sehr empfehlenden Almanach's. Der vorliegende, welcher die geographisch-statistische Darstellung der Cantone Uri und Unterwalden enthält, verdient dasselbe Lob.

Lob. Die sogenannten schweizerischen Literatur- und Kunst-Anzeigen sollten weniger panegyrisch abgefaßt seyn.

X.

Reise auf den Glockner von *J. A. Schultes*, M. D. *I. Theil* XXVI und 349 Seit. *II. Theil* 366 S. *III. Theil* 274 S. *IV. Theil* 276 S. Mit Kupfern und einer Karte. Wien, bey Degen. 1804. 8. 8 Rthl. 8 gr.

Der 2te und 3te Theil hat noch den abgesonderten Titel:

Reise durch Salzburg und Berchtesgaden.

Die wegen malerischer und erhabener Natur-Scenen, und in mineralogischer und botanischer Hinsicht schönen und merkwürdigen deutschen Alpengegenden von Steyermark, Kärnthen und Salzburg, haben, in neueren Zeiten besonders, die Aufmerksamkeit mehrerer Reisenden auf sich gezogen, denen wir verschiedene wissenschaftliche Werke der Botanik und Mineralogie über jene Länder verdanken. Da jedoch diese Gegenden dem Beobachter noch vielen Stoff mehr darbieten, der bis jetzt unbearbeitet geblieben ist: so verdient Hr. S. den Dank des deutschen Publikums für das gegenwärtige Unternehmen. Er stellte im Herbst 1802 eine Reise durch einen Theil der benannten Gegenden an, und benutzte dabey mehrere vorräthige Quellen. Eben so sehr aber beobachtete er mit eignen Augen und der dazu geeigneten Sachkenntniß, und liefert uns das gegenwärtige von manchen Seiten interessante, mit Freymüthigkeit, in einem guten Styl geschriebene, unterhaltende und belehrende Werk, dessen Inhalt wir in einer allgemeinen Uebersicht hier mittheilen wollen. Zu bedauern ist nur, daß der Verf. nach seinem eigenen oft wiederholten Geständniß mehrere sehr merkwürdige Gegenden, bloß aus der Kutsche sah, und durch die Eile der Reisegesellschaft an ihrer nähern Untersuchung gehindert ward. Da der Verf. Willens ist, seine angestellte Reise in mehreren gesonderten Beschreibungen zu publiciren, wohin die Wanderung von Wien bis Admont in Kärnthen gehört; so hebt der erste Theil des gegenwärtigen Werks erst mit

der Abreise von dem letzteren romantisch gelegenen Ort an. Zuerst ersteigt er die alte Felsenburg Strochа, die das weite Emesthal beherrscht, durchstreift das Städtchen Rottenmann, das, an sich selbst wenig bedeutend, im letzten Kriege viel gelitten hat, das wegen seiner großen Hammerwerke merkwürdige Dorf Trieben, und tritt von hier die Bergreise auf den Tauern, (so nennt man die hohen wegsamen Berge von Kärnthen und Salzburg) an. Hier, wie in der Folge dieser Nachrichten, wechseln mineralogische und botanische Beobachtungen mit Bemerkungen über Sitten, Eigenheiten, Industrie ꝛc. der Bergbewohner, und Zügen aus der alten Geschichte dieses Landes ab. Die Probstey Jayueg ist wegen eines von Oesterreichs Jussieu, dem Botaniker Cranz, angelegten Pflanzen-Gartens merkwürdig. In Dietersdorf ist ein treffliches mit einem Alaunwerk verbundenes Steinkohlenbergwerk angelegt. Daneben liegen die uralten steyermärkischen Burgruinen von Eppenstein und Lichtenstein u. s. f. Die Wirthshäuser sind hierherum äußerst armselig und schmutzig; allenthalben gebricht es an den alltäglichsten Bedürfnissen des Lebens. In jedem Dorfe Steyermarks findet man ein halbes Dutzend Fexen, Halbbrüder der savoischen Cretins; nur daß den ersten die rothe Iris fehlt, mit allen scheußlichen Eigenheiten des Körpers und des thierartigen Stumpfsinns dieser unglücklichen Menschenart, über deren sowohl physische als moralische Entstehungsursachen wie hier scharfsinnige Betrachtungen finden. — Die vielen ausgestorbenen Ruinen alter Schlösser auf den Höhen, und die schlechten Marktflecken in den Thälern dieser Gegenden, gewähren bloß historische Erinnerungen an die Vorzeit. Der Verf. hat diese Züge der ältern Geschichte ausgehoben, da die Gegenwart ihm nichts Merkwürdiges darbot. Bey seinem Eintritt in Kärnthen, theilt er zuerst ausführliche Nachrichten über die Eisenbergwerke und Eisenmanufakturen dieses Landes mit. Bey Zollfeld sah er den Königsstuhl, ein Denkmal der alten Selbstständigkeit des Landes. Er ist ein großer Stein im offnen Felde, auf welchem die Erzherzoge, als Herzoge des Landes, der Landschaft den Eid leisteten und ihre Huldigung empfingen. 1564 ward diese Ceremonie zuletzt gehalten. — In der Beschreibung der Hauptstadt Kärnthens, des schönen Klagenfurth, setzt der Verf. zuerst einigen verdienten Gelehrten und edlen Inländern ein Denkmal der öffentlichen Achtung, durch

Erwähnung ihrer Verdienste. Dahin gehör', den Freyherr von Wulfen, der Patriarch der Botanik in Oesterreich, — Professor Appeltauer, Dr. v. Vest der Physiker, und der Generalvikar v. Hohenwart, und mustert dann die bedeutendsten Merkwürdigkeiten der Stadt, wohin, vornehmlich, die Aussicht von dem Thurm der Stadtpfarre, der kunstreiche Fürstbischöfliche Pallast, das Naturhistorische Kabinet des Generalvikars v. Hohenwart, und die Ansicht des schönen Werdensees, gehören. — Hier tritt der Verf. seine eigentliche Reise auf den Glockner, durch den schönen Villacher Kreis, die Schweiz des innern Oesterreichs, aber auch die ärmste Strecke desselben, an. Es wohnen in diesem Kreis an 15000 Protestanten, beynahe der 9te Theil der Bevölkerung, unter schwerem Druck des jesuitisch gesinnten Consistoriums. So arm dieses Thal wegen seines undankbaren Bodens ist, so reich ist es an Bleybergwerken, die der Verf. — so, wie manches andre Merkwürdige seiner Reise — nicht selbst sah; sondern die ausführlichen Nachrichten anderer Schriftsteller darüber mittheilt. Hier betrat der Verf. die Brandspuren des letzten französischen Krieges, in dem von den Franzosen einer elenden Ursache wegen, eingeäscherten schönen Flecken Spital. Auf der Felsenkuppe des Danielsberges, erhebt sich der jetzt in eine Kapelle umgewandelte Tempel des Herkules, eines der ältesten römischen Denkmale Kärnthens. Mehr als wahrscheinlich ist die hier angeführte Inschrift neuern Ursprungs. Die Gegend umher ist schauerlich, wild und erhaben, so wie alle Umgebungen des Möllthales. Bey Döllach, wo ehmals Goldbergwerke blüheten, wird jetzt bloß Galmey bereitet, und daraus jährlich 15 bis 1600 Zentner Zink fabricirt. Das herrliche romantische Thal von Heiligenblut breitet sich am Fuß des Glockners aus, reich an schönen und erhabenen, lachenden und ernsten Naturscenen aller Art. Reichhaltig sind hier des Verfs. botanische und mineralogische Beobachtungen über den Fuß und die Seiten der höchst merkwürdigen Alpe des Glockners. Sie leiden aber keinen Auszug. Eben so interessant sind die Beobachtungen über die Localitäten dieses Berges, über seine Anwohner, die Bewirthschaftung der Aelpler ihrer jähen Felder und gefährlichen Felsengründe, ihre Leiden im Winter, ihre Gefahren beym Austhauen im Frühling; ferner die mit treffenden und lebendigen Farben geschilderten Ansichten der Schneeberge,

der Abreise von dem letztern romantisch gelegenen Ort an. Zuerst ersteigt er die alte Felsenburg Strochna, die das weite Emesthal beherrscht, durchstreift das Städtchen Rottenmann, das, an sich selbst wenig bedeutend, im letzten Kriege viel gelitten hat, das wegen seiner großen Hammerwerke merkwürdige Dorf Trieben, und tritt von hier die Bergreise auf den Tauern, (so nennt man die hohen wegsamen Berge von Kärnthen und Salzburg) an. Hier, wie in der Folge dieser Nachrichten, wechseln mineralogische und botanische Beobachtungen mit Bemerkungen über Sitten, Eigenheiten, Industrie rc. der Bergbewohner, und Zügen aus der alten Geschichte dieses Landes ab. Die Probstey Zayneg ist wegen eines von Oesterreichs Jussieu, dem Botaniker Cranz, angelegten Pflanzen-Gartens merkwürdig. In Dietersdorf ist ein treffliches mit einem Alaunwerk verbundenes Steinkohlenbergwerk angelegt. Daneben liegen die uralten steyermärkischen Burgruinen von Eppenstein und Lichtenstein u. s. f. Die Wirthshäuser sind hierherum äußerst armselig und schmutzig; allenthalben gebricht es an den alltäglichsten Bedürfnissen des Lebens. In jedem Dorfe Steyermarks findet man ein halbes Dutzend Fexen, Halbbrüder der savoischen Cretins; nur daß den ersten die rothe Iris fehlt, mit allen scheußlichen Eigenheiten des Körpers und des thierartigen Stumpfsinns dieser unglücklichen Menschenart, über deren sowohl physische als moralische Entstehungsursachen wie hier scharfsinnige Betrachtungen finden. — Die vielen ausgestorbenen Ruinen alter Schlösser auf den Höhen, und die schlechten Marktflecken in den Thälern dieser Gegenden, gewähren bloß historische Erinnerungen an die Vorzeit. Der Verf. hat diese Züge der ältern Geschichte ausgehoben, da die Gegenwart ihm nichts Merkwürdiges darbot. Bey seinem Eintritt in Kärnthen, theilt er zuerst ausführliche Nachrichten über die Eisenbergwerke und Eisenmanufakturen dieses Landes mit. Bey Zollfeld sah er den Königsstuhl, ein Denkmal der alten Selbstständigkeit des Landes. Es ist ein großer Stein im offnen Felde, auf welchem die Erzherzoge, als Herzoge des Landes, der Landschaft den Eid leisteten und ihre Huldigung empfingen. 1564 ward diese Ceremonie zuletzt gehalten. — In der Beschreibung der Hauptstadt Kärnthens, des schönen Klagenfurth, setzt der Verf. zuerst einigen verdienten Gelehrten und edlen Inländern ein Denkmal der öffentlichen Achtung, durch

Er-

Erwähnung ihrer Verdienste. Dahin gehör', den Freyherr von Wulfen, der Patriarch der Botanik in Oesterreich, — Professor Appeltauer, Dr. v. Vest der Physiker, und der Generalvikar v. Hohenwart, und mustert dann die bedeutendsten Merkwürdigkeiten der Stadt, wohin, vornehmlich, die Aussicht von dem Thurm der Stadtpfarre, der kunstreiche Fürstbischöfliche Pallast, das Naturhistorische Kabinet des Generalvikars v. Hohenwart, und die Ansicht des schönen Werdensees, gehören. — Hier tritt der Verf. seine eigentliche Reise auf den Glockner, durch den schönen Villacher Kreis, die Schweiz des innern Oesterreichs, aber auch die ärmste Strecke desselben, an. Es wohnen in diesem Kreis an 15000 Protestanten, beynahe der 9te Theil der Bevölkerung, unter schwerem Druck des jesuitisch gesinnten Consistoriums. So arm dieses Thal wegen seines undankbaren Bodens ist, so reich ist es an Bleybergwerken, die der Verf. — so, wie manches andre Merkwürdige seiner Reise — nicht selbst sah; sondern die ausführlichen Nachrichten anderer Schriftsteller darüber mittheilt. Hier betrat der Verf. die Brandspuren des letzten französischen Krieges, in dem von den Franzosen einer elenden Ursache wegen, eingeäscherten schönen Flecken Spital. Auf der Felsenkuppe des Danielsberges, erhebt sich der jetzt in eine Kapelle umgewandelte Tempel des Herkules, eines der ältesten römischen Denkmale Kärnthens. Mehr als wahrscheinlich ist die hier angeführte Inschrift neuern Ursprungs. Die Gegend umher ist schauerlich, wild und erhaben, so wie alle Umgebungen des Möllthales. Bey Döllach, wo ehmals Goldbergwerke blüheten, wird jetzt bloß Galmey bereitet, und daraus jährlich 15 bis 1600 Zentner Zink fabricirt. Das herrliche romantische Thal von Heiligenblut breitet sich am Fuß des Glockners aus, reich an schönen und erhabenen, lachenden und ernsten Natursceenen aller Art. Reichhaltig sind hier des Verfs. botanische und mineralogische Beobachtungen über den Fuß und die Seiten der höchst merkwürdigen Alpe des Glockners. Sie leiden aber keinen Auszug. Eben so interessant sind die Beobachtungen über die Localitäten dieses Berges, über seine Anwohner, die Bewirthschaftung der Aelpler ihrer jähen Felder und gefährlichen Felsengründe, ihre Leiden im Winter, ihre Gefahren beym Aufthauen im Frühling; ferner die mit treffenden und lebendigen Farben geschilderten Ansichten der Schneeberge,

und Gletscher, bey welchen letztern sich, wie in der Schweiz, der Beweis ihres jährlichen Wachsthums augenscheinlich führen läßt. — Die Beschreibung des eigentlichen mit vielen Gefahren und Schwierigkeiten verknüpften, aber wegen der allenthalben grossen und erhabenen Naturscenen, und der vielen merkwürdigen Gegenstände zur Beobachtung, sich reichlich belohnenden Ersteigens des Glockner, von Heiligenblut an, ist ein Meisterstück glücklicher Darstellung; aber wir müssen die Leser hier auf das Buch selbst verweisen — wo diese Beschreibung mit des Generalvikars Hrn. v. Hohenwarts Nachrichten verbunden, mit beygemischten und angehängten meteorologischen, gäologischen, trigonometrischen, mineralogischen, botanischen, physiologischen und andern interessanten Bemerkungen und Nachrichten, den ganzen zweyten Band füllt. Hier zur Probe des Styls unsers Verfs. und seiner glücklichen Darstellungsgabe, die Beschreibung eines Donnerwetters auf dem Glockner. »Gewitter auf Alpen gehören zu jenen Feyerlichkeiten des Lebens, die »Sterblichen nur selten zu Theil werden. Wir waren zwar »hier, obschon bereits 1400 Klafter über der Meeresfläche, »auf keiner freyen Alpenhöhe; wir sahen hier nicht die Wol»ken unter unsern Füßen blitzen; wir standen aber selbst in »den Wolken, die schwer über die Alpengipfel herüberrollten, »und Schnee und Eis in ihren Nebel hüllten. Verschwun»den war der Glockner; zerronnen in Nebelwolken seine »eisigen Zinnen; nur der Donner hallte an ihren nahen »Wänden in hundertfachem Echo wieder, und Blitze durch»flammten die Wasserschichten, in welchen der Himmel über »uns herabzustürzen drohete. — Es währte nicht lange »dieses furchtbare Schauspiel; ein Windstoß vom Glockner »her trieb das Gewitter hinaus aus dem Salmsthal. Noch »lagen die Leiterberge unten gehüllt in die Nacht des Ge»witters, als der Glockner wieder dastand in aetherischer »Reinheit; blendend weiß vom neugefallnen Schnee erhob er »sich über den meergrünen Gletscher, an dem wir standen. »Der Sonne Abendglanz umsäumte seine westliche Schul»ter; ein leichtes lüftiges Blau beschattete ihn im Norden, »und zog sich herab an seine Furchen; gaukelnde Wolken »umschwammen ihn und verschwanden an seiner Spitze. »Grell stach der graugrüne Schiefer in einzelnen Felsen»parthien hervor aus dem Silber des Schnees, und über »den beryllnen Gletscher thürmten die braunrothen Stadt»wände

»wände sich im Vordergrunde empor. In der reinen »Klarheit der Alpenluft nach einem gesunden Gewitter »vermochte das Auge nicht die Pracht dieses magischen »Colorits lange zu ertragen; es sehnte sich nach Ruhe; es »wandte sich unwillkührlich hin über das fahle Alpengrün, »auf die nahen Nebel, die den Karlkamp und den Manlois»den noch umhüllten. Jetzt bildete ein Regenbogen sich »auf dem schwarzgrauen Grunde der Wolken, die die Leiter»berge deckten; die vierfachen Schenkel des Doppelbogens, »ruheten auf der doppelten Reihe beschneyter Alpen. In »siebenfachem Feuer ovalisirten ihre eisigen Gipfel; die »Goldzeche und der Leiterberg schienen Riesenopale vom »brennendsten Farbenspiele — und feyerlich lag unter ih»nen das Braun, und Grau, und Fahl des tiefern Thals »in des ziehenden Gewitters Abendstille, die nur das Rol»len des fernen Donners weckte.« — Wer, wie Rec., solche und ähnliche hier dargestellte Wunderscenen, auf den Schweizer-Alpen gesehen hat, der kann dem Verf. nachempfinden, und beurtheilen, wie wahr er sie geschildert hat. Hier folget dann noch das Tagebuch des Hrn. Generalvicars von Hohenwart von zwey Reisen auf den Glockner, im J. 1800 und 1802, gleichfalls schätzbare Beyträge zur Geschichte des Glockners, in Ansehung der naturhistorischen und der physischen Bemerkungen. Die Geschichte des Glockners ist neu; er ward im J. 1799 von Hrn. Prof. Vierthaler in Salzburg zum erstenmal erstiegen, und Hr. v. H. trat ein Jahr darauf die zweyte Reise dahin an, bey welcher Veranlassung die Anordnungen des edlen Fürsten Salm, Bischofs von Gurk, der zur Bequemlichkeit der Glockner-Reisenden verschiedene Gebäude unter der Kuppe desselben zu errichten befahl, vollzogen wurden. — In dem nun folgenden Abschnitt über die Lage, Höhe u. s. w. des Glockner, bemerkt der Verf. die große Mangelhaftigkeit aller Karten von Kärnthen, besonders der Homannschen. Die beste Karte von Tyrol ist von einem Bauer Peter Anich verfertigt. Die Hauptbestandtheile des Glockners sind Gneis, oder ein Thonschiefer älterer Entstehung, mit eingebettetem Quarz und Feldspath, auch Kalkspath. — Von Heiligenblut stieg Hr. S. den Glockner an der Salzburger Seite wieder hinab, und berichtet im 3ten und 4ten Theil des Werks über die weitere Reise durch dieses schöne Land. Der erste Ort war hier Gastein in einem romantischen Thal;

übrigens aber, trotz seiner heilsamen Badequellen, von allen nothwendigsten Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens entblößt. Der Verf. hofft, so wie für das Land überhaupt, auch für diesen Badeort, über dessen Quellen er seine Beobachtungen mittheilt, wichtige Verbesserungen von der jetzigen neuen Chur-fürstlichen Regierung. Eine Stunde von da liegen die Goldbergwerke von Böckstein, deren reiner Ertrag jährlich 8 — 12000 fl im Durchschnitt ist. Durch die Enge von Clamm, einem der wildesten Gebirgspässe, erreicht man das Salzathal, wo, ausser einigen trefflich angeordneten Hüttenwerken, die berühmte Felsenhöle Scheickofen ist. Weiterhin der enge Felsenpaß Lueg mit den von der Salza minirten Höhlen die Oefen genannt. Alles umher ist schauerlich wilde Natur. Nach den hier angegebenen Zügen, gleicht dieses Thal dem Münsterthal im Conton Basel vollkommen, mit seinen Felsenschluchten, Wasserfällen, reissenden Waldströmen u. s. w. Sehr richtig ist bey der Beschreibung des schönen Wasserfalls des Schwarzabachs die Bemerkung über die nicht zu überwindenden Schwierigkeiten des Künstlers bey der Darstellung von Wasserfällen, an welche man sich nie wagen sollte, da ja nur ein Moment dargestellt werden kann, und das Wesen einer solchen Naturscene rastloses Leben und fortwährende Bewegung ist.

Von hier ab schiffte der Verf. sich auf der Salza ein, und landete in Salzburg, mit der Bemerkung, daß er es nicht wage, die über alle Stromufer Deutschlandes an Schönheit erhabenen Ufer dieses Stroms zu beschreiben, und dem Pinsel sie darzustellen vermöge. Hier finden wir zuförderst instructive und ausführliche Nachrichten von den merkwürdigen Salzwerken zu Hallein und dem Salzbruch am Dürrenberge. Die eigentlichen Siederreyen sind in einem schlechten Zustande, den man bisher aus Eigensinn nicht hat verbessern, und nach den vollkommeneren Mustern der Tyroler Salzpfannen umwandeln wollen.

Der 4te Theil ist größtentheils den Nachrichten von dem in mancher Hinsicht merkwürdigen, aber ärmlichen Berg-Ländchen Berchtesgaden, gewidmet. Es war vor dem eine gefürstete Probstey; bekanntlich hat der Erzherzog von Toskana es jetzt zu seinem Entschädigungsantheil erhalten. Sein Flächen-Inhalt beträgt nur 11 Quadratmeilen, und die

Be-

Bevölkerung 9000 Seelen. Unter mehreren interessanten Bemerkungen über den physischen Zustand des Landes und seiner Bewohner, so wie über dessen vormalige und jetzige politische Lage, finden wir den rühmlichen Zug des letzten geistlichen Fürsten Joseph Conrad, der während des französischen Kriegs, der einzige seines Beyspiels! — sein Land nicht verlassen, sondern das Schicksal desselben theilen wollte, wodurch der Feind denn auch bewogen ward, dieses Ländchen mit der äußersten Schonung zu behandeln. Das Faulsitzen ist bey der Mehrzahl der Einwohner zu Hause; die Erziehung ist in dem elendesten Zustande, die Moralität tief gesunken, die Religion Mönchsthum. In den Nachrichten von der Industrie von Berchtesgaden, welche fast einzig die Fabrikation kleiner Holzwaaren und Kinderspielzeug zum Gegenstand hat, ist der mitgetheilte Preis-Courant dieser Waaren, wegen der unerhörten Wohlfeilheit der einzelnen Artikel, merkwürdig; z. B. 20 Dutzend kleine Pferdchen, Thiere und Vögel mit Pfeifen, 1 fl. — 5 Dutzend Reiter, Hirsche, 1 fl. — 20 Dutzend Nadelbüchsen 1 fl. — 4 Dutz. schwarze Dosen mit Schlangen, oder Spiegel ꝛc. 1 fl. — 60 St. Blasuhren, Rätschen, Posthörner, oder Vögel mit Blasbälgen 1 fl. — 60 Stück beckende Vögel in Schachteln 1 fl. — 16 Stück Schachteln mit Rüstwagen ꝛc. 1 fl. Keiner dieser mehrere hundert Artikel übersteigt den Preis eines Guldens in Parthien. Man thut dort sehr geheim mit solchen Listen, die keiner erhält, als wer zu der Innung der Holzwaarenhändler gehört. Die Salinen sind seit ihrer Entdeckung im Anfang des 12ten Jahrhunderts ein Zankapfel zwischen Salzburg, Berchtesgaden und Bayern. Ihre Geschichte wird hier umständlich erzählt. Sie sind sehr ergiebig. Einige Stollen ziehn sich nur zwey Klaftern tief unter dem reissenden Bergstrom, Ache hin, und das Salzgestein wird vermittelst Pulverexplosionen abgesprengt, deren schauerliche Wirkung der Verf. beschreibt. Auch hier wird der Salzbau schlecht betrieben. Die malerischste Ansicht auf der kurzen Wanderung durch dieses Duodezländchen — welches nach Hübners scherzhaftem Ausdruck fast eben so hoch als lang ist — gewährt die des zwischen schroffen senkrechten Felsenklippen eingeklammerten Bartholomäus- oder Königs-Sees, an und auf welchem der General Moreau oft jagte. Er ist höchstens $\frac{3}{4}$ Stunden, an manchen Stellen nur $\frac{1}{4}$ Stunde breit. »Ueberall« sagt der Verf. »wo

»man

»man in dem Boot hintreibt, am Ufer wie auf der Mitte »des Sees, scheint es über eine unterirdische Welt hinzufah»ren, deren Trümmern aus der Tiefe empor ragen. Man »vergißt, daß es Bilder der Oberwelt sind, so sonderbar ist »Alles durcheinander geworfen, Wände auf Wände und Fel»sen über Felsen. Was oben im Aether verschwindet, versinkt »hier in der Nacht der Tiefe. Und wem erst das Glück zu Theil »wird, — daß ein Fels sich losreißt von der Wand, und in »den See hinabstürzt!« Die beyden im 3ten und 4ten Theil als Frontispicen gelieferten heitern von Gerstner sehr zart und rein gestochnen Ansichten dieses Sees, entsprechen jenem finstern Bilde nicht ganz. Aehnliche pittoreske Ansichten liefern die Gletscher der Eiskapelle, die Höhe des Watzmannes und andere Felsenkuppen mit ihren Schluchten, Grotten, Wasserfällen u. s. w. ferner der Obersee der nur durch eine Landenge von dem erstern getrennt wird, die durch eingestürzte Felsen entstand. Wenigstens genialisch, ist der Vorschlag am Schluß dieses Abschnitts bey Gelegenheit des renovirten Hochgerichts von Salzburg, Hinrichtungen von Missethätern durch die Electricität zu verrichten, nämlich vermittelst 30 geladner Leidnerflaschen, welches der Verf. eine sichere (?) humanere und auf die Zuschauer schrecklicher wirkende, (?) Todesstrafe, als die gewöhnliche, nennt. —. Der letzte Abschnitt handelt von der Stadt Salzburg und seinen über Alles schönen und reizenden nächsten Umgebungen. Der Verf. macht einige richtige, obgleich nicht neue Bemerkungen über die Ursachen der Entvölkerung dieses Landes, das seit 30 Jahren, der Regierung des letzten Fürsten Bischofs 30000 Menschen weniger als vorher zählt. Uebrigens verdient dieser Fürst das ihm hier in Ansehung mehrerer Verbesserungen des Landes, ertheilte Lob. — Gelehrte — Einöde der Stadt u. s. w. Treffliche Gegenden um Salzburg.

Nicht ohne mannichfaches Interesse, ist Rec. dem Verf. durch die vier Bände seiner Reisebeschreibung gefolgt; indeß kann er nicht umhin zu bemerken, daß sie in allem Betracht, bey der Kürze des durchlaufenen Weges der Reise, viel zu gedehnt gerathen ist. Der Verf. scheint sich zu sehr in der ihm nicht abzustreitenden Darstellungsgabe und dem blühenden Styl des Vortrages zu gefallen, und geräth daher zu oft in lang ausgesponnene eigentliche Gegendbeschreibungen

und

und Schilderungen von Aussichten. Man kann berechnen, daß diese, wo nicht mehr, doch gewiß die Hälfte der vier Wände anfüllen. Ein verständiger Reisender, wofür wir H. S. zu halten geneigt sind, sollte nicht in einen solchen Fehler unsrer Alltagswanderer verfallen seyn; sondern eigentliche Gegendbeschreibungen sparsam und nur mit einigen kräftigen Pinselstrichen vorgetragen, und bedacht haben, daß solche zu oft vorkommende ausführliche Schilderungen, mit so vielem Aufwand von Einbildungskraft und künstlichen Wendungen sie auch entworfen seyn mögen, den, der die Gegenden selbst sah, nur höchst selten befriedigen, und jeden andern Leser kalt lassen und langweilen. Wir wünschen, daß Hr. S. diese wohlgemeinte Erinnerung in den versprochnen Beschreibungen seiner weitern Reise durch jene Gegenden, die wir übrigens mit Vergnügen erwarten, beherzigen möge.

Rp.

Auch ich war in Paris. *Drittes Bändchen.* Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung. 1804. 180 Seit. 8. 16 ℔.

Am Schlusse des Werkchens giebt es: Ende des dritten und letzten Theils zu lesen. Auf so wenige Hefte hatte Hr. Hegner es offenbar nicht angelegt: Ihn sein Tagebuch früher also verschließen zu sehen, muß entweder frostige Aufnahme beym Publikum — ein neuer Beleg sodann zum Habent sua fata libelli — oder Mißverständnisse zum Grunde haben, wodurch die Fortsetzung seiner Expectorationen ihm verleidet wurde. Wirklich scheint es aus dem Tone der letzten Blätter hervorzugehen, daß einseitige Beurtheilung, Splitterrichterey und schiefe Ausleger den Erzähler etwas mißlaunig gemacht haben. Das Hinderniß liege an wem es will: allemal verliert dabey der Kreis solcher Leser, dem es nicht bloß um flüchtigen Zeitvertreib, sondern um eine Belehrung zu thun ist, die durch die Subjektivität des Beobachters sich noch eindringlicher zu machen weiß; und daß man einen Reisebemerker dieses seltnen Schlages hier vor sich sehe, hoffe Rec. bey unlängst abgedruckter Anzeige der beyden ersten Bändchen auch durch wörtlich ausgehobne Stellen selbst dargethan zu haben.

Männ-

Männlicher Ernst ist es übrigens, den man auch zu vorliegendem Heftchen mitbringen muß. Vor Uebersättigung indeß ist man eben so sicher wie in den frühern, und nur höchst selten giebt unser Reisender irgend einer Anschauung längern Athems sich hin, ohne durch humoristische Seitenblicke sie zu erheitern. Selbst wenn auf Gegenstände und Plätze die Rede fällt, wo er eigentlich nichts zu suchen gehabt; die aber Schande halber doch nicht unbegrüßt bleiben durften: z. B. die so ungeheuer angewachsne National-Bibliothek, weiß er durch Nebenbemerkungen uns zu entschädigen, denen man ihre Fruchtbarkeit nicht absprechen kann. Bildende Kunst war und blieb zwar dasjenige, was auch in Paris ihn am längsten festhielt; und wie viel ist über diesen Gegenstand nicht schon geschrieben! Bey dem allen wird man auch ihm noch schwerlich sein Ohr versagen, wenn er auf die Meisterwerke antiker Sculptur oder des Pinsels grosser Maler stößt, und von den Eindrücken Rechenschaft giebt, die ihr Anblick in seinen Gefühlen und Urtheilen zurückließ. Auch den Werth solcher Künstler, mit deren Würdigung die Herren Reisebeschreiber sich eben nicht mehr befassen, z. B. eines Johann van Eyck, weiß er so belehrend in sein gehöriges Licht zu stellen, als dem Rec. lange nicht vorgekommen ist. Was er nicht weit davon über Verdienst und Schwächen unsers trefflichen Albert Dürer's, wenn gleich nur beyläufig beybringt, kann für eben so lehrreich gelten; und nicht ungerner hört man ihm zu, wenn er über den Zauber der niederländischen Schule seine Meinung abgiebt. Auch in Paris locken diese Künstler noch immer die meisten Beschauer herbey, so manche darunter sich anfangs auch die Miene geben, nur die Nase rümpfen zu wollen. Was die vornehme Liebhaberey betrifft, die in öffentlichen Auctionen bey diesen Stücken sich gleichfalls zeigt, und solche bis zu unerhörten Summen steigert: so hält Hr. H. eine dergleichen Manie nicht gerade für Merkmal des allgemeinen Geschmacks. Ein reicher Dilettant kauft meist berühmte Namen, Gegenstücke, Empfehlungen, Ergänzungen seiner Sammlung, und gewiß sehr selten nur, was ihm unmittelbar gefällt.

Schade, daß der Verf. sein Tagebuch zu früh wieder in die Tasche steckte, um von seinen Theaterbesuchen uns noch öfter zu erzählen! Nicht sowohl wegen der jetzt glänzenden

Schau-

Schauspieler und Schauspielerinnen, als womit so manch andrer Reisender uns schon zur Genüge bekannt gemacht; sondern des bedeutenden Aufschlusses halber, der in Hinsicht auf Geist, Geschmack und Stimmung eines Volks aus den beliebtesten Dramen seiner Schaubühne hervorgeht; denn auch hier traf unser Schweizer sehr oft den rechten Punkt. Beyläufig nur, daß er auf dem Theater de l'Opera *comique national*, ehemals aux Italiens, und das zu seinem grossen Mißbehagen, ein Possenspiel geben sah, wo Friedrich der Große, ganz wie der Calif in Tausend und einer Nacht, Abends in den Straßen seiner Hauptstadt herumschlich, um aufzulauern was die Leute von ihm schwatzten. Anzug, Stellung, seine Art Taback zu rauchen sogar, Alles mit einem Wort ward aus's Kleinlichste nachgeäfft; und die Pariser versicherten, Prinz Heinrich sein Bruder habe das Ganze so treffend dargestellt gefunden, daß er nicht umhin gekonnt, eben diesem läppischen Schauspiel ein ansehnliches Geschenk zu machen!! Wenig besser gieng es ihm im sogenannten Théatre François, wo man eines der Lieblingsstücke seiner jüngern Jahre, die Plaideurs von Racine, aufführte; die Ironie des Originals aber äusserst possenhaft behandelte, und troz dieser Verdoppelung des Spaßes es dennoch weder unserm biedern Helvetier, noch dem Pariser Parterre selbst zu Dank machen konnte. Mit einem Wort, das Stück hatte auf der Bühne ausgelebt; ob es gleich ehedem das Zwerchfell des im Auflachen bekanntlich sehr zurückhaltenden Großen Ludwigs dermaaßen erschüttert gehabt, que la Cour en avoit été etonnée! — Da im Jahr 1801 Hr. H. den wieder aufblebenden Dimanche noch im ersten Kampfe gegen den leidigen Dekadi fand: so kann man sich vorstellen, zu was für Beobachtungen über die Sittlichkeit und den Wankelmuth des franz. Volks ihm dieses Anlaß gab. Dieser Beobachtungsgeist verläßt kurz und gut ihn nirgend; weder auf einsamern Spaziergängen noch im lärmendsten Gedränge; im nur Kleinscheinenden so wenig als im dafür anerkannten Großen; und wenn der Geschmack, wie unsre Nachbarn wollten, doch nur auf die Kunst de se connoitre en petites choses hinausläuft, werden die Liebhaber der Baggatelle hier ebenfalls Nahrung genug finden. Weil einmal vom Geschmack die Rede! Wie es mit dem Urtheile der Franzosen über den unsern, und überhaupt in Betreff deutscher Literatur jetzt eigentlich stehe, lauten, wie

wie bekannt, die Nachrichten einander sehr widersprechend; was indeß der Landsmann überall zu hören bekam, war ungefähr: unser Geschmack sey schon wieder dans la décrépitude, eh solcher noch recht das Tageslicht erblickt habe! Womit diese Geschmacksrichter ihren Ausspruch belegen, will bey Hrn. H. selbst nachgesehen seyn. Dieser hingegen benimmt, wie schon oft gerühmt, sich weit unbefangner, und lobt in Frankreich und an Franzosen, was hierzu nur irgend berechtigen kann. Dieß aber wird heut zu Tage immer schwieriger; denn wie Jedermann weiß, lobt die große Nation sich anjetzt selber aus allen nur erdenklichen Prädikamenten, und ist mit dem ihrer eignen Größe dargebrachten Weihrauch wirklich so verschwenderisch geworden, daß kein Ausländer es ihr darin gleich zu thun vermag. Sed transit gloria mundi.

Hm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Gegenberichtigung.

Im 97. Bande der N. A. D. Bibl. S. 235 hat sich ein Berichtiger eingefunden, der wieder einer neuen Berichtigung bedarf. Im 96. Bande der N. A. D. Bibl. gab ich eine kurze Nachricht von Hubers Tode, und von dem jetzigen Herausgeber der Allgem. Zeitung. Da ich das Vergnügen habe, täglich mit letzterm umzugehen, und da die Allgem. Zeitung in meinem Hause gedruckt wird: so sollte man doch fast meinen, ich müßte den Namen des Herausgebers wissen. Aber der Berichtiger, welcher einigen ausländischen Zeitungen folgte, sagt, er heiße Hagmann, und nicht, wie ich sagte, Stegmann. Er heißt aber wirklich Stegmann.

Ob der Herr Hagmann oder Stegmann Verfasser der 1798 (nicht 1799 und 1800) zu Tübingen in 2 Bändchen herausgekommenen Fragmente über Italien sey: weiß ich nicht zu sagen, da ich nicht Indiskretion genug besitze, den Herrn Stegmann darüber zu fragen.

Ulm, den 15. Jun. 1805. Köhler Buchhändler.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der, durch mehrere philosophische und theologische Schriften bekannte Doktor der Philosophie, Herr A. Weg-

scheider, ist zum Repetenten bey der theologischen Fakultät in Göttingen ernannt worden.

Herr C. C. Haberle aus Erfurt, durch pädagogische und mineralogische Schriften bekannt, hat von der Erfurter Universität die philosophische Doktorwürde erhalten.

Die botanische Gesellschaft in Regensburg, hat den Prorektor und Professor Primarius am Kaiserl. Archigymnasium zu Groß-Wardein, Herrn M. Tertina, zum Ehrenmitgliede ernannt.

Der bisherige Kandidat des Predigtamts und Frühprediger zu Nürnberg, Herr J. G. F. Held, Verfasser einiger, die Nürnbergische Kirchengeschichte erläuternder Schriften, ist zum Pfarrer in Lichtenau ernannt; und der bisherige Pfarrer zu Kraftshof, Herr J. M. Drechsler, Verfasser einiger kleinen theologischen Schriften, erhielt die, an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg erledigte unterste Diakonatstelle.

Todesfälle.

1805.

Am 4ten Mai starb zu Leiningen, Herr J. D. W. Linck, Fürstl. Leiningischer evangel. reformirter weltlicher Kirchenrath, 48 Jahre alt. Kurz vor seinem Tode war er als reformirter weltlicher Kirchenrath, und Professor des protestantischen Kirchenrechts nach Heidelberg berufen worden.

Am 29sten Mai zu Neubrandenburg im Mecklenburg-Strelitzischen, Herr K. C. J. Brückner, Oberprediger daselbst, durch Predigten und Gedichte als Schriftsteller bekannt, 59 Jahre alt.

Ge-

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Erfurt. 1805.

In einer außerordentlichen Versammlung der Akademie nützlicher Wissenschaften hieselbst am 14ten März, ward das derselben übertragene Urtheil über die ihr zugesandten 58 Preisschriften die Abschaffung der Klätschereyen betreffend, gefällt. Zwölf derselben wurden der besondern Aufmerksamkeit werth, zehn für druckfähig, zwey des Hauptpreises von zwanzig Dukaten, und eine des Nebenpreises von acht Dukaten für werth erklärt. Die Verfasser der beyden ersten, welche den Preis sonach theilen, sind der Herr Konsistor. Assessor und Archidiakonus J. C. H. Eck zu Lübben, und Herr C. Bougine', Badenscher Gesandtschaftssekretär zu Wien; der Verfasser der letztern Herr A. Weinrich, Pfarrer zu Kleinrechtenbach bey Wetzlar.

In der am 1sten April gehaltenen gewöhnlichen Sitzung der Akademie, las Herr Professor Dominikus einige kleine Schriften des Herrn Landkammerrath Bertuch zu Weimar vor, und übergab zwey von demselben gesandte französische Medaillen auf den Kaiser und den Papst. Hierauf las Herr Dr. Bernhardi Beobachtungen über die Pflanzengefäße; Herr Apotheker Bucholz theilte eine Reihe von Versuchen über das Molübdän (eine vor 26 Jahren durch Scheele bekannt gewordene eigenthümliche metallische Substanz), und Herr Landrath von Wedel der Jüngere, Bemerkungen zum Magdeburgischen Territorial-Staatsrechte mit.

Endlich wurden der Königl. Preuß. Regierungspräsident in Erfurt Herr von Reibnitz, der Landrath des Magdeburg. Saalkreises Herr von Wedel der Jüng., Herr Landkammerrath Bertuch in Weimar, und Herr Dr. Völker zu Erfurt, als Mitglieder der Akademie aufgenommen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Voß, der älteste Sohn des berühmten Dichters und Lehrer am Gymnasium zu Weimar, beschäfftigt sich mit einer Bearbeitung des Shakespearschen Othello.

Der Buchhändler Henrichs in Paris, veranstaltet eine französische Uebersetzung von Eichhorns Geschichte der Literatur.

Matthissons Briefe (eine Reisebeschreibung) sind ins Englische, und aus diesem ins Französische übersetzt worden.

Von dem berühmten Johannes von Müller, haben wir eine Weltgeschichte zu erwarten, von welcher Bruchstücke in der Zeitschrift Eunomia mitgetheilt worden sind.

Das in der Ostermesse bey Ettinger in Gotha erschienene Buch: Kyllenion, oder: Auch ich war in Arkadien, hat den regierenden Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg zum Verfasser.

Das unter dem abentheuerlichen Titel: „Blitze vom „goldenen Kalbe," bey Tänzer in Dessau 1804 erschienene Buch, rührt von dem dortigen Professor du Toit her.

Der Herr Dr. Gall in Wien wird eine ausführliche Darstellung seines Systems der Schädellehre bey Schreyvogel und Comp. daselbst herausgeben.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCIX. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des neun und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

a Homi

II. Rechtsgelahrheit.

Ueber

III. Arzneygelehrheit.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V.

V. Romane.

VI. Schöne und bildende Künste.

VII. Musik.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

XI. Chemie und Mineralogie.

Neu-

XII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XIII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XIV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XV. Gelehrtengeschichte.

Chresto-

XVI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XVIII. Erziehungsschriften.

XIX. Kriegswissenschaft.

XX. Münzwissenschaft.

XXI. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

XXII. Technologie.

Auch unter dem Titel:

XXIII. Handlungswissenschaft.

XXIV. Haushaltungswissenschaft.

Wirth-

XXV. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des neun und neunzigsten Bandes.

1. Antikritiken.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. Todesfälle.

4. Chro-

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Anzeige kleiner Schriften.

7. Korrespondenz.

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Des Propheten Jesaias perspectivisches Zeitengemälde, oder Trostbuch für das Volk Gottes im Auszuge. Nebst zwey Beylagen: Trostgesang und Hebräischer Trostbrief an die jüdische Nation von *Joh. Casp. Velthusen.* Bremen, bey Seyffert. 1803. 9½ Bog. 8.

Alles dieß hatte der Verf. schon zuvor drucken lassen; jetzt aber wünscht er es besonders von der Jüdischen Nation gelesen zu sehn. Er sagt derselben viel Liebreiches und Aufmunterndes; nur will er ihr durchaus nicht die eigenthümlichen Unterscheidungslehren des Christenthums preisgeben. Ja, er kann es »vorsichtigen Obrigkeiten nicht verargen, »wenn sie gegen Parteyen mißtrauisch zu werden anfan»gen, welche die verschiedenartigsten Religionssekten un»ter dem Namen der Naturgläubigen amalgamiren wol»len ꝛc.« — Uns ist keine solche Partey bekannt; wohl aber haben einzelne unverdächtige Gelehrte etwa Gedanken geäußert, welche der Verf. so nach seiner Weise, deutet. Es ist aber nicht fein, daß er, wenn auch noch so versteckt, die Obrigkeiten auffordert, ein Einsehn in die Sache zu thun, als wenn, um solcher Aeußerungen willen, die bürgerliche Sicherheit gefährdet werden würde. — Jedoch, die sonderbare und oft trübe Gemüthsstimmung, in welcher Herr

Welth. seit einigen Jahren schreibt, verläßt ihn, selbst wenn er tröstet, nicht. Müßte er aber schreiben?

M.

1. Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Fest- und Feyertags-Evangelien. Herausgegeben von Dr. Joh. Wilh. Rau, öffentl. ordentl. Lehrer der Theologie zu Erlangen rc. Sechsten Bandes erstes und zweytes Stück. Nebst dem Register über alle sechs Bände. Erlangen. 1803. 268 und 80 S. gr. 8. 1 Rthl.

2. Homiletisches Handbuch über die in der neuen Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende für alle Sonn- und Festtage des Jahrs verordneten epistolischen Texte.

Oder unter einem andern Titel:

Ueber einige der gewöhnlichen Episteln und über freye Texte, bearbeitet von M. Detlev Joh. Wilh. Olshausen, Hauptprediger an der Stadtkirche zu Glückstadt rc. Des dritten Jahrgangs zweyter Band. 164 S. Dritter Band. 204 S. Schleswig, bey Röhß. 1803. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Beyde Werke haben sich bey ihrer bisherigen Einrichtung erhalten, auch am Werth nichts verloren und nichts gewonnen. Das letztere liefert hier kurze, meist sehr brauchbare, Skizzen zu Predigten von Ostern bis zum achtzehnten Sonntage nach Trinitatis; das erstere, welches nun im Ganzen 376 ausführlichere Grundrisse enthält, ist mit dem sechsten Bande geschlossen.

We.

Homiletisches Handbuch über die, in der neuen Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende, für alle

alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten evangelischen Texte, anfangs bearbeitet durch D. Wolfrath, dann von D. Abraham Teller, nun fortgesetzt von D. Detlev Olshausen. Des zweyten Jahrgangs dritter Band, 24½ Bog. Des zweyten Jahrgangs vierter Band. 25½ Bogen. Schleswig, bey Röhß. 1803. u. 1804. gr. 8.

Oder:

Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Evangelien, und über freye Texte, anfangs des vierten Theils erster Band, 24½ Bogen, des vierten Theils zweyter Band, 25½ Bogen. Schleswig, bey Röhß. 1803. u. 1804.

Daß dieß schätzbare Buch im Fortgange seiner Bearbeitung, und besonders bey Herrn Olshausen gewonnen hat, davon sind alle aufmerksame Leser desselben überzeugt. Der unsterbliche Teller verband mit seinem Reichthume an Materialien, einen Vortrag, der nichts weniger als einladend war, auch wiederholte er sich gern. In beyden Fällen findet man, daß jetzt die Schrift gewonnen hat. Auch sind die, hier gegebenen Anleitungen, und Muster nicht mehr so mager, und kurz, wie vormals üblich war, welches dem Hülfsbedürftigen kein Genüge that. Auffallend ist es uns in diesen Arbeiten, daß alle drey Verfasser, besonders Hr. Olshausen, so ofte das Gericht Gottes in der Manier einer weltlichen Gerichtsbehörde abbilden, wodurch die Ansicht des Verfahrens der Gottheit gemißleitet, und zur menschlichen Schwächlichkeit herabgezogen wird. In sehr vielen Stellen heißt es: Wir werden im Gerichte Gottes einst Rechenschaft geben müssen, wie wir Kräfte, oder Gewalt hier auf Erden gebraucht haben. Dem Zuhörer, der nicht sehr gebildet ist, schwebt hier die Idee seiner Gerichtsstube vor, und das sollte sie doch nicht. Die Gottheit hat kein anderes Gericht, als die Natur. Sollte es nicht besser seyn, den Zuhörer hinein zu führen, in dieß Heiligthum, in welchem Weisheit und Gerechtigkeit wohnt?

Einige Lehrsätze, die der Verf. vorträgt, sind nicht im Geiste der neuen Philosophie, und vielmehr einem häufigen Mißbrauche ausgesetzt. Im vierten Bande des 2ten Jahrganges, Seite 30, lehrt er, daß die ganze Gewalt der Natur einem Menschen nicht im geringsten schaden kann, wenn es dem Willen der Gottheit entgegen ist. Rec. findet keinen Sinn hierin. Wie kann die Natur und die Gottheit entgegengesetzet seyn? Die Natur ist ja Gottes Dienerinn; sein Werk; durch sie handelt, durch sie redet er. Jeder Zuhörer muß den Irrwahn fühlen, daß die Natur einen Menschen nicht unglücklich machen kann. Statt dessen sollte der Verf. sich bemüht haben, die Gemüther geneigt zu machen, sich den Gang der Natur, als einen, nach ewigen Grundgesetzen wohl und weislich geordneten, wohlgefallen zu lassen; welches die Ehrerbietung gegen den Urheber der Natur heischt. Auch ist es gefährlich, daß er auf eben dieser Seite versichert, wer unvorbereitet die Religion vortragen soll, könne sich dreist verlassen; auf ihren Geist. Freylich macht der Umfang schöner Wahrheiten den Redner muthig und froh. Aber, der Stümper, dem es an vertraulicher Bekanntschaft mit diesen Wahrheiten, und an eignen Kräften fehlt, verläßt sich ohne Grund, wenn er die Vorbereitung versäumt, auf die Wahrheitskraft. Ueberhaupt ist unbegreiflich, wie man den Abschnitt Luc. 21. 14—19 zum Text am 20ten Sonnt. nach Trin. hat machen können, da er weder anwendbar auf unsere Zeiten ist, noch der mindeste Nutzen für eine Gemeine daraus zu erwarten steht, wenn ihr in einem eigenen Vortrage, lang und breit, bewiesen wird, wie gut es sey, daß ein Religionslehrer, auch ohne Vorbereitung, einen Vortrag halten kann. Nach diesem Vortrag drängt sich gewiß kein Mensch, in unsern Zeiten, in welchen man auch die vorbereitete Rede nur selten anzuhören pflegt. Auch der Text vom 21ten Sonnt. nach Trin. ist so schlecht, wie die Meisten gewählt. Wenn eine Reform in den Texten vorgenommen werden sollte: so müßte man sie einem Manne anvertrauen, der nach ganz andern Grundsätzen verfährt. Seite 75 im 4ten Bande ist das Thema unbehutsam ausgedrückt: Die übertriebene Sorge für äußere Wohlanständigkeit und Sittsamkeit ist der innern moralischen Veredelung hinderlich. In der Abhandlung redet der Verf. von Putz, und Künsteley; das läßt sich hören. Aber Wohlanständigkeit, und Sitt-

Sittsamkeit können in keinem Falle ein Gegenstand der Warnung seyn.

Seite 97 sollen wir die Furcht vor Gott, als dem Rächer des Bösen, in uns immer mehr zu schwächen suchen. Wozu das? Ist Gott in der Belohnung des Guten größer, oder besser, als in der Bestrafung der Uebelthat? Eins, wie das Andere, macht Gott verehrungswerth. Seite 240 Thema: Jesus, das sichtbare Bild der Gottheit unter den Menschen. Die Gottheit gestattet kein sichtbares Bild. — Dieß Wenige sey genug zu beweisen, daß dieß schöne Buch nicht rein von Fehlern ist.

Up.

Christian Ludwig Liscov, ehemal. Königl. Polnisch. und Kurf. Kriegsrath. über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an Hrn. M. L. Die Schläge eines Liebhabers meinens recht gut. Sprüchw. 27, 6. Herausgegeben aus dessen hinterlassenen Papieren, als Versuch einer Herausgabe der sämmtlichen Liscovischen Werke. Leipzig, bey Gräff. 1803. 102 S. die Vorrede XXXII. 8. 8 gr.

In dieser Vorrede möchte der Herausgeber, Herr Degenhard Pott, uns, anstatt der übrigens nicht untreffenden Bemerkungen über Liscovs schriftstellerischen Charakter, lieber einige Nachricht von dessen Lebensumständen, Schriften, Gegnern ꝛc. mitgetheilt haben, da er doch im Besitze der erforderlichen Materialien dazu zu seyn scheint. Denn wir besorgen immer, die Herausgabe der Liscovischen Schriften, welcher nebst einigen in der ersten Ausgabe derselben nicht befindlichen Aufsätzen eine Lebensbeschreibung des Verf. beygefügt werden soll, dürfte sobald nicht zu Stande kommen, so sehr wir es wünschen. Indessen würde auch, ohne die ältern Schriften, die nicht sogar selten sind, eine solche Nachlese mit der Lebensbeschreibung Liscovs den Freunden der Deutschen Literatur gar sehr willkommen seyn; so wie ihnen

gewiß die gegenwärtige, so viel wir wissen, sicher ungedruckte oder doch gewiß vergessene und unbekannte Epistel nicht unlieb ist.

Zwar ist der Gegenstand zu unsern Zeiten von viel geringerem Interesse, als er im J. 1730 seyn mußte, da Liscov den Aufsatz schrieb. Wir wüßten auch nicht, wie, durch wen und wo neuerlich der Streit über die Gnade wiederum rege geworden wäre; obwohl der Herausg. dieß für bekannt annimmt. Wahrscheinlich hatte er irgend Personen und Vorfälle in der Nähe vor Augen, um welcher willen er die Bekanntmachung dieser Liscovischen Spottschrift für nützlich achtete.

Die Ironie ist nun eher derb, als fein, zu nennen, in welcher Liscov hier, unter der Larve eines orthodoxen Magisters, Sebast. Zänkers, die Ungereimtheiten und Uebertreibungen belacht, welcher sich in jener Zeit viele Protestantische Religionslehrer im Streite mit Katholischen, mit Pietisten, Herrnhutern ꝛc. schuldig machten, wenn sie das zünftige Symbol in der Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hatten. Allein er selbst scheint den rechten Verstand dieser Lehre nicht völlig ergründet zu haben. Wie hätte er sonst also schreiben können: »Ich »glaube, daß bis auf die Zeiten des seligen Luthers ein »Jeder, der die Schrift gelesen, sich eingebildet habe, Gott »verlange von uns, daß wir seine Gebote halten sollen, »und setze voraus, daß wir dazu geschickt wären; allein »dieser theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthume gerissen, der vielleicht so alt war, als sie selbst, in»dem er in seinem Buche de servo arbitrio sehr wohl an»gemerkt, daß diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da »Gott Etwas zu gebieten und zu verbieten scheint, nichts »anders, als einen schimpflichen Vorwurf unsers Unver»mögens in sich fassen. Nach diesem Begriffe unsers seli»gen Vaters Luther kann man die Absicht Gottes in Ge»bung des Gesetzes völlig einsehen, wenn man sich nur »vorstellt, was einer sagen will, der einen Lahmen zum »Tanz auffordert.« Es kann wohl seyn, daß Luther und andere Theologen in der Heftigkeit des Streits solche ungeschickte Erklärungen und Gleichnisse gebraucht haben; allein die in den öffentlichen Bekenntnißbüchern enthaltene Lehre von guten Werken ist nicht nur erträglicher, sondern auch vernünftig und schriftmäßig. Und Lu-

ther selbst hat sich mehr als hundertmal deutlich genug erklärt, wie er das verstehe: der Glaube allein macht selig. »Warum? (so fragt, er einst; und die Antwort:) Er bringet den Geist mit sich, der alle gute Werke mit Lust und Liebe thut, und alle Gottes Gebot erfüllet. — Ist der Baum gut und grün, er schlägt aus, und bringt Früchte und Blätter; die Natur giebts; ich darfs ihm nicht gebieten, und zu ihm sagen: hörst du Baum, trage Aepfel! — Gute Werke machen nicht den Christen; sondern der Christ macht gute Werke«, u. s. w. — Allein L. hatte wohl Recht, die graden Zeloten seiner Zeit scharf zu strafen.

M.

Praktische Bibliothek für Prediger, die ihr Amt in und außer der Kirche zweckmäßig verwalten wollen. Erster Band 18 Bog. nebst 1 Bog. Vorrede. Zweyter Band 14 Bog. Gotha, bey Ettinger. 1803. und 1804. jeder Band 1 Rk. 8 gr.

Die Herausgeber wollen durch diese Materialien und durch ihre Bemerkungen über verschiedene Stellen des Neuen Testaments das Nachdenken der Religionslehrer wecken, und auf wirklich praktische Wahrheiten leiten, damit die öffentlichen Religionsvorträge zweckmäßiger werden. Insbesondere denken sie durch eben diese Bemerkungen derjenigen Klasse von Predigern, denen die Erläuterungen eines Stolz, Paulus und einiger Andern von unsern berühmten Gottesgelehrten noch fremd sind, einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Sie liefern also hier, wie sie selbst in der Vorrede sagen, eine erweiterte Fortsetzung der kleinen liturgischen Bibliothek, welche, wie hier versichert wird, eine so günstige Aufnahme zu ihrer Zeit gefunden hat, daß eine zweyte Auflage nöthig geworden.

Es ist nicht zu läugnen, daß in diesen beyden Bänden eine ziemliche Anzahl Gelegenheits- und anderer Predigten über zum Theil interessante und specielle Materien, auch einige Traureden, Abendmahlsbetrachtungen, vornehmlich aber auch Uebersetzungen einzelner Schriftstellen, welche auf die Sonn-

tagsevangelien passen und vorgelesen werden sollen, enthalten sind, welche ihren Werth haben, und von einem öffentlichen Religionslehrer sehr wohl genutzt werden können, indem vorzüglich hellere Begriffe darin herrschen. Allein es fehlt darin doch zum Theil der Ton, welcher das Herz des großen Haufens trifft und erwärmt. Die Uebersetzungen der Schriftstellen sind im Ganzen genommen gut; aber die Bemerkungen über einzelne Stellen des Neuen Testaments, worauf die Herausgeber einen so vorzüglichen Werth setzen, sind eben nicht besonders empfehlungswerth; ob sie gleich zum eignen Nachdenken Gelegenheit geben können. Z. B. in der Erzählung von dem reichen Jüngling, Matth. 19. V. 16—22 hat der Verf. den Ausdruck: er fiel vor ihm nieder, beybehalten, da es doch die gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung oder Achtungsbezeugung der Morgenländer ist. Auch ist der Verf. nicht der Meinung, daß es Stolz sey, wenn der Jüngling fragt: was fehlet mir noch? worüber sich noch streiten ließe. Allein wenn er nun behauptet, daß aus eben diesen Worten vielmehr der edle Eifer, nach einem noch höhern Ziele moralischer Vollkommenheit zu streben, hervorleuchte: so scheint diese Erklärung, so sehr sie auch den, der sie zuerst hört, für sich einnehmen mag, doch höchst unwahrscheinlich. Warum will man hier bey diesem Jüngling, welcher sehr reich. ꝛc, gerade eine Seelengröße suchen, welche seinem übrigen Betragen widerspricht, und bey sehr reichen Jünglingen so selten anzutreffen ist? So viel sieht man wohl, daß der Jüngling ein verblendeter junger Mann war, der sich selbst nicht kannte, und sich eine höhere Tugend zutrauete, als er in der That hatte. Von der Antwort, welche ihm Jesus bey dieser Gelegenheit gab, und wodurch er vielleicht den stolzen Jüngling demüthigen, oder den Verblendeten auf einmal in seiner armseligen moralischen Gestalt darstellen wollte, — hätte doch wohl auch Etwas gesagt werden sollen.

36.

Religiöse Unterhaltungen für häusliche Andacht. Von Christoph Georg Ludwig Meister, Doktor und Professor der Theologie, Pastor Primarius an der Kirche zu U. l. Fr. und Rektor des Gymnasii illustris in Bremen. Zweyter Theil. Bremen,

men, bey Seyffert. 1804. außer Dedication und Vorrede 434 S. 8.

Auch in diesem 2ten Theile sind zwar viele recht gute und erbauliche Betrachtungen enthalten; aber auch manche, die dem Geist und Herzen des Lesers eben keine ganz solide und dauerhafte Nahrung geben. Am wenigsten behagten uns diejenigen Betrachtungen, bey welchen der Verf. in der ersten Hälfte dieses 2ten Theils des Hrn. von Mosheim exegetische Schriften benutzte. Denn da ist offenbar mehr langweilige Redseligkeit, mehr gelehrt und witzig- oder scharfsinnig-scheinendes Geschwätz, als ächte durch kernhafte Darstellung der Wahrheit überzeugende, und durch kraftvolle Herzlichkeit erwärmende Beredtsamkeit enthalten. Da stößt man immer auf so viele biblische und theologische Phrasen, auf so viele Exklamationen, Tautologien, Tiraden, und volltönende, zum Theil hebräischartige Ausdrücke, die viel zu sagen scheinen, und in der That für den denkenden Verstand doch wenig Kraft und Salbung hinter sich haben. So scheinen z. B. S. 347 die biblischen Redensarten: einen guten Kampf kämpfen, bis zum Ziele hindurchdringen, für seine und seiner Brüder Seligkeit im Gebete zu Gott ringen, Glauben halten bis ans Ende, sehr tief gefühlte Empfindungen des Muths und der Standhaftigkeit im Glauben auszudrücken; und doch weiß sich der größte Theil der bloß an symbolischer Erkenntniß klebenden Christen nicht, was er sich eigentlich dabey gedenken soll. Auch trifft man hier noch so viele dogmatische Subtilitäten an, die schlechterdings nicht in asketische Schriften aufgenommen werden sollten. So sagt der Verf. z. B. S. 125. »Jesus habe es für eine freye Gnade Gottes an»gesehen, daß die göttliche Natur ihn vor allen andern Men»schen zu ihrer Wohnung bereitet und ausersehen habe; er »habe die unendliche Ehre, die seiner Natur dadurch wider»fahren sey, daß sie in die Gemeinschaft einer göttlichen »Person aufgenommen worden, für eine ganz unverdiente »Wohlthat erkannt.« u. s. w. — Wie wenig läßt sich doch ein solches stroherness Dogma, wie das von der Vereinigung der beyden Naturen in Christo ist, zur Erbauung anwenden! Hingegen da, wo der Verf. wirklich, biblische Geschichten oder Lehren mit praktischen, den Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens angemessenen, Bemerkungen beleuchtet, wie in seinen Betrachtungen über Jesu Leidensge-

schichte, vorträge, da werden die, welche ihre häusliche Andacht damit unterhalten wollen, gewiß auch mehr Nutzen und Erbauung finden.

Ds.

Predigten über die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, nach Hufelandschen Grundsätzen (,) von M. W. L. Steinbrenner (,) Prediger zu Großbodungen. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung und beym Verfasser. 1804. XV und 464 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Mit Vergnügen hat Rec. dieses, zwar nicht allenthalben, doch oft gut geschriebene Buch gelesen; wohl verstanden: als ein Buch, das neben dem, und statt des Hufelandschen gar wohl bestehen könne; und das Vieles enthält, das bekannter, und beherzigt zu werden verdient.

Aber es sind Predigten, und da hat Rec. schon Bedenklichkeiten. Soll man etwa über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nicht predigen? Darf man von dem Herkommen, nur Religion und religiöse Moral zu predigen gar nicht abgehen? Rec. hat nichts wider das Erste; warum es aber so ausschließlich und als Hauptsache auf der Kanzel behandelt werden müsse, wie es in allen den vorliegenden Predigten geschiehet, sieht er nicht ein. So wichtig auch die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern ist, und so sehr sie auch verdient allgemein bekannter zu werden: so glaubt Rec. doch, daß, so viel davon als unumgänglich nothwendig bekannt werden muß, und als der Prediger darüber von der Kanzel herab bekannt machen kann, gar wohl gelegentlich in andere moralisch-religiöse Vorträge, in gesellschaftliche und häusliche Gespräche, auch zum Theil in den Schul-Unterricht mit verflochten werden könne. Außer mehreren Nachtheilen, die es überhaupt hat, dieß so ausschließlich zum Thema einer ganzen Reihe von Predigten — deren hier 24 sind — zu machen, hat es auch diese, die auch in den vorliegenden sichtbar sind: daß mehrere, namentlich die erste Predigt: — »Was ist Leben, oder über die Lebenskraft? — als Predigt viel zu trocken, und mehrere, namentlich die

aaste: — »Wie auch das Alter noch zur Lebensverlängerung auf eine fruchtbare Art wirken könne« — viel zu ärmlich vorgetragen werden.

Ob man von der eigentlichen Bestimmung, von der Kanzel nur, oder doch hauptsächlich Religion und Moral zu predigen, gar nicht abgehen dürfe? — Unser Verf. greift hier dem Rec. vor, und sagt Seite IX: »In unsern Tagen »hat man das unvernünftige Urtheil nicht mehr zu be»fürchten, daß dergleichen Materien (medicinische) die Kanzel »entweihen, weil sie nicht zur Seligkeit gehören. Man ist »— wenigstens im Allgemeinen — überzeugt, daß jede Leh»re und jeder Grundsatz, der nicht nur sittliche Bildung »sondern auch körperliches Wohlseyn des Menschen bezweckt, »ein würdiger Gegenstand derselben sey. S. 13. Man »muß nur seine Gemeinden an dergleichen Vorträge gewöh»nen, und, wenn sie auch nicht anfangs gleich Beyfall fin»den, sich dadurch nicht muthlos machen lassen.« Auch Rec. ist nicht der Meinung, daß die Kanzel durch solche Vorträge entweihet werde; und doch bleibt er der Meinung: daß man nur mit vieler Behutsamkeit und Einschränkung von der ursprünglichen Bestimmung der Kanzel abgehen dürfe. Wer wird es läugnen, daß es der Dinge viele giebt, deren Kenntniß den Menschen sehr nützlich ist; die auch wohl, mehr oder weniger, auf Religion und Sittlichkeit mitwirken, mithin wohl verdienten, öffentlich vorgetragen zu werden? Aber da hier nur vom mehr oder minder Nützlichen und Nothwendigen die Rede seyn kann: so hält es Rec. immer für mißlich, ohne besondere Lokal-Rechtfertigungen davon abzugehen. Daß man eine Gemeinde wohl durch Beharrlichkeit an solche, der Kanzel fremdartige Vorträge, gewöhnen könne, und diese endlich auch Beyfall finden, glaubt Rec. gern; aber die Güte der Sache wird dadurch nicht bewährt. Unsre, sogenannten aufgeklärten Zeiten hält Rec. gerade am wenigsten geeignet, Sachen, die sich nicht unmittelbar auf Religion und Tugend beziehen, auf die Kanzel zu bringen. Aus unsern gesellschaftlichen Zirkeln, sind Gespräche über Gott, Vorsehung, Tugend, Ewigkeit u. dgl. gänzlich durch den Zeitgeist verdrängt worden. Die häusliche Erbauung, durch Gesang, durch Lesen einer Predigt oder sonstigen Erbauungsschrift findet fast nirgend mehr Statt. Das Alles war sonst nicht so. Postillen, Bibel und Gesangbuch genügen dem

Bür-

Bürger und Bauer nicht mehr zur Belehrung und Unterhaltung, wie sonst. Nur von der Kanzel herab, haben unsre, ziemlich ununterrichteten Christen noch Gelegenheit über Gott, Vorsehung, Tugend, Ewigkeit, u. s. f. mit Wärme, mit Wahrheit, mit Ermunterung und Belehrung sprechen zu hören. Und unsre Zeiten sollten die schicklichsten seyn, fremdartige, obgleich auch sonst nützliche Sachen, ohne Vorsicht und Einschränkung auf die Kanzel zu bringen? Rec. kann sich hier, über diese, ihm sehr wichtig scheinende Sache nicht weiter verbreiten; indessen bedarf sie unstreitig einer um so strengern Prüfung, da man hier noch außerdem das Heer der allezeit fertigen, selten prüfenden Nachahmer, die so gern nach allem, was neu und weil es neu ist, unbedachtsam und gierig greifen, zu befürchten hat.

Vorliegende Predigten sind nun, wie sie da sind, in Großbodungen (also einer Dorfgemeinde) wirklich gehalten. Darüber hat Rec. der Bedenklichkeiten eben so viele; und er würde nicht glauben: daß sie wirklich so in Großbodungen gehalten seyen, wenn der Verf. es nicht ausdrücklich sagte. Wenn diese Predigten dem Fassungs-Vermögen und den Kenntnissen der Großbodunger in alle Wege angemessen sind: so müssen diese in Hinsicht auf Kenntnisse und Sittenverderbniß sehr vorgerückt seyn, vor den übrigen Bewohnern des platten Landes in Deutschland; so müssen sie schon, durch Verweichlichung und dergleichen, weiter von der Natur abgewichen seyn, als man es sonst bey Landleuten antrifft, die immer der Natur — wäre es auch der etwas rohen Natur — noch näher zu stehen pflegen, als der Städter. »O daß doch (S. 161) unsre verzärtelte Jugend das »Gesagte zu Herzen nehmen möchte (der Verf. hat zu nützlicher Thätigkeit ermuntert). Ihre Thätigkeit ist wirklich eine feine Unthätigkeit, und beschränkt sich größtentheils auf »Tändeley, und auf solche spielende kindische Beschäfftigungen, »die weder dem Körper noch dem Geiste Nahrung und Stärke geben. Dafür trifft man aber auch die meisten hypochondrischen Menschen unter der Jugend an. (In Großbodungen?) Die üppige Lebensart, ohne welche sie in der »großen Welt keinen Eingang finden, (die Großbodunger?) »die vielen und mancherley Genüsse entkräften sie, und rauben ihnen allen frohen Muth und alle Gesundheit und Munterkeit. (Den Großbodungern?) Ihr Anblick erregt Ekel, »ihre

»ihre Gesellschaft Langeweile und der Gedanke an ihr künfti»ges Loos füllt das Auge des Menschenfreundes mit Thränen »des Mitleides. (Ueber die Großbodunger?) S. 185. Ein »unverkennbares Zeichen des Sittenverderbnisses unsers aus»gearteten Zeitalters ist unstreitig die Gleichgültigkeit, ja selbst »mitunter das Wohlgefallen, mit welchem man den uner»laubten Genuß unehelicher Liebe betrachtet. (In Großbo»dungen?) Er wird gar nicht mehr für Sünde gehalten, (in »Großbodungen?) selten bestraft, (Strafen machen nicht mora»lischgut) und in der sogenannten großen Welt als Bedürfniß »gerechtfertiget, und mit unter zum guten Ton gerechnet.« Also in der großen Welt! Das ist ein Anderes. Hier und da giebt es freylich wohl einen Wüstling, der so denkt; aber Denkungsart unsers Zeitalters ist es doch noch nicht, und nach der Denkungsart einzelner Wüstlinge sollte man wohl nicht den Charakter des Zeitalters schildern; und wozu das den Großbodungern erzählen? Aber so ists überall. Es wiederfährt dem Verf. gar zu oft, fast in jeder Predigt, und in manchen mehreremale, daß er offenbar ein größeres Publikum vor Augen hat; gar zu oft vergißt er, daß er zu seinen Großbodungern spricht, und daher kommt es, daß Rec. vieles an sich schön Gesagte für unzweckmäßig halten muß, bloß weil es in Predigten vor einer Dorfgemeinde gesagt ist.

Sind denn die Großbodunger so sehr in Gefahr Gelehrte zu werden? und durch nächtliches Studieren sich um die Gesundheit zu bringen? S. 287. »Auch diejenigen ver»sündigen sich an der Nacht, welche die, dem Schlaf gewid»mete Zeit, zu Geistesarbeiten verwenden. Ich rede jetzt »zu Gelehrten, die bis nach Mitternacht an ihrem Pult sitzen »und sich im Reiche der Wissenschaften und Künste bis zur »Morgendämmerung verweilen. Sie leisten vielleicht diesem »Reiche beträchtliche Dienste, machen manche wüste Steppe »urbar, die reiche Früchte trägt; aber sie thun sich selbst »Schaden, und rauben sich selbst dem Staate und der Welt. »Ihre bleiche Farbe, ihr niedergeschlagenes verdrießliches »Wesen,« u. s. f. Alles sehr wahr; aber bedürfen die Groß»bodunger dieser Schilderung, dieser Warnung? —

Eine Menge Stellen, wo der Verf. offenbar seinen selbst angegebenen Gesichtspunkt, seine Großbodunger, gänzlich vergißt, und zur ganzen Welt — oft freylich vorzüglich

gut

gut — spricht, könnte Rec. ausheben, wenn es der Raum gestattete. Dahin gehört auch die ganze 21ste Predigt. — »Von der überspannten Einbildungskraft, Krankheitseinbildung und Empfindung;« die offenbar fürs große Publikum gearbeitet ist.

Sind den Großbodungern Ausdrücke wie folgende, auf der Stelle — denn das muß in Predigten doch seyn — verständlich? als Sauerstoff, das Geschäfft der Verähnlichung und Verkörperung, tausendjährige Nacht des Mittelalters, dephlogistisirte Luft, Spannkraft, Ton, Bestandtheile, Nerven, eisenhaltig, gallertartig, melancholisch sanguinisches Temperament u. dgl.? Freylich wird zuweilen eine Erklärung hinzugefügt; aber der Verf. liest ja kein Kollegium vom Katheder herunter; sondern hält eine Predigt an eine Landgemeinde — und auch in einer Stadt würde der fließende, in einer Predigt unentbehrliche gute Vortrag dadurch leiden.

Mußten es übrigens nothwendig vier und zwanzig Predigten seyn? Die 23ste enthält fast nichts, was nicht in den vorhergehenden, zum Theil mehrmalen, da gewesen wäre. In Predigten mag es noch gut seyn, in der 23sten zum Theil zu rekapituliren, was in den 22 vorhergegangenen gesagt war, weil da vielleicht Manches wieder vergessen seyn kann; aber im Buche, wo man wieder nachlesen kann, ist die 23ste Predigt sehr entbehrlich.

Uebrigens sagt der Verf. nirgend, daß er zu seinen Predigten fürs größere Publikum und der Druck, Etwas hinzugethan, daß er sie hier und da nur etwas abzukürzen nöthig gefunden habe.

Pm.

Taufbuch, für christliche Religionsverwandte von Wilhelm Schenk, Diakonus — und erstem Lehrer der Schulen zu Ilmenau. Weimar, bey den Gebrüdern Gädicke. 1803. 561 S. 8.

Es ist ein unangenehmes Geschäfft, sich durch eine wenig lohnende Weitläuftigkeit, und Wiederholungen, die der Vf.

um

um vollständig zu seyn, für nöthig erachtet hat; die aber in einer so wenig Inhaltsreichen Angelegenheit, nur Ueberdruß erwecken, durch zu arbeiten. Auf mehrern Bogen sind Namenserklärungen sehr überflüßig verzeichnet. Wer sich mit langer Weile plagen will, lese das Werk.

Religionsvorträge großentheils an Festtagen, und bey besondern Veranlassungen gehalten. Stendal, bey Franzen und Große. 1804. 362 S. 8. 20 gr.

Ob man gleich dem Verf. guten Willen zuschreiben muß: so findet doch Rec. die vorgetragenen Wahrheiten zu oberflächig behandelt. Er dringet nicht tief genug ein, um dem Verstande die völlige Ueberzeugung abzunöthigen, und ersetzt das Fehlende durch Deklamation. Auch mißfällt es, wenn er zuweilen da abspricht, wo doch Behutsamkeit nöthig wäre. S. 3 „die Menschheit wird vollkommener. Gewiß kann »nur Mangel an Nachdenken, Vorurtheile oder Menschen»feindschaft das Gegentheil lehren.« Andre, denen es nicht am Nachdenken fehlet, und die eben keine Menschenfeinde sind, glauben, daß der einzelne Mensch sich zwar vervollkommne; das Menschengeschlecht aber nur einzelne Schwingungen mache, welche, wenn ihre Kraft verbraucht ist, dasselbe wieder dahin zurückkehren lasse, von wo es ausgegangen ist. Auch müsse man in Begeisterung gerathen, wenn man an Staatsverfassung, Erziehung und Religion gedächte. Dergleichen Uebertreibungen sollten nicht auf der Kanzel Statt finden.

Bb.

Anleitung zu einer gründlichen Erkenntniß des Christenthums, für Kinder, denen Luthers kleiner Katechismus schon erklärt worden, von J. F. Hülsmann, Prediger in Lüdenscheid. Duisburg am Rhein, in Commission bey Helwing. 1804. 12 Bogen. 8.

Die

Dieses Buch ist, wie der Verf. in der Vorrede sagt, für Kinder bestimmt, die muthmaaßlich künftig in die große Welt treten, und durch Lektüre oder durch Umgang mit religiösen und irreligiösen Menschen allerley Meinungen kennen lernen, um sie möglichst auf ihre künftige besondere Lebenslage vorzubereiten, und sie möglichst zu verwahren, nicht Schiffbruch an ihrem Glauben zu leiden. Für diese Kinder verfertigte der Verf. ein eignes kleines Handbuch der Religion, und aus diesem Handbuche ist nun diese gegenwärtige Anleitung genommen, und also in so fern als ein Auszug zu betrachten.

Ob das Buch ein Auszug ist oder nicht; daran liegt wohl nichts, wenn es nur sonst so beschaffen ist, wie es nach Absicht des Verf. seyn soll. Das ist es aber nicht; denn es ist im Grunde nichts anders, als eine kurze dogmatische und moralische Theologie. Kinder, welche in die große Welt kommen, und keinen bessern Religionsunterricht gehabt haben, als den nach der Anleitung dieses Buches, werden wohl schwerlich ihren Glauben an die hier vorgetragenen Lehrmeinungen, wenn sie solche bezweifeln oder gar bestreiten hören, ganz unerschüttert behalten. Es wäre auch wohl nicht eben ein sehr großes Unglück, wenn sie manche dieser Lehrmeinungen z. B. von der Dreyeinheit, den guten und bösen Engeln, der Erbsünde ꝛc. ganz fahren ließen. Der Verf. hat doch in der That auf die Veränderungen, welche seit 20 bis 30 Jahren mit dem theologischen System vorgegangen sind, auch nicht die mindeste Rücksicht genommen. Sogar der Beweis für das Daseyn eines Gottes ist der alte, hier nicht einmal vollständig vorgetragene kosmologische. An den physikotheologischen, der doch für den rohen und für den gebildeten Menschen so überzeugend dargestellt werden kann, ist gar nicht gedacht worden. Wenn der Verf. glaubt, daß die Eintheilung und die Folge der Wahrheiten seinem Buche den vornehmsten Werth geben: so hat der Rec. das nicht finden können; denn wenn der erste Theil die kurze Geschichte des Herrn Jesu auf 5 Seiten, und der zweyte einen kurzen Auszug aus der Lehre des Herrn Jesu auf 10 Bogen enthält: so ist das weder schicklich noch zweckmäßig.

Cz.

Be-

Betrachtungen über Gegenstände der christlichen Sittenlehre, welche in unserm Zeitalter vorzüglich Beherzigung verdienen. Predigten und kürzere Aufsätze. Von Joh. Heinr. von Aschen, Prediger zu St. Ansgarius in Bremen. Erster Theil. Bremen, bey Seyffert. 1804. XVI und 368 S. gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Erweckung und Belebung christlicher Andachtsfreunde, und zur Bildung eines redlichen Herzens.

Diese Betrachtungen, Predigten, (zum Theil nur Auszüge und Bruchstücke aus gehaltenen Predigten) und Aufsätze, zeichnen sich zu ihrem Vortheil aus, durch Deutlichkeit im Vortrage und Ideengange; zu ihrem Nachtheile, durch eine sehr unangenehme Gedehntheit und — mit einiger Ausnahme — Trockenheit.

S. 59 sagt der Verf.: »Leichtsinn bey der heiligsten »Sache — wie muß er nicht den Leichtsinn, der bereits das »Herz befleckt; zur gänzlichen Fühllosigkeit werden lassen!« — Wie? Leichtsinn läßt den Leichtsinn zur Fühllosigkeit werden? vielleicht ists nur ein Druckfehler, weil im ganzen Buche sich keine so vernachlässigte Redensart mehr findet. S. 303 heißt es: — »Und, ach Gerechter! ach Barm»herziger! vor Deinem heiligen Angesichte schwört und ver»schwört sich, ach! manchmal mit den schrecklichsten Flü»chen! der lasterhafte Jüngling, der die durch Satans »List (?) rege gemachte Sinnlichkeit eines, wohl bis dahin »noch unschuldigen, Mädchens für die Befriedigung seiner »viehischen Lüste sich zu tode vergiften und die Unschuld zu tode vergiften — »— — will.« So glaubt Rec.: daß man die Sinnlichkeit eines Mädchens wohl rege machen könne, ohne eben den Satan dabey zu bemühen; will aber doch dem Verf. dieses nicht eben hoch anrechnen, da das Buch sonst von so krassen Ideen ziemlich frey ist.

Daß der Verf. mit seinen Zuhörern und Lesern es herzlich gut meint, ist auf jeder Seite des Buches fühlbar, und gereicht ihm zur Empfehlung.

Inhalt. I. II. III. Ueber christliche Andachtsübungen. IV. V. VI. Ueber Gebetserhörung. VII. VIII. IX. Ueber die Pflicht der öffentlichen Gottesverehrung. X. Ueber die Aufrichtigkeit vor Gott. XI. XII. Ueber die christliche Redlichkeit gegen unsern Nächsten. XIII. XIV. Ueber den Eidschwur. XV. Nachträge. — (Alle in Beziehung auf die vorhergegangenen Nummern.)

Pm.

Rechtsgelahrheit.

1) Ueber den sogenannten Direktariat der Römer, und die heutige Anwendbarkeit der über Direktarii in der Justinianischen Gesetzgebung enthaltenen Bestimmungen gegen die bisherigen Theorieen, vom Professor Dabelow zu Halle. Halle, bey Ruff. 1804. 166 S. 8. 21 gr.

2) Ueber die servitus luminum der Römer gegen Herrn Professor Feuerbach. (Von demselben.) Halle. 1804. 8. 9 gr.

In diesen beyden Abhandlungen widerlegt der Verf. die über 2 Gegenstände, worüber uns die Bücher des römischen Rechtes nur höchst unvollkommene Bestimmungen geben, bisher aufgestellten Theorieen mit seiner eigenthümlichen Gründlichkeit, und hat es bey beyden, besonders aber bey Nr. 2. vorzüglich mit dem Herrn Professor Feuerbach zu thun, welcher in seinen civilistischen Versuchen einer neuen Entdeckung über den Unterschied zwischen der servitus luminum und ne luminibus officiatur eine eigene Abhandlung gewidmet hat. Der Verf. hat aber nicht nur zerstört; sondern er hat auch wieder aufgebaut, und insbesondere in Nr. 1. eine neue von den bisherigen ganz verschiedene Theorie über den Direktariat aufgestellt, nach welchem die directarii S. 122 bey den Römern eine Diebs-Race waren, die es als ordentliches Gewerb trieb, den Leuten bey hellem Tage unter allerley Vorwand geradezu in die Häuser, Wohnungen und Gemächer

zu

zu gehen, in der Absicht zu stehlen. Der fließende Styl, der anständige Ton, und der bekannte Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verf. machen es dem Recens. zur Pflicht, diese Abhandlungen jedem Rechtsgelehrten zur eigenen Lektüre, und Anfängern als Muster der Bearbeitung specieller Rechts-Materien zu empfehlen.

Nk.

Die Zehenten als Steuern betrachtet. Von Michael Wuz, der R. B. mit einem Programm des Herrn Hofrath Feßmayer über den Druck der deutschen Gesetze für den Ackerbau. Landshut, bey Attenkofer. 1804. 56 S. 8.

Der Zweck dieser kleinen Schrift, welche mehrere glückliche Ideen enthält, und in einem guten Styl geschrieben ist, geht dahin, sowohl die Widerrechtlichkeit als die Schädlichkeit der Zehenten zu zeigen, und Vorschläge zu deren Aufhebung zu machen. In dem Programm des Herrn Hofrath Feßmayer finden wir bloß einige flüchtig hingeworfene Bemerkungen über die Hindernisse, welche die deutsche Gesetzgebung von jeher dem Ackerbau in den Weg gelegt hat; eine Materie, die wohl einer gründlichen und eindringenden Behandlung werth wäre.

Praktische Anleitung zur Registratur-Expeditions-Kanzley und Sporteln-Kassen-Wissenschaft für Gerichts-Aktuarien bey den Unter-Gerichten, nach den Vorschriften der allgemeinen Gerichts-Ordnung für die Preußischen Staaten, nebst einem Anhange, welcher eine Anleitung für städtische Polizey-Registratoren und Sekretarien enthält, von R. F. Terlinden. Zweyte verbesserte Auflage. Halle, 1804. 246 S. Nebst einem Anhang von Tabellen zu 74 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Diese neue Auflage hat außer dem im Titel bemerkten Anhange noch mehrere bedeutende Verbesserungen und Zu-

S 2 sätze

sätze erhalten, z. B. S. 25 einen neuen §. über die äussere Einrichtung der Gerichts-Registraturen in unwichtigen und kleinen Injurien-Sachen; die §. 68. und 69. über Einrichtung und Haltung des Gerichts-Kalenders. Die erste Auflage dieses nützlichen Werks ist im 49ten Bande der N. A. D. B. S. 17 angezeigt worden.

Wr.

Das Occupations-Recht des landesherrlichen Fiscus im Verhältniß zu den Besitzungen, Renten und Rechten, welche den sekularisirten, als Entschädigung gegebenen geistlichen Stiftungen in fremdem Gebiete zustanden, rechtlich geprüft von D. J. L. Klüber. Erlangen, bey Palm. 1804. 32 S. 8. 15 kr.

Der rühmlich bekannte Verf. hat hier auf wenigen Seiten die Ansprüche des Hauses Oesterreich auf die in dessen Erb-Staaten gelegenen Besitzungen und Einkünfte der durch den neuesten Reichs-Deputations-Schluß sekularisirten geistlichen Stiftungen, welche insbesondere durch eine im Jahr 1803 auf 80 S. ohne Druck-Ort und Verleger erschienene Schrift, unter dem Titel: »Das »Heimfalls- und fiscalische Occupations-Recht des Erz»hauses Oesterreich auf den in dessen Erb-Staaten gele»genen Besitzungen und Einkünften der durch den neue»sten Entschädigungs-Reichs-Schluß secularisirten Deut»schen Stifter, Klöster und übrigen geistlichen Körperschaften »entwickelt und dargestellt« ausgeführt worden sind, gründlich widerlegt. Indessen hat diese Streitigkeit durch die zwischen dem Oesterreichischen Hause und den interessirten Reichs-Ständen abgeschlossenen Verträge ihr praktisches Interesse großentheils verloren.

Me.

Rechtliche Ausführung für die katholischen Bürger und Einwohner der Kurpfalzbairischen Stadt Kizingen in Franken wider die erneuerten Reli-

gions-

gions- und andere Beschwerden der Augsburgischen Confessions-Verwandten, Bürger und Einwohner daselbst; nach der Maaßregel der Reichs-Grundgesetze, der öffentlichen Verträge und der einschlagenden landesherrlichen Entschließungen und Verleihungen. Bamberg und Würzburg, bey Göbhardt. 1804. 351 S. 8. 1 Rh. 8 Kr.

Diese als einseitige Zusammenstellung der rechtlichen Gründe einer Parthie musterhafte Ausführung, welche, wie man aus der Vorrede sieht, der Herr Professor Gambaber auf Anforderung der katholischen Bürgerschaft in Kizingen geschrieben hat, ist mit vielem Fleiß und systematischem Geist verfaßt, und verdient auch als gründliche Darstellung der über heutzutag vorkommende Religions-Beschwerden entscheidenden Grundsätze empfohlen zu werden.

Nk.

Ueber die Billigkeit bey Entscheidung der Rechtsfälle, von Ludwig Heinrich Jordan, Doktor und Privatlehrer der Rechte zu Göttingen. Göttingen, bey Dieterich. 1804. 212 S. 8. 18 Kr.

Ueber Inhalt, Eintheilung, Zweck dieses Buchs erhält man in der Einleitung nur wenigen Aufschluß. Der Verf. geht davon aus, daß es »scheine, Grund-Maxime »zu seyn, sich besonders über den Advokatenstand lustig zu »machen, und ihn mit den gehässigsten Farben zu schildern, »ohne zu bedenken, wie gering dessen Antheil an Verzöge»rung und schlechter Verwaltung der Justiz, an den Miß»bräuchen, die sich der Richter zu Schulden kommen läßt, »sey. Unter diese wichtige schlechten Einfluß habende Din»ge« zählt er insbesondere eine zu große Willkühr (arbitrium) des Richters, und will nun zuerst von dem »Begriff der Bil»ligkeit, aequitas — handeln; sodann aber auch zeigen, »ob und in wie fern der Richter solche vorhandenen deutli»chen Gesetzen, wenn sie ihm hart scheinen sollten, vorzuzie»hen befugt sey: oder wie er sich dabey zu verhalten habe?« Nachdem er von S. 21—49 die Bestimmungen, welche die

Gesetze und Rechtsgelehrten über den Begriff von aequitas gegeben, durch die Meinungen und Ausführungen anderer Rechtsgelehrten widerlegt hat, findet er, daß sie »nichts anders »sey, als die vernünftige Erwägung der zu beurtheilenden »Thatsachen; und die Beurtheilung, ob das bestimmte Ge»setz auf die Bedingung des conkreten Falls passe, oder »nicht?« Bey der Frage: »ob die Billigkeit dem strengen »Gesetz vorgezogen werden müsse?« unterscheidet der Verf. S. 55 »ob positive Gesetze vorhanden seyen oder nicht?«

In der ganzen übrigen Abhandlung werden nun die Regeln und Beyspiele, welche viele Rechtsgelehrte über die Billigkeit aufgestellt haben, umständlich angeführt, und dagegen die Meinungen und Gründe anderer, zu Wiederlegung der erstern, bald mit den eigenen Worten der Autoren, bald in den Styl des Verf. übergetragen, dargestellt.

So wenig sich übrigens eigene Gedanken und Ansichten des Verf. in dieser Schrift finden: so können doch dieselben nach den bereits gegebenen Proben im geringsten nicht auf Richtigkeit und Gründlichkeit Anspruch machen; ungeachtet es nicht zu läugnen ist, daß der Verf. über seine Materie Vieles gelesen und gesammelt habe. Zum Beweise hievon setzen wir hieher noch einige von den wenigen Stellen, welche als eigene Gedanken des Verf. angesehen werden können:

S. 96 heißt es: »Freylich wird es nicht an Einwürfen und besonders nicht an demjenigen fehlen, daß »man sagt: Das Civil-Recht betreffe besonders die »Entschädigungen, das Criminal-Recht hingegen nur Be»strafungen. Aber ist denn nicht diese Strafe auch Entschä»digung, Entschädigung des Staats? u. s. w.« S. 97 »Oder »soll Strafe, welche der Staat wegen thätlicher Kränkung »seiner Rechte fordert, Rache seyn? oder Abschreckungs»Mittel? Wollten wir jenes bejahen: dann fielen wir »offenbar ins Thierische.« Eine komische Probe von des Verf. Erfindungsgabe in Erdenkung außerordentlicher Fälle ist folgende: »Oder, eine keusche Frau kam nieder, sie »sah ein, daß sie sterben würde; sie wollte ein Testa»ment machen; aber nicht in Gegenwart von 7 Manns»personen, sie errichtete es also in Beyseyn von 7 Frau»enspersonen.« Rec. bedauert, daß die Hoffnung des

Verf.:

Verf.: »nicht ganz vergeblich für das allgemeine Beste »gearbeitet zu haben,« welche ihm nach der Zueignungs-Schrift unendliches Vergnügen gewährt, nicht mehr realisirt worden ist.

Hn.

Ueber die Schädlichkeit der Erb-Verpachtungen der Kirchen- und Pfarr-Länder. Von F. L. Kahle, Inspektor zu Soldin in der Neumark. Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung. 1804. 32 S. 3 ℳ.

Der erste Entwurf dieses Aufsatzes stand schon in den Annalen der Märkischen ökonomischen Gesellschaft. Wenn es des Verf. Absicht war, auch fremde Gesetzgeber von der Nothwendigkeit des Verbots solcher Erbverpachtungen zu überzeugen: so hätte derselbe wohl noch näher in die Sache selbst eingehen, und mehr aus allgemeinen Gründen deren Schädlichkeit beweisen, als einzelne Beyspiele davon anführen sollen, woraus höchstens folgt, daß sie unter gewissen Umständen schädlich seyn können.

Wr.

Anleitung zum summarischen gerichtlichen Prozeß, vom Professor Mehlen. Berlin und Greifswald, bey Lange. 1804. 154 S. ohne Vorrede. 8. 16 ℳ.

Eine allem Anschein nach nicht ganz vollendete Fortsetzung der von dem am 13. Jun. 1802 verstorbenen Verf. schon im Jahr 1800 herausgegebenen »Anleitung zum gerichtlichen »Prozeß mit besonderer Rücksicht auf die Schwedisch-»Pommerische Gerichts-Ordnungen.« Mehrere wichtigere Gattungen vom summarischen Prozesse, z. B. der Konkurs- und Consistorial-Prozeß, auch der peinliche Prozeß, welcher gewöhnlich unter dieser Klasse abgehandelt zu werden pflegt, fehlen in dieser Abhandlung ganz, und die Abweichungen der Schwedisch-Pommerischen Gerichts-Ordnungen von dem gemeinrechtlichen Verfahren sind weit unvoll-

vollständiger angegeben, als in dem ersten Theil. Nach vorangeschickter Einleitung wird in dem ersten Abschnitt von dem unbestimmten oder regelmäßigen summarischen Prozeß gehandelt. Mit welchem Recht der Verf. unter dem zweyten Abschnitt, welcher überschrieben ist: Vom bestimmten (unregelmäßigen) summarischen Prozeß. Vom Mandats-Prozeß, auch noch den Exekutiv und Wechsel-Prozeß subsumirt, kann Rec. nicht absehen. In den folgenden Abschnitten werden der Possessorische, der Arrest-, der Provokations- und der Rechnungs-Prozeß abgehandelt. Die schon bey Erscheinung des ersten Theils (N. A. D. Bibl. 64. Bd. S. 297) gerühmten Vorzüge dieses Werks, welche sich großentheils auch hier wieder finden, erregen den Wunsch, daß der Verf. Zeit gehabt hätte, auch diesen zweyten Theil vollendet in die Hände des Publikums zu übergeben.

Wo.

Arzneygelahrheit.

D. *Joseph Franks*, Lehrers der Pathologie und allgemeinen Therapie zu Wilna, Reise nach Paris, London und einem grossen Theile des übrigen Englands und Schottlands in Beziehung auf Spitäler, Versorgungshäuser, übrige Armen-Institute, medicinische Lehranstalten und Gefängnisse. *Erster Theil.* Mit einem Kupfer und vielen Tabellen. Wien, bey Camesina. 1804. 344 S. 8.

Wem detaillirte Notizen von den auf dem Titel bezeichneten Gegenständen interessant sind, der findet sie hier, wie es scheint, vollständig und ächt. Bekanntlich haben vorhin Hunczovsky und Howard ähnliche Arbeiten geliefert, und außer zerstreuten Nachrichten mehrerer neuer Reisenden, haben vorzüglich Fischer und Rudolphi lehrreiche Berichte von denselben Gegenständen gegeben. Unser Verf. der nun diese Anstalten in Paris und London der Reihe nach durch-

durchgehet, breitet sich umständlich aus über die Gebäude, das Lokal, die Stiftung, Einrichtung, das dabey angestellte Personale, die Verwaltung, die Einkünfte, die Zahl der aufgenommenen Hülfsbedürftigen, der Geheilten, Gestorbenen, Entlassenen; ferner über die Arzneyen, die Nahrungsmittel, das Holz, die Betten, die Bedienung, u. s. w. Wobey die soeurs grises in den Hospices civils in Paris ihr verdientes Lob erhalten. Das ehemalige Hotel-dieu, oder Hospice d' humanité habe sich zwar merklich gebessert; leide aber noch immer an großen Fehlern; daß seit der Verbesserung die Sterblichkeit zugenommen habe, dürfe keine Verwunderung erregen, indem sie großentheils der Ausschließung der nicht-kranken Müssiggänger, und dann der Annahme mehr gefährlicher Kranken zugeschrieben werden müsse. Im Hospital de la charité sey mehrere Ordnung und Reinlichkeit. Im Findelhaus fehle es an manchem Nothwendigen. Das Taubstummeninstitut; es stehe den in andern Ländern, namentlich in Berlin, weit nach. Da in Paris jährlich 12—1400 eheliche Kinder an das Findelhaus abgegeben werden: so sey die Societé de la charité maternelle eine große Wohlthat, da sie ehelichen Wöchnerinnen und ihren Säuglingen Hülfe gewähre, und eben dadurch vom Uebergeben ins Findelhaus abhalte. Das Ammen-Bureau. Militärspitäler. Lehranstalten. Das Institut national. Gefängnisse. Die Marktschreyerey hebe in Paris ihr Haupt mit der größten Freyheit und Unverschämtheit empor. Neuesten Nachrichten zu Folge werden auch hierinnen Aenderungen getroffen. London: Die Civil-Spitäler, so wie überhaupt alle zu nennende Anstalten seyen vortrefflich, durch Gemeingeist und brittische Reichthümer im vollen Maaße ausgestattet. Eine schlimme Folge geht daraus hervor, daß sich die Dürftigen oder die daran Theilnehmenden mehren. Das, was der Verf. hier überhaupt von dem Armenwesen sagt, verdient beherzigt zu werden. Ein großer Theil medicinischer Hülfe kommt den armen Kranken aus den sogenannten Dispensaires zu, als durch welche sie theils in ihren Wohnungen wo nicht ganz besorgt, doch mit Arzneyen versehen werden. Guys-Hospital sey am reichsten ausgestattet, und habe eine vortreffliche Administration. Wenn beym Georgs-Spital behauptet wird, Edward Home sey der erste, welcher gegen Harnröhren-

verengerungen Caustica anwandte: so könnte dieß durch zahlreiche Belege älterer Zeiten leicht widerlegt werden. Im Fieberspital wurde ein mit bösartigem Fieber befallener mit kaltem Wasser übergossen, nach Curow's Methode. Die beyden Irrenhäuser, Bethlen- und Lucas-Spital; letzteres sey ein Ideal. — Nur die Versammlungszimmer für Wahnsinnige scheinen uns zweckwidrig zu seyn. Ueber das Kuhpocken-Institut, und über Jenner viel Interessantes. Gebärhäuser, Findelhäuser, das Magdalenen-Spital, das Asylum für Waisenmädchen, die philanthropische Gesellschaft, welche Kindern von Missethätern und verdorbenen Menschen Erziehung giebt, verdienen alle sammt und sonders Lob, und in Staaten, deren Finanzen es zulassen, Nachahmung. Beygefügt sind noch erläuternde Tabellen.

Sh.

Gynäkatoptron, oder Blicke in die weibliche Garderobe, in Bezug auf körperliches Wohlseyn. Von einem praktischen Arzte. Frankfurt am Mayn, bey Eichenberg. 1805. 4½ B. 8. 8 Kr.

Es werden hier, in acht, angeblich an ein Frauenzimmer geschriebenen Briefen, die Nachtheile, welche die jetzige Modekleidung des weiblichen Geschlechts der Gesundheit droht, geschildert, und Vorschriften zu einem, den Grundsätzen der Diät entsprechenden Benehmen beym Tanzen gegeben. Der Verf. sagt viele beherzigungswerthe Wahrheiten; nur wäre zu wünschen, daß er sich eines minder galanten und süßlichen Tons beflissen, und aller faden und zweckwidrigen, einem Arzte am wenigsten anstehenden Schmeicheleyen enthalten haben möchte.

Za.

Ueber die Erkenntniß und Kur der Fieber. Von Alexander Philips Wilson, der Arzneygelahrheit Doktor, Arzt am Provinzialkrankenhause zu Winchester u. s. w. Erster Band, 580 S. welcher die aussetzenden, nachlassenden und anhaltenden Fie-

Fieber enthält. Zweyter Band, 512 S. welcher die fieberhaften Ausschlagskrankheiten in sich begreift. Dritter Band; 458 S. welcher von den fieberhaften Entzündungen handelt. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von D. G. W. Töpelmann. Leipzig, bey Crusius. 1804. gr. 8. 5 Rthlr. 8 gr.

Das Original dieser Schrift, dessen Verfasser durch seine Untersuchung der entfernten Ursache des Blasensteins oder Grieses, dem deutschen Publikum bereits bekannt ist, erschien 1799 bis 1801 zu Winchester, und ist wahrscheinlich das Resultat von Vorlesungen über die fieberhaften Krankheiten, die Herr Wilson ehemals zu Edinburg gehalten hat.

Die englischen Fieberlehren sind sich, sowohl in der Form als in der Materie, ziemlich gleich, und wer nur einige gelesen hat, der lernt auch den Geist der übrigen kennen. Rec. kann sich daher kurz fassen, und bemerkt nur von Amtswegen, daß diese Schrift, wie schon die Seitenzahlen ausweisen, sehr breit ist. Die Ingredienzen derselben sind: eine wortreiche Uebersicht von dem, was die englischen Aerzte gegenwärtig von der Natur und Heilart der Fieber wissen; ein Auszug nebst Beurtheilung des Brownischen Systems; weitläuftige Citate aus längst bekannten Schriften — Auszüge derselben; ausführliche Wahrnehmungen über Symptome, Ursachen, und Heilung der Fieber, in Bezug auf die Gesetze der Erregbarkeit geordnet; Leichenöffnungen; scharfsinnige und nützliche Bemerkungen; Berichtigungen einzelner Thatsachen, ohne entschiedene Vorliebe für irgend eine Schule; triviale Sätze; Hypothesen; nosologische Irrthümer, die längst widerlegt sind; hier aber als baare Wahrheit wieder frisch aufgetischt werden; und endlich Noten mit und ohne Text. — Es sollen noch zwey Bände folgen.

»Nach Beendigung dieses Werkes habe ich die Absicht, ein anderes anzufangen, welches von den am häufigsten mit fieberhaften Krankheiten verwickelten Nervenbeschwerden handeln soll. Es wird aus zwey Bänden bestehen, wozu bereits schon die Materialien zusammengetragen sind« — und wozu in Deutschland sich schon Uebersetzer und Leser finden werden!

Hr.

Hygiea an die Ungeweihten, oder Grundriß der Arzneykunde, für den Nichtarzt, zur Berichtigung seiner Begriffe über Organisation, Leben, Gesundheit, Erhaltung derselben, Krankheit und deren Heilung, von D. Karl Georg Heun, praktischem Arzte und Geburtshelfer zu Lichtenstein im Sächs. Erzgebirge u. s. w. Leipzig, im Komtoir für Literatur. Erster Band. 441 S. 1804. 8. 1 Rg. 16 gr. Zweyter Band. Erster Theil. 397 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die Veranlassung zur Bearbeitung dieser Schrift gab ein Streit mit dem D. Becker über den Werth der von ihm herausgegebenen Haus- und Reise-Apotheke. Herr Heun legte damals einen Plan vor, nach welchem ein Hülfsbuch für den Laien in der Medizin bearbeitet seyn müsse. Diesen Plan, den das Publikum mit Beyfall aufgenommen haben soll, versucht der Herr Verf. hier auszuführen. Der Zweck dieser Arbeit ist, nach der Vorrede, Belehrung des Nichtarztes über die an ihm, als organisches Individuum, vorkommenden Erscheinungen, seine Organisation, Gesundheit, Krankheit, und in Ansehung der Wege, welche er, um die vorhandene Gesundheit zu erhalten, und die verlorne zurückzubringen, wählen und einschlagen müsse. Nach des Verf. eigenem Geständnisse, benutzte er bey der Bearbeitung des vorliegenden Werkes »mehrere und viele Schriften,« suchte in ihnen das Gute auf, schied es von dem Schlechten, und bemühete sich so ein Ganzes darzustellen, welches mit Vernunft, Theorie und Erfahrung übereinkomme. Sein Verdienst besteht also darin, daß er das Ganze aus andern zusammen getragen, und den Bruchstücken ein, nach dem Brownischen System zusammenhängendes Ansehen gegeben hat.

Inhalt: Erster Band. Anatomie, Lebensprincip, allgemeine Krankheitslehre und Diätetik. Erster Abschnitt. S. 1—157 Niederer und höherer Organismus und die Aussendinge. Zweyter Abschnitt. S. 158—199 Gesundheit und Krankheit. Wohl- und Uebelseyn, Uebel- und Wohlbe-

befinden. Ursache derselben im Allgemeinen. Eintheilung der Krankheiten, und Bestimmung der Wirkungsart der Reitze. Dritter Abschnitt. S. 200—426 Nach welchen Regeln besteht Gesundheit, oder wie erhalten wir dieselbe? oder Diätetik. Diätetische Verhaltung in Rücksicht der Luft und unsern Wohnungen, der Kleidung, Bette, Reinlichkeit und Baden. In wie fern wird Bewegung und Ruhe dem Körper heilsam und schädlich werden? Ueber die aktiven — passiven und gemischten Bewegungen. Diätetische Bemerkungen über Essen, Trinken, Tabakrauchen und Schnupfen. Diätetik in Hinsicht der Seelenkräfte, Leidenschaften und Affekten. Von den Krankheiten der Handwerker und Künstler, als Richtschnur zur Wahl eines der Beschaffenheit des Organismus entsprechenden Gewerbs. Diätetik in Hinsicht der Geschlechtsverrichtungen und Winke zur physischen Erziehung.

Zweyter Band. Erster Theil. Hypersthenie, Asthenie, Fieber, Ausschläge und Krankheiten der Nerven und der Organe der Verdauung. Vierter Abschnitt. S. 1—114 Entstehen der Hypersthenie und der Asthenie; Zeiträume der Krankheiten; Ursache; Zeichen; Vorhersagung; Diät; Bemerkungen über die Frühlings-Vorbauungskuren, und über den Mißbrauch der Brech- und Laxirmittel. Fünfter Abschnitt. S. 115—397 Construktion, Erkenntniß und Behandlung der einzelnen Formen von Uebelseyn.

Es ist schon oft und nachdrücklich gesagt worden, daß unter allen Versuchen, die Arzneykunde in das Gebiet der Laien überzutragen, die Popularisirung der Erregungstheorie die zweckwidrigste und gewagteste sey. Rec. hat bey mehreren Gelegenheiten dieses Verfahren pflichtmäßig gerügt, und vor dem Studium der daraus erwachsenden Schriften gewarnt, weil er sich immer mehr und mehr überzeugt hat, daß diese literärischen Zwittergeburten den Aerzten unnütze; den Ungeweihten aber schädlich sind. Rec. findet auch keinen erheblichen Grund bey diesem Werke, das Muster einer bessern medizinischen Volksschrift seyn soll, von seiner Ueberzeugung im mindesten abzugehen. — Die anatomisch-physiologische Beschreibung ist für die Ungeweihten nicht faßlich genug, und setzt Kenntnisse voraus, die man von ihnen nicht fordern kann. Manches steht

auch

auch hier überflüssig z. B. das Bruchstück aus der dunkeln Lehre von der animalischen Chemie, worüber die Geweihten noch nicht im Reinen sind. Die Grundlage der physiologischen Belehrung ist in ihren ersten Gründen unrichtig; selbst die wörtliche Compilation aus Röschlaub's Pathogenie, bedarf noch einer totalen Berichtigung, weil Herr Heun beym Abschreiben des zweyten Abschnitts im ersten Bande, und beynahe des ganzen ersten Theils des zweyten Bandes seines Buchs, aus dem genannten Werke Röschlaub's, die erste Auflage desselben vor sich gehabt hat. Schon hieraus folgt, daß des Verf. theoretische Ansicht den geläuterten Grundsätzen der Erregungstheorie nicht entspricht, und es wird daher auch erklärbar, warum er, bey der Benutzung mehrerer und vieler Schriften, hier und da aus der Consequenz gefallen ist. Der 3te Abschnitt 1sten Bandes ist unstreitig besser als die beyden erstern, und enthält viele brauchbare Regeln; allein auch hier giebts der einseitigen Vorschriften genug, die nur unter gewissen Bedingungen wahr und von Nutzen seyn können. Dahingegen wird Manches in diätetischer Hinsicht übertrieben, und kann schon in Gemäßheit des Erfahrungssatzes — daß Uebertreibung der Gefahr das verkehrteste Mittel sey, die Vorsicht der Menschen zu schärfen — von nachtheiligen Folgen seyn; und Arzneyformeln — taugen in Schriften dieser Art gar nichts. Dieß alles mit Beyspielen zu belegen, hieß dem Rec. die harte Verbindlichkeit auflegen, einen Theil des Buchs abzuschreiben, und zu diesem Geschäffte hat er keine Neigung. Transeat cum caeteris.

Br.

Kritisches Repertorium der auf in- und ausländischen höhern Lehranstalten vom Jahre 1781—1800 herausgekommenen Probe- und Einladungsschriften aus dem Gebiete der Arzneygelahrheit und Naturkunde. *Erste Abtheilung* der Schriften 1781—1790, von *Sebast. Joh. Ludw. Döring*, Professor zu Herborn. Herborn. 1803. 4.

Ob-

Obschon der größere Theil der in diesen Zeitraum fallenden kleinen akademischen Schriften in einem oder dem andern Journal verzeichnet, vielleicht ausgezogen und beurtheilt angetroffen wird: so mußte es doch große Mühe kosten, etwas Vollständiges in diesem Fache zu liefern, die Lücken auszufüllen, und demnach noch so manchesmal eine Schrift zur Hand zu bekommen, zu lesen und zu kritisiren. Der Verf. hat alle Ansprüche auf den Dank des Publikums, sich diesem verdienstlichen Unternehmen unterzogen zu haben. Die Eintheilung der Materien und ihre Ordnung ist dieselbe, welche bey dem fünften Fache des allgemeinen Repertoriums der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung beobachtet wurde. Register der Universitäten, der Schriftsteller und der Materien erleichtern den Gebrauch dieses Repertoriums.

Sh.

Pharmaceutische Receptirkunst; oder Anleitung für Apotheker, die von den Aerzten vorgeschriebenen Arzneyformeln kunstmäsig zu bereiten. Von *J. Chr. Ebermaier*, der Arzney- und Wundarzneygelahrheit Doktor, praktischem Arzte zu Rheda in Westphalen, u. s. w. Leipzig, bey Barth. 1804. 8. 20 gr.

Wenn die chemische Receptirkunst des Herrn Trommsdorffs dahin abzweckt, angehenden Aerzten einen sichern Leitfaden in die Hände zu geben, um bey dem Verschreiben eines Recepts, in Hinsicht der unter einander zu mischenden Ingredienzen, Fehler zu vermeiden, und keine Mittel in eine Mischung zu bringen, welche sich nicht mit einander vertragen: so soll hingegen gegenwärtige Schrift dem Apotheker Anleitung geben, die von den Aerzten verschriebenen Arzneyformeln richtig zu verfertigen, und die Mittel selbst nach den Regeln der Kunst zusammen zu mischen — und Rec. kann mit Vergnügen bezeugen, daß sie gewiß ihres Zweckes nicht verfehlen wird.

Es zerfällt dieselbe, nachdem in der Einleitung der Nutzen derselben entwickelt, und der Gesichtspunkt aufgestellt war.

worden, aus welchem sie zu betrachten ist, in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung umfaßt die pharmaceutische Receptirkunst im Allgemeinen, und enthält die Grundsätze und Regeln, die bey der Receptur überhaupt genommen, zu beobachten sind. In der zweyten Abtheilung werden sodann die einzelnen gebräuchlichen Arzneyformeln der Reihe nach durchgegangen und ihre Bereitungsweise so vollständig und deutlich wie möglich, auseinandergesetzt.

Die in der zweyten Abtheilung, einer jeden Arzneyform beygefügten Recepte sind nicht sowohl als Muster für den Arzt; sondern vielmehr als Beyspiel für den Apotheker bestimmt, um die, über die pharmaceutische Bereitung einer jeden Arzneyform aufgestellten Grundsätze und Regeln dem Verstande anschaulicher und dem Gedächtnisse empfänglicher zu machen; auch werden sie dem angehenden Apotheker dazu dienen, ein Recept richtig lesen zu lernen. Wer da weiß, wie mangelhaft meistentheils bey den Lehrlingen der Apothekerkunst die Kenntniß der lateinischen Sprache ist, und wie wenig ihnen oft von ihren Vorgesetzten darinnen nachgeholfen werden kann; der wird dem Verfasser gewiß dafür danken; zumal er in dieser Hinsicht alle Abkürzungen, so wie die gebräuchlichen chemischen Zeichen sorgfältig vermieden hat.

Endlich hat auch derselbe die Aufmerksamkeit des Apothekers auf die verbesserte chemische und pharmaceutische Nomenclatur hinzuleiten, und ihn damit bekannter zu machen gesucht, dadurch, daß er sich in den gegebenen Arzneyformeln der neuen richtigern Namen nach der Preußischen Pharmacopoe bedient, und zu dem Ende die in der genannten Pharmacopoe befindliche vergleichende Uebersicht der neuen und alten Benennungen, angehängt hat, mit dem Unterschiede, daß hier allemal die neuern Benennungen vorgesetzt sind.

Obgleich Rec. dem Verf. in mehrern Stücken nicht beypflichten kann: so zweifelt er doch keinesweges, daß diese Schrift recht viele Leser finden, und daß sie auch den angehenden Aerzten willkommen seyn werde.

Li.

Bey-

Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft von Lebrecht Friedrich Benjamin Lentin. Dritter Band. Leipzig, bey Crusius. 1804. auf XVI und 236 S. 8. 1 Rg.

Dieser gegenwärtige dritte Band der Beyträge war das Letzte, was der nun verstorbene Vf. hinterlassen hat, und das mit den erstern beyden Bänden auch bey der Nachwelt ihm ein bleibenden Andenken erhalten wird. Wie lehrreich alles, was dieser mit Scharfsinnigkeit beobachtende Arzt auch Andern in seinen Schriften mitgetheilt hat, für jeden denkenden Leser ist, ist zur Genüge bekannt; wir brauchen daher nur kurz anzuzeigen, was nun auch in diesem Bande enthalten ist. Zuerst schildert der Verf. wieder einige Epidemieen; aber dießmal ganz kurz; z. B.) die Ruhr, das Scharlachfieber, die Masern, den Stickhusten und die Mumps. Hierauf werden mehrere sporadische Krankheiten weitläuftiger und umständlicher abgehandelt, und diese sind: 1) Krankheiten der Harnblase der Aeltern. Sie sind mancherley, aber noch nicht alle unter eine richtige Diagnostik gebracht; obgleich auch der unvergeßliche Wichmann dazu mit beygetragen hat: daher mehrere Materialien von genauen Beobachtern zu wünschen und mit Dank anzunehmen sind. 2) Von der Wirkung der Digitalis purpurea in der Brustwassersucht; als einem der wirksamsten Mittel dagegen, wie der Verf. durch viele Beyspiele aus eigener Erfahrung beweiset. 3) Hebung verstopfter Drüsen und Scirrhen in der weiblichen Brust. 4) Fortsetzung der Beobachtungen über den Gesichtsschmerz. 5) Von der habituellen Epilepsie. 6) Kurze Nachricht über die Bestandtheile und die bisher beobachtete Wirkung der Rehburger Gesundbrunnen und Bäder. 7) Fortsetzung der Bemerkungen über den Croup. 8) Bestätigung der heilsamen Wirkung des Wisbader Brunnens bey Hämorrhoiden und Hämorrhoidalanomalien. 9) Kurzdauernder Wahnsinn. 10) Von einigen besondern Krankheiten der Speiseröhre. Das Schlingen war hierbey sehr erschwert. 11) Widernatürliche Blutungen aus der Mutter. Veranlassung dazu gaben Mutterpolypen und Molae, auch bey unverheuratheten noch jungen Personen. Zuletzt 12) Uebersicht des Wechsels allge-

allgemeiner Gesundheitsconstitution vom Jahr 1756 bis zum Jahre 1803. Wichtige Resultate aus des Verf. eigenen Erfahrungen. Schade, daß solche nur zu kurz vorgetragen worden. Diesem dritten Bande ist ein Register über alle drey Bände dieser schätzbaren Beyträge beygefügt.

Ueber das zerstörende Laster der Selbstbefleckung, wie solches am sichersten zu verhüten, zu entdecken und zu heilen sey. Von A. Ludw. Intze. Rostock, in der Adlerischen Offizin, auf Kosten des Verf. 1802. 125 S. 8. 8 gr.

Der Verf. mag es wohl mit Abfassung dieser Schrift ganz gut gemeint haben; aber eigene Vorzüglichkeiten besitzt sie nicht; und die über diesen Gegenstand schon vorhandenen Schriften hätten doch besser benutzt werden können, um gegenwärtiger wenigstens einige Vollkommenheit zu geben.

Etwas über den Werth des warmen Badens, nebst einigen Bemerkungen über das Luftbad, vorzüglich in Hinsicht auf physische Erziehung, vom D. Johann Jacob Günther. Frankfurt am Mayn, bey Eßlinger. 1804. 4 Bog. 8. 6 gr.

In dieser kleinen Schrift sucht der Verf. zuvörderst den Einfluß der Wärme auf den Organismus darzuthun, worauf er dann die Empfehlung der warmen Bäder gründet. Jedes Extrem wird nachtheilig, dagegen gewarnt wird. Von der Nutzbarkeit des Luftbades nur zu kurz, wobey sich der Verf. besonders auf Franklin beziehet. Der ganze Gegenstand überhaupt hätte wohl verdient umständlicher erörtert zu werden; indessen hat der Verf. einen guten Willen gezeigt. Doch, wäre auch das Werkchen ungedruckt geblieben, wäre nichts verloren gewesen.

Matthias Sartorphs gesammelte Schriften geburtshülflichen, praktischen und physiologischen Inhalts. Herausgegeben von D. Paul Scheel. Zweyte Sammlung. Kopenhagen, bey Brummer. 1803. 9 Bog. 8. 12 gr.

Die erste Sammlung dieser Schriften eines Sartorphs ist bereits N. A. D. B. 92. B. S. 345 angezeigt worden; wir haben also nur noch anzugeben, was gegenwärtige zweyte Sammlung enthält. Hier folgen nun noch: 1) Von der Einspritzung kalter Flüssigkeiten in die Gebärmutter bey Blutflüssen, nach vollendeter Geburt. 2) Von einer sonderbaren Zusammenschnürung der Mutter, wodurch der abgerissene Kopf eines Kindes auf eine ungewöhnliche Art zurückgehalten wurde. 3) Von einer Krankheit und dem Tode, die durch eine haarichte Geschwulst des Eyerstockes entstanden war. 4) Ueber die Zunahme, die Verbesserung, und den Nutzen, welche die Geburtshülfe in Dänemark durch die Errichtung eines Gebärhospitals in Kopenhagen erhalten haben. 5) Beschreibung von Sartorphs Hakenzange mit beweglichem Haken und dessen Geburtszange mit Griffen zum Zusammenschlagen, von Dr. Scheel. 6) Beschreibung eines neuen Kopfbohrers und einer Hakenzange mit beweglichen Haken. 7) Ueber den Nutzen und die Verbesserung des sogenannten Schutzbettchens. 8) Ueber einige Seltenheiten und Missgestaltungen an Menschen.

Zu einigen von den hier angeführten Abhandlungen gehören denn die 3 Kupfertafeln, die schon bey der ersten Sammlung mit ausgegeben worden waren, und die dahin nicht paßten, wie bey der Anzeige derselben bemerkt wurde; aber in unserm Exempl. fehlt nun doch noch eine, auf welcher die Schutzbettchen vorgestellt worden sind.

Nordisches Archiv für Naturkunde, Arzneywissenschaft und Chirurgie. Herausgegeben von Prof. Pfaff in Kiel, D. Scheel in Kopenhagen, und Prof. Rudolphi in Greifswalde. Dritter Band; zweytes Stück. Mit zwey illumin. Kupfert.

 Kopen-

Kopenhagen, bey Brummer. 1803. 158 S. 8. 16 M.

Die merkwürdigern Aufsätze in diesem Stücke sind: D. Nissen über die Gefahren der Kuhblatterimpfung von Menschen auf Menschen, und von den besten Mitteln diesen Gefahren zuvor zu kommen; nebst Beschreibung und Abbildung dreyerley verschiedener Arten von Kuhpocken an Kühen. D. Scheel liefert eine Fortsetzung der Geschichte der Vaccination in Dänemark. Prof. Viborg über die deprimirenden Wirkungen des Salpeters, und die excitirenden des Küchensalzes, Salmiaks und flüchtigen Laugensalzes, vorzüglich durch Einspritzungen in die Adern von Thieren erprobt. D. Nissen Vorschlag zur Veredlung des Schleswig-Holsteinischen Hebammenwesens. Hieraus siehet man, daß auch wohl unterrichtete Hebammen ausarten, und nicht das bleiben, wozu sie gebracht worden. Es ist also immer nöthig, daß sie unter strenger Aufsicht genommen werden. Im Anhange liefert D. Scheel noch Entwürfe einer Medicinalpolizey-Verordnung im Betreff des Trinkwassers, und in Rücksicht auf gesunde Kleidertracht. Alles gut gemeint; diese Entwürfe aber werden wohl fromme Wünsche bleiben; Finanzspekulationen werden dagegen immer leichter realisirt, und sollten sie auch den größten Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Zo.

Haushaltungswissenschaft.

D. A. Thaer's Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräthe. Erstes Heft 1803, 82 S. 4. und mit 9 Kupfertafeln. Desgleichen zweytes Heft, 30 S. und mit 8 Kupfertafeln. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. (Preis eines jeden Heftes 3 Mk.)

Die Vorrede dieses Werkes verspricht keine andern Werkzeuge abgebildet zu liefern, als solche deren Nutzen

des

des Verf. eigene Ueberzeugung, und deren Gebrauch er praktisch kennen gelernt und völlig ausstudirt habe; dahingegen will er von diesen Werkzeugen genaue mathematische und vollständige Abbildungen im Ganzen und in einzelnen Theilen geben, so, daß ein Arbeiter, welcher den Gebrauch des verjüngten Maaßes, Zirkels und Winkelmaaßes kennt, sie nach den Figuren verfertigen könne.

Die beschriebenen Werkzeuge sind: 1) der Smallsche Pflug 2) der verbesserte Cultivator, (kein richtiger Name, da es mehr den Ackerbauer als sein Instrument ausdrückt.) 3) Der Exstirpator, (Kraut-Ausrotter oder Vertilger; so wären wenigstens die übrigen zugesetzten Namen: daß ihn einige Cultivator und Scarrificator nennten, entbehrlich, zumal er bey Brachfeld von Nutzen seyn soll?) Das zweyte Heft soll einige Drillwerkzeuge, Pferdehacken, (ist das der rechte Name? wiewohl von Pferdehacken hier wenig vorkommt, und sich vielmehr S. 30 auf den 3. Bd. der englischen Landwirthschaft bezogen wird,) und Scarrificatoren enthalten; die aber auch in dem vor uns liegenden 2. Hefte fehlen, und wohl Schröpf-Pflüge seyn sollen, die man in Deutschland längst und vielleicht besser wie die englischen hat. Wenigstens hat Rec. dergleichen, dazu er die Modelle aus der Sammlung der Leipzig. ökonom. Societät erhielt; daß aber H. Thaer immer nur englische Werkzeuge liefert, und diese so, wie die englische Landwirthschaft anpreiset, erinnert uns an das, was der biedere deutsche Beckmann in seiner phys. ökonom. Biblioth. Bnd. XXII. St. 4. S. 525 und 578 äußert. Ersten Ortes S. 525 sagt er, bey Beurtheilung von Medicus kleinen ökonom. Aufsätzen 1804, daß dieser im ersten Aufsatze schildere, wie viel die pfälzische Landwirthschaft im verflossenen 18ten Jahrhunderte verbessert worden. H. B. fügt dann hinzu: »Man muß gestehen, daß dort, wie auch in manchen andern Theilen von Deutschland nicht wenige nützliche Einrichtungen gemacht sind, welche uns jetzt mit großen Lobpreisungen, als Erfindungen der Engländer, zur Nachahmung gepredigt werden; z. B. führt der Verf. das Verfahren des Grafen Podewils an, welches wirklich eben dasselbe ist, wodurch

die Viehzucht von vielen deutschen Landwirthen verbessert worden, und welches auch — — von Eckhart in seiner Experimental-Oekonomie gelehrt hat.« Dann schreibt er S. 578: »Lehrreich ist, was Gilly — — — über die Nichtbeachtung oder gar Verachtung deutscher Werke gegen das, was Engländer und Franzosen machen, gesagt hat. Nach der Nationalsünde rühmen die Deutschen nur ausländische Werke und Erfindungen, wenn gleich bessere bey uns zu finden sind.« Was er noch weiter zu Beschämung der Deutschen spricht, lese man bey der Quelle; wir sagen selbst: Engländer und Franzosen erfinden viel Gutes; aber sie entlehnen auch viel von uns Deutschen, und schenken es uns wieder als eigene Erfindungen. Das gilt indessen nicht von den zwey vortrefflichen Franzosen: Silvester und Cadet de Vaux; denn jener Silvester (beständiger Sekr. der Landwirthschafts-Gesellschaft des Seinedepartements) ist bekannt durch seine Schriften und daß er Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft ins Französische übersetzt, auch besonders das schöne Werk: Essai sur les Arts Economiques en France, an XI. auf 176 S. in 8. herausgegeben hat, das Riem in seiner neuen Sammlung ökonomischer Schriften, betitelt: Halbjahrbeyträge 2. Lieferung S. 404 ins Deutsche zu übersetzen versprach. Und letztern (Cadet) kennt man durch mehrere schon ins Deutsche übersetzte Schriften, besonders auch durch eine vom Weinbaue; rühmlich ists ihm, daß er in den Mémoires d'agriculture, publiés par la société d'Agriculture du Departement de la Seine, (davon jetzt IV Theile heraus sind,) im 1. Theile bey Verbesserung eines mephitischen Brunnens sehr richtig angemerkt hat: daß diese Einrichtung in den Anzeigen der Leipziger ökonom. Societät, Mich. Messe 1785 S. 48 beschrieben sey. Wir beklagen an H. Th. Anpreisung englischer Acker-Werkzeuge, die wir gern, so weit sie gut und nützlich sind, auf und annehmen, nur das, daß er ganz und gar vergißt — (wissen sollte ers doch wohl als belesener Autor) bey mancher Abbildung zuzufügen; dieß und jenes ist auch bey diesem oder jenem deutschen Autor zu finden. So z. B. konnte er bey dem verbesserten, so genannten Cultivator, sagen: auch Schubert von Kleefeld in seinen Oekonom-Cameralistischen Schriften, und Riem in seinem Arndtische

Riem-

Riemschen Ackersystem haben einen verbesserten Cultivator beschrieben. Riem bildet zwar in seinem Modellmagazin, davon jetzt 2 Hefte vor uns liegen, und das hoffentlich fortgesetzt wird, nur deutsche Landwirthschafts-Instrumente, und Thaer in dem 1. und 2. Hefte nur englische Ackerwerkzeuge ab. Jener lobt meistens das Deutsche, dieser das Englische, wovon im 2. H. S. 4 ein Beyspiel ist, daß Cooks Säemaschine einer englischen von Dukket vorgezogen wird, da wir doch vom deutschen Meltzer eine so sehr einfache als gute Säemaschine haben.

Nun wollen wir nur noch anzeigen, was Tafelweis vom Verf. aufgestellt worden. Es handelt der Verf. zuerst von der Entbehrlichkeit der Räder an den Pflügen und von der Theorie des Pflugs im Allgemeinen. Der Nutzen des Vordergestelles soll 1) seyn, um die Last zu erleichtern, und 2) den Pflug stäter zu erhalten. Beydes wird vom Verf. bezweifelt, und zwar, weil die Räder nur in dem Falle auf die Last, gleich einem Hebel wirken, wenn sie auf ihnen ruhe; es ruhe aber vom Pfluge nichts auf dem Vordergestelle, als die Spitze des Baums, welche ohnehin in der Richtung stehen müsse, in der sie auf jenem läge. Der Verf. hat Recht, und der S. 4 beygefügte Holzschnitt, nebst der in Tab. I. gelieferten Zeichnung, und der Vergleich mit einem hinter dem Wagen angebundenen Schlitten, macht dieses deutlicher.

So gründlich geht der Verf. alles Uebrige durch, was wir zu lesen, und mit von Münchhausens Pfluge in seinem Hausvater 1. Th. zu vergleichen empfehlen.

Nun folgt S. 41—60 die Erklärung des Smallschen Pfluges Tafel I—V, (so sind sie im Texte römisch, auf den Tafeln selbst aber deutsch bezeichnet; warum nicht an beyden Orten gleichförmig?) und Alles ist umständlich, bald nur zu umständlich, und daher für Landwirthe auch zu kostbar oder theuer erklärt. Er hat seinen Namen vom Pflug- und Rademacher Small, und ist der verbesserte Rothenhammerpflug, darüber Arbuthnot mathematische Betrachtungen angestellt hat. (M. s. Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft S. 105) Ohne auch zu umständlich zu werden, dürfen wir nichts weiter von ihm anführen, als daß er schon auf

den Gräfl. Einsiedelschen Eisenhütten zu Mückenberg, 5 Meilen von Dresden, und auch auf dem Harze gegossen werde. Rec. hat ihn gesehen und geprüft; aber gefunden, daß er wieder bey Seite gelegt worden, und so in Deutschland noch nicht sein Glück gemacht habe. Die Kosten von 30 Thlr. und 18 Thlr., da er nur allein 76 Pfund gegossenes Eisen erfordert, sind auch nicht eines jeden Landwirthes Sache; wer gern das Geld ausgiebt, da ists ein anders! S. 61—74 wird der sogenannte und schon oben erwähnte Cultivator beschrieben, und in Tafel VI., VII. und VIII abgebildet, deren Erklärung man S. 66 f. findet; immer auch zu kostlich für deutsche Landwirthe; indessen ist er doch empfehlbarer, als der Smallsche Pflug; er hat ein Streichbret, oder deren zwey, die beweglich, auch von Eisen sind. Die deutschen Landwirthe genügen sich mit 2 hölzernen beweglichen Streichbretern, so wie sie in oben gedachten Werken befindlich sind. Endlich folgt S. 75 bis Ende der oben erwähnte Exstirpator, den die IX. Kupfertafel verdeutlichet. Es ist ein viereckiges Gestell, an welchem vorn 5 und hinten 6 Schaare befindlich sind. Ein Gründel ruhet auf einem Vordergestelle, und hinten sind 2 Sterzen. Er soll zu Ausrottung des Unkrautes dienen, daher er einen deutschen Namen mit Recht führen wird, sobald er den Deutschen entspricht. Mancher wünscht noch, daß der Verf. angeführt haben möchte: in welchen englischen Schriften die abgebildeten Stücke im Originale zu finden sind.

Nun zum zweyten Hefte. Darüber können wir kurz seyn, da wir oben schon Manches berührt haben. Das Duketsche Drillwerkzeug (Saatmaschine) kommt zuerst vor; es können damit in einem Tage 10—12 Morgen besäet werden. — Doch wird dem Cookschen (von Andern dem Winterschen) Saatpfluge der Vorzug gegeben, weil er dauerhafter ist. Tafel I, (im Texte, auf der Kupfertafel 1) so ists bey den übrigen Tafeln gegen den Text, durch römische und deutsche Zahlen ebenfalls verschieden; warum nicht gleichförmig?) zeigt, wie mit dem Furchenzieher 5 oder 6 Furchen zugleich gezogen werden können, und dazu gehören zwey Menschen und ein Pferd; ein dritter schiebt den Saat-Kasten hinter her. Der Acker muß aber natürlich vorher so gut und locker gepflügt seyn,

als

als es zum Arendtsch⸗Riemischen fünfschaarigen Saatpfluge erfordert wird. Tafel 2—5 liefert die einzelnen Theile, und Tafel 6 einen Bohnen⸗ und einen Erbsen⸗Driller (Säer) am deutlichsten, der vielleicht auch am brauchbarsten für uns seyn dürfte. Tafel 7 eine Maulwurfsegge, besser wäre der Name: Maulwurfs⸗Ebener; dieser hebt die Maulwurfshaufen ab und vertheilt sie, wie eine Egge, da Sträucher nach hinten zu sind. Solche Maulwurfs⸗Hobel haben wir schon in Deutschland mehrartige; so z. B. ist von dem jüngern Riem (Sohn des Commissionsrathes) bey Leipzig, einer in seines Vaters neuen Sammlung ökonom. Schriften 13 Theil vom J. 1798 beschrieben und abgebildet; aber Wiesenschleppe betitelt. Einen gleichen hat der H. von Goldfuß in Schlesien schon in frühern Zeiten, laut der Nachrichten der Schles. ökonom. patriot. Gesellschaft, unter dem Namen: Wiesenhobel, bekannt gemacht. Den Beschluß macht S. 29 Tafel VII. (soll aber VIII. heißen) mit einer Maschine, die zum Drillen (Säen) des Rübensamens, Rübsens und Rapses, (warum nicht auch zum Kleesaamen, Hirsen u. s. w.?) zu gebrauchen ist. Daß des Verf. Bildniß vor dem zweyten Bande stehe, ist zu erwähnen; ob aber dieß, oder das vor Hermbstädts Agrikulturchemie das richtige sey, lassen wir unentschieden.

Grundsätze und Erfahrungen zur Erzielung einer reichen Milchwirthschaft (,) nebst Abbildung eines Butterfasses (;) von D. Bernhard Laubender, ausübendem Arzte zu Rothenburg an der Tauber, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehrenmitgliede. Nürnberg und Altorf, bey Monath und Kußler, 1804. 190 S. und XVI S. Inhaltsanzeige, auch 2 S. Kupfertafelnerklärung. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Dieses Werk verdient es, daß wir unsere Leser mit dessen Inhalte bekannt machen; doch werden wir auch, nach unserer Angelegenheit, dessen Unvollkommenheiten nicht verschweigen; hoffen aber, daß uns dießfalls der Verf. nicht

 nach

nach seiner S. VI der Vorrede angegebenen Art verachten werde, welches Rec. außerdem, wenn er ihn so gröblich, wie seine andern Rec. behandeln würde, erwiedern müßte; er versichert aber dem Verf., daß es nur aus Wahrheit der Sache geschiehet, was er ihm entgegnet, und daß er ihn nicht von Person kenne. In der Einleitung sucht der Verf. zu beweisen, daß nur bey einer richtigen Einsicht, in die Natur und ihre Gesetze zu wirken, und den darauf gegründeten Erfahrungen, der Landwirth zu einem höheren und reichlichern Betriebe einer Milchwirthschaft gelangen könne, deswegen er die Bedingungen kennen müsse, unter welchen nicht nur die thierische Natur in möglichst größter Menge Milch, Rahm und Käsestoff produciren; sondern er selbst auch Rahm, Käsestoff und Butter in möglichst größter Menge gewinnen kann. Erster Abschnitt. Ueber die Bedingnisse, unter welchen die thierische Natur die Milch in größtmöglichster Menge produciren kann. Die Milch wird im Euter durch eine eigene Thätigkeit aus dem Blute des Körpers, wie in der Leber aus demselben die Galle abgesondert wird, bereitet. Wo nur ein besonderer Reiz, d. h. eine vorzügliche Lebensthätigkeit in einem Organe obwaltet, da findet auch ein besonderer Saftzufluß statt. Findet aber ein besonderer Reiz in zweyen unter einander verschiedenen Organen statt: so gehet der Zufluß der Säfte mehr dahin, wo der stärkere Reiz ist. Hat z. B. eine Kuh empfangen: so waltet in der Bärmutter ein besonderer Reiz ob, der größeres Zuströmen der Säfte in dieselbe zur Folge hat, als in das Milch bereitende Organ, das Euter. Soll daher eine Kuh viele Milch produciren: so muß in ihrem Euter eine vorzüglich fortwährende Thätigkeit herrschen, die durch keine andere größere beschränkt wird. Der Landwirth muß daher wissen, wodurch diese Thätigkeit theils beschränkt, theils erreget und erhalten wird. Sie wird A. beschränkt; 1. durch den steten Sommer-Weidegang; denn weil sich die Kühe dadurch stark bewegen: so stallen und urinîren sie öfterer, dünsten stärker aus u. s. w. folglich wird die Masse der Säfte vermindert, und also den die Milch bereitenden Organen ein geringer Zufluß vergönnt; 2. durch grobe Mißhandlung; denn durchs Prügeln und Abjagen werden die Absonderungen des Körpers vermehrt, also ein größerer Reiz auf jene Organe gesetzt, als in den die Milch bereitenden Organen vorhanden ist; 3.

durch

durch ungesunden Aufenthalt im Stalle; denn in einem kranken Thiere werden die Organe in ihren Funktionen gestört, also auch das Milchabsondernde; 4. durch vieles Putzen und Striegeln, wodurch nur die Qualität, nicht aber die Quantität der Milch befördert wird; denn die Haut erhält dadurch einen besondern Reiz und die Säfte werden dahin geleitet; 5. durch schlechte Nahrung, welche die quantitative und qualitative Masse des ganzen thierischen Körpers vermindert, folglich auch die Milch, indem die Thätigkeit des Thierorganismus die Thätigkeit eines jeden einzelnen Organs bestimmt; (dieß steht S. 11 f., wie reimt sich aber dieser Widerspruch mit S. 81.? wo der Verf. selbst das Putzen und Striegeln des Tags mehrmals und das aus guten Gründen, empfiehlt!); 6. durch schlechtes Melken, wenn man nicht rein ausmelkt, oder ungeschickt die Zitzen angreift, und dem Thiere Schmerzen verursacht; denn die Milchadern entbehren hernach ihres specifischen Reizes, auf dessen Anbringung sie sich gern entleeren. Hingegen wird jene Thätigkeit B. befördert: 1. durch gute zweckmäßige Behandlung der Kuh, besonders nach dem Kalben; 2. durch ein zweckmäßiges Melken nach gesetzmäßigen Zwischenräumen; aus richtigen Gründen verwirft der Verf. daher das 4malige Melken in 24 Stunden; (Rec. zieht das drey- und zweymalige vor;) 3. durch fleißiges Tränken, (Rec. hält das Tränken vor dem Melken für das beste,) vorzüglich von warmer und schleimiger Beschaffenheit; 4. durch Reinigen und Baden des Euters; 5. durch Ruhe und gesetzmäßige Diät, oder gute Futterordnung; 6. durch Futter, welches vorzüglich stark auf Verdauung wirkt und reichlichen Stoff für den Milchsaft liefert; dahingegen Kräuter, welche auf die Ab- und Aussonderungen z. B. auf Schweiß, Urin u. s. w. stark hinwirken, die Milch vermindern; 7. durch reinlichen und gesunden Aufenthalt im Stalle; 8. durch eine sanfte Pflege und Behandlung.

Zweyter Abschnitt. Ueber die Bedingnisse, unter welchen die thierische Natur die meiste Sahne oder (den meisten) Rahm erzeugt: Diese sind: 1. Man striegle und putze die Kühe des Tages mehrere Male; denn dadurch wird die Haut perspirabler, der Körper vieler wäßrigen Dünste entladen, und der Milchsaft concentrirter. (Hier müssen wir uns auf das beziehen, was

wir

wie oben Abr. S. 11 f. als Widerspruch, mit dem hier S. 91 angeführt haben.) 2. Man gönne den Kühen eine erhabene, trockene und fette Weide. 3. Man halte auf gute Rahmkühe. 4. Man füttere wohlriechende, süße, den Wohlgeschmack reizende Futterkräuter. 5. Man füttere Körnerfrüchte und Wurzelwerk mehr gekocht als roh; denn durchs Kochen, wird nach S. 87 der Aufschluß der nahrhaften Theile, der Zuckerprozeß und die Aussonderung der fremden (rohen) Theile mehr befördert. 6. Man lasse das Leinkuchengetränk nie ausgehen. 7. Man melke (im Sommer, so heißts in der Inhaltsanzeige S. XIII; viele Kühe sind aber auch im Winter frischmelkend!) des Tages höchstens zweymal (dreymal ist bey vollem grünen Futter, und bey Kühen im Winter, auch angemessen; nur viermal ist zu viel,) denn durch öfteres (das ist doch wohl viermaliges?) Melken gewinnt man zwar viele Milch; aber weniger Rahm, indem der Rahmprozeß im Euter später geschieht, als jener der Milch, und die Natur zum letztern mehr Zeit braucht, als zu jenem. 8. Man warte die Kühe in jeder Hinsicht recht wohl. 9. Man spare bey schlechtem Futter das Salz und die lauen Mehlgetränke nicht. 10. Man melke in gesetzmäßiger Ordnung die Kühe jedesmal rein aus.

Mit S. 94 nimmt die Untersuchung, wie die geronnene Milch behandelt werden muß, daß sie vollkommen ausrahmet, den Anfang; und dreyerley wird dazu erfordert: 1. das Melkgeschäfft muß auf das reinlichste vollbracht werden; 2. die Milchgeschirre müssen rein, und von zweckmäßiger (keilförmiger) Form seyn; 3. sie müssen an einem passenden Orte aufbewahrt werden. Wenn der Verf. der Milchschwemme im Erzgebirge — wo der Rec. wohnt — S. 108 erwähnt: so sieht man daraus, daß ihm solche nicht vollkommen (er hat Alles nur vom Hörensagen) bekannt ist, da er sie außerdem nachdrücklicher empfohlen haben würde. Er sagt bloß am Ende: wenn die Milch in der Schwemme zweymal abgerahmt ist: so stelle man sie an einen andern Ort — — bis sie ganz dick und sauer geworden ist, rahme sie dann wieder ab, thue aber diesen Rahm apart, und vermische ihn nicht mit dem zuerst abgerahmten, wenn es einem darum zu thun ist, eine ganz gute und mittelmäßige zu gewinnen. (Was dann?

wohl

wohl Butter, und doch ist hier kein einzigmal der Name Butter bey der Milchschwemme vorgekommen, und nachher heißts doch: erstere ist immer im Preise höher als die letztere, also die Butter; nicht der Rahm, weil Verf. selbst nicht: die Rahm schreibt.)

Dritter Abschnitt. Ueber die Bedingnisse, unter welchen der Landwirth reichlich Butter gewinnen kann. Was hier der Verf. aufführt, ist bekannt; wir wollen es daher wegen Beschränktheit des Raums übergehen. Am Ende des Abschnittes ist das abgebildete brabantische Querl-Butterfaß beschrieben. Wir loben dieses Butterfaß selbst; aber mißbilligen die Butter-Rollen, (so nennt der Verf. die liegenden Butterfässer, welche man mit einer Kurbel auf Lagerzapfen umdreht,) deswegen nicht; denn wir wissen den Fehlern bey den Dreh-Butterfässern abzuhelfen, ohne das Obertbürchen der Luft wegen oft öffnen zu müssen, als welches der Verf. S. 158 als Hülfe angiebt. Wir haben dazu ein kleines Loch, das man mit einem leicht zu öffnenden Zäpfchen zusteckt. Ueberhaupt scheint der Verf. mehrere Arten guter stehender Stoß- und liegender Drehbutterfässer nicht zu kennen: so z. B. nicht, die von der letztern Art in Peßler's Schriften abgebildet worden, der die seinigen wie ein Spinnrad treten läßt und die mehr als zu viele Luft haben. Eben so wenig mag er das im Magazin aller neuen Erfindungen im 24. Hefte (oder des 4. B. 6. St.) S. 355—357 abgebildete kennen, welches das Liefländische und wirklich simpelste, auch am leichtesten zu bewegende, und dabey zum Querlen, auf Jou-Jou-Art, mit dem vorgedachten Zäpfchen eingerichtet ist; denn würde der Verf. das letzte kennen: so würde er die so nöthige, hier aber leichtre Luftverschaffung angegeben haben.

Vierter Abschnitt. Ueber die Bedingnisse, unter welchen reichlich Käs (in der Inhalts-Anzeige schreibt der Verf. Köß, warum so verschieden?) gewonnen und derselbe zum ökonomischen Verbrauche benützt werden kann. Wie in Franken die Käse gemacht werden, und gemacht werden sollen; eine neue Art Zuckerkäse zu verfertigen; Anweisung zur Fabricirung guter Käse; die saure Milch dient zum Bleichen der Lein-

wand;

wand; man kann Branntwein aus dieser Milch gewinnen; Milchessig; wie ein dauerhafter Kütt aus Käsen zu erhalten ist: dieß ist dieses Abschnittes Inhalt. Daß die saure Milch ein gutes Mittel ist, Leinwand damit zu bleichen, ist richtig; allein es rührt solches von den in der sauren Milch befindlichen Molken her, daher Manche nur diese dazu anwenden; dagegen den Käs besonders benutzen. Die Beschreibung, wie in Sachsen die Käse fabricirt werden, ist nur von einigen Gegenden richtig: in andern, besonders im Erzgebirge, hat man eine bessere Methode. Wie kommts, daß er sich diese nicht auch von seiner obgedachten Dame zum Druck erzählen ließ?

Fünfter Abschnitt. Ueber den Gebrauch der Milch in diätetischer Rücksicht. Hier begiebt sich Rec. seiner Competenz, da er kein Arzt, sondern bey seinem Hauptstudium praktischer Landwirth ist.

Wie es Rec. vorkommt: so hat der Verf. in der zweyten Hälfte seines sonst guten Werkchens etwas flüchtig gearbeitet, da wir in derselben auf einige Lücken gestoßen sind, an welche er uns in der ersten Hälfte nicht gewöhnt hatte. Er hätte hin und wieder vollständiger seyn und tiefer schöpfen können. Als Arzt darf er kein Fremdling in der Chemie seyn, und wird es hoffentlich auch nicht seyn; aber doch ist er über Manches hinweg geschlüpft, ohne von dieser Wissenschaft einen Gebrauch zu machen, die doch bey dem Milchwesen die vornehmste Rolle spielt. Er würde sich z. B. viele Leser noch verbindlicher gemacht haben, wenn er sich über die Bestandtheile der Milch ausführlicher erklärt hätte; das Ranzigwerden der Butter, S. 129, ist als eine Art der Essiggährung zu betrachten; weil sich hier eine anfangende Säure bildet, und der Kohlenstoff und Wasserstoff des Oels den Sauerstoff aus der Luft an sich nehmen. Das Sauerwerden der Milch, S. 151, ist von dem Milchzucker herzuleiten, wobey er eine wahre Essiggährung erleidet und dadurch zersetzet wird. Daß die Milch, nach S. 153, durch das Laaben gerinnt, scheint daher zu rühren: durch die Säure entsteht Wärme, und dadurch werden die Bestandtheile der Milch zurückgestoßen, und der Sauerstoff, welcher schon wesentlich in der Milch enthalten ist, bewirket neue Verbindungen dieser Bestandtheile, wodurch der Käs-

Käsestoff von dem wässerigen Theile getrennt wird. Allein dieses und mehreres Andere übergeht der Verf. mit Stillschweigen! Hr. Laubender scheint uns daher in der Chemie nicht allzustark zu seyn; wenigstens hätte er diese Wissenschaft auf seinen Gegenstand besser und öftere anwenden sollen. Wenn man Zucker in das Butterfaß wirft; so wird keine Butter. Hr. Laubender sagt nichts davon, und läßt es unerklärt. Nach unserer Einsicht hat er auch auf das Gährungsgeschäfft zu wenig Rücksicht genommen und hätte er dieses gethan: so würde ihm z. B. die Scheidung des Rahms von der Milch in der Milchkammer kein Geheimniß seyn; auch würde er es haben erklären können, warum die Milch, sobald sie von der Kuh kommt und in einem zugestopften Gefäße aufbewahret wird, nicht aufrahmt.

Die Molke, für die Molken, ist ein Provinzialismus, und im Hochdeutschen ein Fehler.

Zw.

Wirthschafts-Erfahrungen in den Gütern Gusow und Platkow, gesammelt von deren Besitzer, dem Grafen von Podewils, Ehrenmitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Berlin, und der Mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft. Vierter Theil. Berlin, bey Maurer. 1804. 129 S. und LII Tabellen auf 112 S. 4. 1 Rt. 16 gr.

Der in vieler Betrachtung, und insonderheit in Absicht auf die Landwirthschaft, sehr verdiente Graf, hat kurz vor seinem Tode diesen 4ten Theil seines Werkes der Presse übergeben, und vermuthlich ist derselbe auch, zu unserm Bedauern, der letzte. Dieser Theil ist mit eben dem Fleiße und der Genauigkeit ausgearbeitet worden, wie seine ältern Brüder, die deswegen auch in verschiedenen Zeitschriften rühmlichst, und so auch von uns, erwähnt worden sind. Die vorangesetzte Inhaltsanzeige zeigt bald die reichhaltige Materie an, welche in 14 §. abgehandelt worden. Freylich läßt sich nicht von allen Angaben eine mathematische Ge-

Genauigkeit erwarten; denn ultra posse nemo obligatur; indessen hat sich der Verf. bemühet, der Wahrheit so nahe zu kommen, als es ihm bey den Berechnungen der mannichfaltigen Zweige seiner weitläuftigen und beträchtlichen Landwirthschaft auf seinen Gütern möglich war. Doch das Werk enthält nicht bloß trockene Angaben und Tabellen; sondern der Verf. hat auch hin und wieder sehr richtige und treffende Bemerkungen beygefügt. Merkwürdig ist z. B. die Art, wie der selige Graf (nach S. 55) seine Wirthschaftsbedienten behandelte, daher es ihm auch nie an guten Leuten mangelte. »Die Bemerkung »(so führt er S. 57 fort,) die schon in ältern Zeiten der berühmte Minister Sully sehr richtig machte, daß den guten Königen brauchbare Minister nicht leicht fehlten; »wohl aber letztern gute Könige, fand ich im Kleinen »auch hier sehr passend. Der Mangel an guten Herren ist »stärker, als an guten Dienern jeder Art.« Was der Verf. von den Anschlägen nach den ritterschaftlichen Sätzen S. 122 f., und S. 124 von dem Verpachten der Güter sagt, und die Gründe, welche er aufstellt, verdienen allerdings Beherzigung und angeführt zu werden; wir wollen daher hier Einiges ausheben. Zuerst sagt der Verf. über die Gründe der Anschläge bey Verpachtung der Königl. Aemter und der im Märkischen Ritterschafts-Creditreglement vom 15. Juny 1777 so: es scheine, man habe keine Gelegenheit vorbey lassen wollen, den Anschlag (S. 113, mit Bezug auf die Tabellen,) recht bunt und unverständlich zu machen. Dann sind auch manche Fehler, welche der guten Absicht des Creditsystems schaden, bis zu S. 124 angezeigt, und der Hr. Graf führt als den zweckmäßigsten Anschlag den nach seinen Erfahrungen Tab. XLVII. entworfenen an. Nun geht derselbe zum Verpachten (S. 124) über, und zeigt erst, was für Vorzüge daßelbe vor dem eigenen Bewirthschaften habe:

1. Daß das Gut einen bestimmten Werth durch die bewilligte Pacht bekomme;

2. daß man die Zinsen des Betriebs-Kapitals gewinne;

3. daß Einkünfte in bestimmten Terminen eingiengen;

4. Daß

4) daß sie durch keine Unglücksfälle,

5) noch durch die Betrügereyen unredlicher Verwalter, geschmälert würden;

6) daß man den Vervortheilungen des Pächters durch bündige Kontrakte vorbeugen könne;

7) daß man nicht auf seinen Güter angekettet seyn dürfe, weil eigene Bewirthschaftung schlechterdings viel persönliche Gegenwart erfordere;

8) daß eigenes Interesse den Pächter zu einer sorgfältigern Bewirthschaftung als den Verwalter antreibe.

Diese so sehr einleuchtenden Vortheile genügten aber dem Verf. nicht, und er widerlegt sie gründlich. Der Raum gebietet uns, so schön Alles ist, nur kurze Berührung zu machen. Er sagt:

Ueber 1) beweise das S. 124 angeführte Beyspiel von Gusow, wie unrichtig der Werth eines Gutes durch Verpachtung ausgemittelt würde, der sich auf Anschläge nach Ritterschafts-Grundsätzen gründe, und einen andern kenne man bis jetzt nicht. Die daselbst befindliche Vergleichung, des, durch den auf seine Erfahrungen gegründeten Anschlag, ausgemittelten Werthes des Ackerbaues und der Dienste bey Gusow, mit dem Werthe nach den ritterschaftlichen Taxprinzipien, zeige, daß jener um die Hälfte höher war. Bey der Verpachtung hatte er sich, nach dem gewöhnlichen Gange, also glücklich geschätzt, 2000 Thlr. über den Anschlag S. 122 zu bekommen, und doch noch 5000 Thlr. jährlicher Einkünfte eingebüßet, ohne den Verlust bey der Brau- und Brennerey, die er in der Folge zeigen würde, wenn er diese Wirthschaftszweige bearbeiten werde. (Aber leider! ist der gute Verf. darüber gestorben, und es wäre Schade, wenn er es nicht im Manuskripte zurückgelassen haben sollte.) „Daß so viele Güter, die verpachtet waren, weit unter ihrem Werthe täglich verkauft werden, ist eine untrügliche Bestätigung meines Satzes. Ich selbst habe ein Gut gekauft, das für 1000 Thlr. verpachtet war, und ich mußte dem Pachter für 3 Jahre, welche er noch zu sitzen hatte, 7000 Thlr. Abstand geben. Den

jährlichen Vortheil, von 2500 Thlr. wies er mir einleuchtend nach. Der Unterschied zwischen dem wirklichen Ertrage des Gutes und der Pacht, war wie 7 zu 2, und dieß giebt einen neuen Beweis, wie sehr Verpachtungen irre führen, wenn sie zur Bestimmung des Werths eines Gutes dienen sollen; dieser bleibt dem Besitzer so lange gänzlich verborgen, bis er sich zur Vermessung und eignen Bewirthschaftung entschließt."

Ueber 2) bleibt der Verf. auch bey Gusow stehen; weil nun S. 122 gesagt sey, daß den Pächtern beynahe immer das Inventarium nach der Taxe übergeben werde, also an Betriebs-Kapitale wenig gewonnen würde: so weiset er das Betriebs-Kapital daselbst (S. 98) auf 23798 Thlr. 5 Gr. nach. Hiervon würde der Pachter nur das zum Ankaufe des Fett-Viehes und zu einigen Superinventarien nöthige Kapital hergeben, das höchstens 7500 Thlr. seyn könnte. Die Zinsen hingegen betrügen zu 4 Procent 300 Thlr.; was ein geringer Gewinnst in Vergleich des S. 125 nachgewiesenen Verlusts von 5000 Thlr. sey.

Auf 3) bejahet der Verf., daß bey zweckmäßiger Administration dem Verwalter keine bestimmte Zeit zur Geld-Ablieferung gesetzt werden könnte; weil Verschleuderung der Produkte zur Verminderung der Einkünfte S. 99 sonst natürliche Folge seyn würde. Dem Pachter, wenn er nicht diesen Schaden erleiden wolle, bliebe nichts übrig, als ein Kapital baar liegen zu haben, oder sich Kredit zu bewirken. Der Gutsherr, der in der Regel reicher als der Pachter sey, würde beydes leichter und mit geringern Zinsen verschaffen können; u. s. w.

Ueber 4) sey man nur gegen kleine Unglücksfälle gedeckt, und habe sich nicht, wie bey eigner Bewirthschaftung, der Glücksfälle zu erfreuen; diese nütze der Pachter allein durch die ausbedungene Remission 2c.

Auf 5) gebe man bey Verpachtung gemeiniglich mehr gutwillig weg, als man durch Betrug verlieren könne. Bey Gusow hat der Verf. S. 125 den Verlust bey Verpachtung auf 5000 Thlr. nachgewiesen. So viel hätte er schwerlich betrogen werden können. Dieß wird umständlich erwiesen.

Auf

Auf 6) seyen Vervortheilungen der Pächter weit mehr zu besorgen. Betrüge er seinen Herrn: so würde er von seines Gleichen als ein kluger Mann geschätzt, u. s. w. Daß Kontrakte ein schwaches Mittel seyen, den Vervortheilungen der Pächter vorzubeugen, wisse Jeder der mit ihnen zu thun gehabt. — Wer den Gang der Justiz kenne, wisse wie schwer es halte, den Pachter bey wirklichen Vervortheilungen zu überführen, und sey, wenn ers nicht zu grob mache, mit vielen Weitläuftigkeiten verbunden. Den betrügerischen Verwalter setze er nach den Gesetzen, in dem Augenblicke, wo er überführt sey, außer Dienst.

Auf 7) dieß sey schon im 4. Th. S. 56 widerlegt.

Auf 8) endlich sey Eigennutz freylich die Triebfeder aller Handlungen, und eigner Vortheil der Zweck. So weit sey das menschliche Geschlecht noch nicht gesunken, daß der gewöhnlich darunter verstandene niedrige Eigennutz — — der einzige Antrieb zu Anstrengung unsrer Kräfte sey. Einen Wirthschafter, der auf die §. 10. geschilderte Weise gewählt und behandelt werde, treibe Ehrliebe, Dankbarkeit und die Besorgniß den Dienst zu verliehren — — — eben so stark als Geldgeiz den Pachter, zur Erfüllung seiner Pflicht an. Die Erfahrung lehre, daß man im Allgemeinen mehr gute Wirthschaften bey eigner Administration, als bey Pächtern finde. — — Ganze Provinzen z. B. Schlesien, wo das Verpachten selten sey, bestätigten dieses; die wenigen Fälle, und die im 4. Th. S. 55 beschriebene fehlerhafte Behandlung, wodurch die Verpachtung nothwendig würde, und auch mehr einbrächte, sind nur Ausnahme der Regel.

Nun führt der Verf. noch einige Haupthindernisse an, und schließt denn so: „Verpachtung ist das Grab aller Verbesserungen; diese erfordern Auslagen, welche die Zinsen zwar wirklich; aber erst in einer Folge von Jahren tragen. Ein Pachter, ungewiß, ob er lang genug die Pacht behält — — wird sich nicht drauf einlassen. Lange Pachtzeit tritt der eigenen Bewirthschaftung am nächsten, und verdient in so weit einigen Vorzug. Sie hat dagegen den offenbaren großen Nachtheil, daß es dem Verpachter den Besitz seines Gu-

tes und die Möglichkeit, die bey der Verpachtung begangenen Fehler, sey es in einem zu niedrigen Anschlage, oder in den bewilligten Bedingungen, zu verbessern, auf lange Zeit raubt." u. s. w. Ueberhaupt werden Besitzer grosser Güter manches Gute aus diesem Werke lernen, so lokal auch dasselbe ist; gewiß aber ist es, daß der Verf. den Nachfolgern auf den benannten beyden Gütern, ein grosses Geschenk damit gemacht, und ihnen einen wahren Schatz hinterlassen hat. Noch in der entferntesten Zukunft werden sie die Früchte seines Fleißes ärndten und seine Asche segnen.

So denkt Rec. von diesem Werke, und betrachtet sein Urtheil als ein schuldiges Opfer, das er den Manen dieses Edlen bringt!

Fo.

Vermischte Schriften.

Johann Heinrich Voß Beurtheilung des neuen Lehrplans für die sämmtlichen kurpfalzbaierischen Mittelschulen ꝛc. Mit einer Vorerinnerung und Anmerkungen von J. A. B**. 1805. 4½ Bogen. 8. 12 Kr.

So allgemein der einstimmende Beyfall war, womit Voß's freymüthige und nachdrückliche Erklärung über den neuen baierischen Lehrplan aufgenommen wurde: so groß war auch die Indignation, welche seines Urhebers, Wismayrs Antwort überall hervorbrachte. Zwar war es nicht der unwürdige Ton, welchen dieser einem Voß gegen über annahm, was Unwillen erregte; denn das ist von solchen Menschen und aus dieser Klique nicht anders zu erwarten; allein daß eine sonst in allem so aufmerksame, offen und edel handelnde Regierung so sehr gemißbraucht werden konnte, daß unter ihrem Schilde nicht nur einem unserer geachtetsten und verdienstvollsten Männer; sondern auch der von ihm vertheidigten Wahrheit so schnöde Hohn gesprochen werden durfte, und also alle

Hoff-

Hoffnung einer bessern Zukunft somit auf einmal vereitelt war, dieß mußte mehr, als Bedauern, verursachen. Auch theilte ganz Deutschland diese Empfindung, welche sich in lauten und leisen Stimmen von allen Seiten her ausdrückte. Je weniger nun an der Quelle selbst darauf Rücksicht genommen zu werden scheint, um so mehr muß man sich freuen, doch im Lande den Sinn dafür nicht unterdrückt; sondern für Wahrheit und Recht so geöffnet und empfänglich zu finden, wie sich wirklich aus diesem Nachdrucke der Vossischen Beurtheilung des Lehrplans &c. zeigt, der wegen der häufigen Nachfrage darnach in Baiern nothwendig wurde. Der Geist der Herausgeber drückt sich in der kurzen Vorerinnerung und den beygefügten Anmerkungen darüber auch deutlich aus. „So erfreulich, fängt jene an, auch jedem wohldenkenden Deutschen das Bestreben der edlen Baierischen „Regierung erscheint, in ihren Unterthanen jenen freyern „Geist wieder zu beleben, der bisher durch Aberglauben und „Pfaffenkünste nur zu sehr unterdrückt war: so überrascht „ihn doch oft die unangenehme Wahrnehmung, daß jene „Absichten in den Händen derjenigen, welchen die Ausfüh„rung überantwortet wird, nicht allemal zu dem schönen Er„folge gedeihen, welchen der edeldenkende Fürst und sein für „jedes Bessere so thätige (s) Ministerium der Nation zuge„dacht hatte.“ Und die Anmerkungen verrathen nicht weniger Kenntniß, als das Ganze Eifer für die gute Sache, wie sich schon aus ein paar kurzen Proben abnehmen läßt. Nr. 3. heißt es: „Herr Wißmayr gefällt sich in den Grundsätzen „des größten Theils unserer neuern Pädagogen, deren soge„nannte Realia, so große Ehrfurcht sie auch dafür einzuflös„sen suchen, zum Theil aus solchen Dingen bestehen, die „uns deutlich zu erkennen geben, daß sie den jungen Men„schen für das wirkliche Leben gar nicht zu bilden „verstehen.“ Und Nr. 7. „die Vorliebe, die Herr W. für „die praktische Behandlung der lateinischen Sprache so oft an „den Tag legt — obwohl sie hier so wenig, als bey der grie„chischen nöthig ist, — scheint mit der bisherigen Verfas„sung der meisten katholischen Gymnasien sehr genau „zusammenzuhängen; für den also, der an die liberale„ren Bildungsinstitute der Protestanten gewöhnt ist, „muß dieser Umstand in einem Schulplan, der den Forde„rungen des Jahrhunderts angemessen seyn soll, etwas „sehr Auffallendes haben. Die auch vorzüglich zu be„nutzen„

„nutzenden neueren lateinischen Werke erinnern an die ehe„maligen Jesuitenschulen, in denen Hosschius, Balde, „Muretus ꝛc. als Muster der poetischen und prosai„schen Stylübungen vorgelegt wurden.“

Eb.

Taschenbuch zur belehrenden Unterhaltung für Pferdeliebhaber, herausgegeben von Seyffert. von Tennecker. Drittes und letztes Bändchen. Leipzig, bey Seeger. 1803. kl. 8. mit 8 Kupf. 1 Rthl. 12 Gr.

Die Operation des Englisierens ist sehr weitläuftig auf 166 Seiten in diesem letzten Bändchen beschrieben, die dazu nöthigen Instrumente, auch sonst gehörigen Bedürfnisse, das Niederwerfen bey der Operation, Einflechten der Haare, Aufhängen in der Rolle, und Abschlagen des Schweifes, ꝛc. ist in den Kupfern dargestellt. Das Langweilige und Weitschweifige dieser Beschreibung fühlet der Verf. selbst, und entschuldiget es in der Vorrede dadurch, daß er für ganz Unerfahrne selbige geschrieben habe.

Aw.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die Ruß. Kaiserl. Gesetzkommission zu St. Petersburg, hat den berühmten Rechtsgelehrten, Herrn Professor Thibaut zu Heidelberg, zu ihrem auswärtigen Korrespondenten mit einem Gehalte von 400 Rubel ernannt.

Herr Dr. Thieß, der bisher zu Izehoe privatisirte, verläßt diese Stadt, und begiebt sich nach Bordisholm.

Der bisherige Konsistorialrath und Superintendent Herr Horstig in Bückeburg, hat, auf sein Gesuch, seine Dimission, unter Bewilligung einer Pension erhalten. Herr Dr. Funke, bisher Prediger zu Fischbeck, wird sein Nachfolger.

Der Professor honorar. der Philosophie, Herr Dr. Murhard zu Cassel, hat von dem Fürsten von Waldeck den Hofrathscharakter erhalten.

Der Kurfürst-Erzkanzler, hat den Königl. Preuß. Kriegs- und Domainenkammersekretair Herrn Werner zu Warschau, für das demselben übersandte Gedicht: „die „Söhne des Thales," eine kostbare Feder geschenkt.

Der berühmte Dichter, Herr Hofrath Voß, verläßt Jena, und geht mit 1000 Gulden Gehalt nach Heidelberg.

Der Kurfürst von Pfalzbaiern, hat dem Reichsfreyherrn von Geramb zu Wien, für das demselben übersandte Ge-

dicht: „Habsburg" eine kostbar brillantirte Tabatiere übermachen lassen.

Der Professor zu Altdorf, Herr Bauer, hat sich neuerdings entschlossen, dem anfangs abgelehnten Rufe nach Heidelberg zu folgen.

Der außerordentliche Professor der Arzneygelahrheit zu Erlangen, Herr Harles, hat seine Entlassung nachgesucht und erhalten.

Der Medicinalrath Herr Dr. Langermann in Baireuth, ist Oberaufseher über das Irrenhaus zu St. Georg am See geworden, hat Gehaltszulage und die Vergünstigung erhalten, auf Königl. Kosten nach Wien zu reisen, um die dortigen öffentlichen Medicinalanstalten zu besehen.

Der nach Marburg als Professor der Chemie und Pharmacie berufene Herr Dr. Piepenbring, geht in gleicher Qualität nach Rinteln.

Herr Gruber von Grubenfels, als Schriftsteller bekannt, ist Beysitzer des Schimeger Komitats in Ungarn geworden.

Der Professor der Philosophie Herr J. Lang zu Kaschau, ist Bücher-Revisor daselbst geworden.

Der zeitherige K. K. Policeykommissarius zu Wien, Herr J. M. Armbruster, auch als Schriftsteller bekannt, ist zum K. K. Hofsekretair bey der obersten Policeyhofstelle ernannt worden. In dieser Eigenschaft liegt ihm die Redaktion der Wiener Zeitung ob; auch hat er auf das Censurgeschäft, zumal bey Journalen, gelehrten Zeitungen und Flugschriften, Einfluß.

Herr G. A. Reinhard, bisher außerordentlicher Professor der Policey- Finanz- und Handlungswissenschaft zu Heidelberg, von dem nächstens ein Grundriß der Staatswirthschaftslehre erscheinen wird, ist von dem Kurfürsten von Baden zum ordentlichen Professor dieser Wissenschaften, mit 800 Gulden Besoldung, und Herr Dr. J. Loos, bisher Privatdocent bey der ärztlichen Sektion, zum außerordentlichen Professor der Medicin mit 200 Gulden Besoldung ernannt worden.

Der,

Der, als medicinischer Schriftsteller bekannte K. K. Nieder-Oesterreichische Regierungsrath und Sanitätsreferent, Herr Dr. P. J. Ferro, ist von dem römischen Kaiser in den erbländischen Adel- und Ritterstand erhoben worden.

Der ausserordentliche Professor der Rechtsgelahrtheit zu Leipzig, Herr Oberhofgerichtsassessor Dr. C. E. Weisse, (Sohn des berühmten Dichters,) hat die, durch Gräfe's Tod erledigte ordentliche Professur des Lehnrechts neuer Stiftung, erhalten.

Herr Mag. C. H. Krahner, Mitglied der philologischen Societät zu Leipzig, ist Konrektor an der Stadtschule zu Luckau geworden.

Der ausübende Arzt zu Stuttgard, Herr Dr. Storr, hat den Charakter eines Kurfürstl. Würtembergischen Hofmedikus erhalten.

Der bisherige Kollegienassessor Herr Fr. Adelung zu St. Petersburg, ist von dem Kaiser von Rußland zum Hofrathe ernannt worden.

Todesfälle.

1805.

Am 13ten April starb zu Braunschweig der Herzogl. Braunschweigische Leibarzt und Dekan des Fürstl. Ober-Sanitäts-Kollegiums, Herr Dr. J. F. Pott, im 68sten Jahre seines Alters.

Chronik deutscher Universitäten.

Landshut. 1805.

Herr Hofrath und Prokanzler Gönner hat ein Programm über das rechtliche Princip der deutschen Territorialverfassung 30 Seit. 8. 1804. drucken lassen.

Herr Hofgerichtsassessor Zachariä stellte in seiner Schrift: Geist der deutschen Territorialverfassung 1805, das Landeigenthum als Princip derselben auf. Dagegen erklärte sich der Thurn- und Taxische Geh. Hofrath J. H. Edl. von Epplen in einer eignen Schrift 1803. Dem Herrn HR. Gönner ist die Sanktion der Reichsgrundgesetze das rechtliche Princip der deutschen Territorialverfassung.

Derselbe Gelehrte hat eine Rede herausgegeben: die Nothwendigkeit eines Staatsschatzes, staatswissenschaftlich und juristisch erwogen. 26 Seit. 8.

Herr Hofrath und Professor Breyer schrieb zum Antritt seiner Professur: Ueber den Begriff der Universalgeschichte. 6 Bog. gr. 8. Ihm ist sie: die zusammenhängende Darstellung der Begebenheiten der Menschengeschichte, deren weiteingreifender Einfluß auf die Realisirung des Ideals der Menschheit sich mit Bestimmtheit und Zuverlässigkeit darthun läßt. Sie soll sich mit vier Momenten beschäfftigen: der politischen, philosophischen, ästhetischen Kultur und der Erhebung der absoluten Freyheit.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1805.

Am 10ten Jun. ward die allgemeine Frühjahrsversammlung der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, unter dem Vorsitze Sr. Excell. des Königl. Geh. Staats- und dirigirenden Ministers Herrn von Voß gehalten. Sie ward mit der Vorlesung der Geschichte der Verhandlungen der Deputation im verflossenen halben Jahre eröffnet, und dabey sowohl das Modell, als auch der darnach im Großen angefertigte, von dem Gräfl. von Palfyschen Gärtner Krebs zu Königsheiden in Ungarn erfundene Doppelpflug, welcher von Sr. Maj. dem Könige, der Gesellschaft zur Prüfung zugesandt worden war, vorgezeigt, und von den Anwesenden beurtheilt. — Da die Gesellschaft ferner von dem Königl. General-Fabriken-Departement, durch dessen technische Deputa-

putation aufgefordert und ersucht worden war, den Anbau des Kanariensaamens (Phalaris Canariensis L.) in der Mark möglichst zu befördern, weil das Mehl desselben, bey Verfertigung seiner Baumwollenwaaren, zur Schlichte noch besser befunden worden wäre, als das feinste Weizenmehl: so wurde außer dem, von der Deputation zum Anbau hieselbst verschriebenen Mailändischen Reißsaamen, auch die von dem Herrn Landrath von Resch zu Erfurt erbetene Quantität Kanariensaamen, unter die anwesenden Herrn Oekonomen vertheilt, und zugleich dessen Nachricht von dem Anbaue desselben, von der Aussaat an, bis zu dem, von ihm mit allem Rechte empfohlenen Verbrauch in gedachter Art, vorgelesen.

Hierauf wurden vorgetragen: 1) die Abhandlung des Herrn Medicinalraths Dr. Gebel zu Reichenbach, über naturgemäße Aufziehung der Kälber; 2) des Herrn Amtsraths Hubert zu Zossen Zusätze zu der, in der vorigen Herbstversammlung übergebenen Abhandlung über Brodbacken aus gemischten Mehlstoffen; 3) von demselben über eine nicht gewöhnliche Fruchtfolge; 4) vom Herrn Major von Sobbe auf Schilde, über das Walzen des Roggens im Kartoffellande; deßgleichen dessen Nachricht von einem aufgesammleten, dem Namen nach, ihm unbekannten, im strengsten Froste aber ausdauernden, und daher zu empfehlenden Oelsaamen, wovon die eingesandte Quantität vertheilt wurde; 5) vom Herrn Geheim. Stiftsrath Dr. Brennecke zu Stargard, über Verbesserung des Gesindewesens; deßgleichen über die, bisher noch nicht genug befolgte Methode, die Kartoffeln aus dem Saamen und Keimen zu ziehen; auch über die beste Benutzung des türkischen Weizens; 6) vom Herrn Fabrikanten Braumüller zu Berlin, über zweck- und verhältnißmäßige Vertheilung der Forst- und Ackerländer; 7) vom Kaufmann Herrn Kraft zu Stettin, über Anlegung einer Kiehnen-Schonung zum Gebrauch zu Hopfen- und Bohnenstangen. Wegen Kürze der Zeit wurden dem Inhalte nach, noch angezeigt: 8) die Abhandlungen des Herrn Predigers Germershausen zu Schlalach, über den Anbau des Reißes in der Mark; 9) des Herrn Predigers Richter zu Anhalt, die Theurung des Papiers betreffend; 10) des Herrn Amtsinspektors Henschke zu Friedeburger Hütte über die Koppel- oder Wechselwirthschaft gegen

Ge-

Genuß in drey Feldern. Nachdem endlich einige, von dem Kunst- und Handelsgärtner Herrn Baumann zu Bollweiler der Gesellschaft zugesandte, mit seltenem Fleiße ausgetrocknete Futterkräuter in Augenschein genommen worden waren, wurde die Versammlung mit der Aufnahme des Herrn Landraths von Resch zu Erfurt, des Herrn Justizkommissarius Gebald zu Berlin, und des Herrn Geheim. Stiftsraths Dr. Brennecke zu Stargard, zu wirklichen Mitgliedern, geschlossen.

Anzeige kleiner Schriften.

Predigt über Ev. Luk. 24, 46. 47 in der Kirche U. L. Frauen zu Bremen am Sonntage nach Ostern 1805 gehalten, von Gottfried Menken, Predigern daselbst an St. Pauli Kirche. Bremen, gedruckt bey Meier. 34 Seit. 8.

Eine — wie aus S. 32 erhellet — gehaltene Vakanzpredigt, die als ein Aktenstück zur Geschichte des noch im Jahre 1805 unter Protestanten spukenden Obskurantismus, in der A. D. Bibl. Erwähnung verdient.

Ohne ein bestimmtes Thema folgt der Verf. den Worten des Textes, (Also ist es geschrieben, und also mußte Christus leiden — — anheben zu Jerusalem.) und liefert einen homiletischen Kommentar derselben, der vom Anfange bis zum Ende für das vom Verf. selbst sogenannte alte Christenthum bald im ernsten und feyerlichen, bald sogar im ironisch-satyrischen, bald im orthodox-witzelnden Tone streitet. Jedes Wort des Textes wird zu diesem Zweck urgirt, gepreßt; dann mit einer homiletischen Brühe begossen, und hier und da wird etwas ungeberdig gegen die leidige Neologie geeifert. Sehr ungereimt ist es doch gewiß, wenn der Verf. von „einer gewissen Partey spricht, die Alles tole„rirt, nur das Christliche nicht — die sich und andere gern „bereden möchte, es sey schon so weit mit Aufklärung und „Heidenthum gekommen, daß Niemand mehr zu dem al-

„ten

„ten Christenthum ohne moralische, philosophische, ästhe-
„tische Tinktur und Form stehen möge.“ — u. dergl.

Doch man könnte dem Verf. seinen übelverstandenen Eifer verzeihen; denn ein Jeder soll und muß seines Glaubens leben, wenn gleich es auffällt, diesen Kämpfer für das Alte mit einer Menge neuer Phrasen von Sokrates, Confucius, Zoroaster — von Situationen der Menschheit (S. 21) u. a. m. an heiliger Stätte perorieren zu hören; aber nicht so leicht verzeihlich sind seine ganz sinnlosen Ausfälle S. 50. 51. Hier sind einige, zum Beweise, daß Rec. dem Verf. nicht ohne Grund Vorwürfe macht. „Es „wird jetzt, im Allgemeinen, Alles im Ueberfluß gepredigt; „nur das nicht, nur das am allerwenigsten, was einzig und „allein gepredigt werden sollte: der Name des Herrn, und „Seine Herrlichkeit, und Seine Liebe, und Sein Wort. „Man scheint nunmehr auch mit all dem Willkührlichen ziemlich zu Ende gekommen zu seyn — nachdem man, ob auch „im Namen der Natur? über die Natur, und hundert und „tausendmal über die ganze Moral, und alle Vierteljahr über „die allerneueste Philosophie gepredigt hat, ist es bis zu Zeitungsartikeln herabgekommen, und wird, wenn es so fort„währt, auch noch wohl zu wöchentlichen Nachrichten „kommen.“ —

Stellen von der Art — verdienten eine Weisung von Seiten der Obern des Verf. Immerhin mochte er anders denken, als würdige Männer, die er vermuthlich in seiner Nähe vor Augen haben mag, immerhin auch seine Ansichten und Ueberzeugungen dem Publikum vortragen, wenn gleich er genau besehen, dazu weder Beruf noch Talent zu haben scheint — nur die Kanzel war dazu nicht der Ort, noch weniger dieß der Ton, worin es geschehen durfte.

Der Rec. enthält sich aller sehr leicht zu machenden Deutungen; aber nicht des Wunsches, daß der Verf. doch manchen seiner würdigen Amtsbrüder in Bremen sich zum Muster im Predigen genommen haben möchte; denn z. B. eine einzige Predigt von des würdigen Dr. Stolz Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts, ist doch wohl mehr werth, als ein ganzer Band von Predigten, wie sie Herr Menken hier geliefert hat.

Dem

Dem Bremenschen Publikum macht es übrigens wahre Ehre, daß, wie der Verf. selbst im Vorberichte gestehet, diese Predigt der größern Menge der Zuhörer mißfallen hat — daß er selbst aber sagt: — „ihm gefalle sie, und „deßwegen lasse er sie drucken — er nehme kein Wort davon „zurück, ohngeachtet er die allgemeine Indignation erfahren habe:" — dieß zeugt von seliger Selbstgenügsamkeit, und von traurigem Mangel an Selbstkenntniß.

W.

Von den elektreischen Münzen des römischen Kaisers Severus Alexanders, eine Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Königl. Friedrichs-Schule von D. H. Hering, Hofprediger, OKR. und der Schule Direktor. Breßlau, gedruckt bey Graß und Barth. 1805. 2 Bog. 4.

Der gelehrte Verfasser erläutert in diesem Programm eine Stelle des Lampridius, im 25sten Kapitel seiner Biographie des Alexander Severus, in welcher von elektreischen Münzen, die dieser Kaiser hat prägen lassen, die Rede ist. Aus Plinius Naturgeschichte Buch 33. Kap. 4. wird bewiesen, daß die Meinung der mehresten Ausleger des Lampridius, namentlich des gelehrten Juristen Hotoman, als sey hier unter Elektrum unser Bernstein gemeint, ganz irrig, und vielmehr darunter Gold, das nicht ganz lauter; sondern zum fünften Theile mit Silber versetzt war, zu verstehen sey. Der deutlichen Angabe des Plinius zufolge, soll diese Mischung jedoch nicht durch Kunst bewirkt; sondern dieses Elektrum von Natur so gewachsen seyn. Der eben genannte römische Naturforscher berichtet überdieß, daß es äußerst selten gewesen sey, und die Eigenschaft besessen habe, das andern Substanzen beygemischte Gift dadurch zu entdecken, daß in elektreischen Gefäßen, wenn etwas Giftiges hineingegossen wird, Bogen, den Regenbogen ähnlich, mit einem feurigen Gezische entstehen. Hiermit stimmt das noch übrige Fragment eines verloren gegangenen Dichters Serenus Sammonicus überein, der in einem seiner Verse sagt:

Produnt Electri radiantia pocula virus.

Uebri-

Uebrigens stimmen alle römische Schriftsteller, welche dieses Metalls gedenken, darin überein, daß es nur sehr sparsam, und in geringer Quantität gefunden seyn soll; auch wurde es höher als das reinste und feinste Gold geachtet, und dem Jupiter, als dem Ersten der Götter geheiligt. — Der Verfasser ist daher auch, mit vieler Wahrscheinlichkeit, der Meinung, daß von den, unter Alexander Severus aus diesem Elektrum geprägten Münzen keine mehr vorhanden sind; fordert jedoch die Aufseher großer Münzkabinette auf, Forschungen darnach anzustellen, und die Resultate derselben bekannt zu machen.

Predigt über Klaglieder Jerem. 3, V. 20. vor sechs und zwanzig in Neu-Tornau abgebrannten Familien, am nächsten Sonntage nach dem Feuer gehalten, und zum Besten der Unglücklichen im Druck gegeben, von C. F. Riemann, reform. Prediger des Ortes. 1805. 3 Gr.

Der Verfasser benutzt die unglückliche Begebenheit, welche zu dieser Predigt Veranlassung gab, dazu, seine Gemeine zum festen Vertrauen auf Gott, zur Ergebung in seinen Willen, zur Geduld und muthigen Ertragung ihres Unglücks zu ermahnen. Er macht sie auf die ihr zu Theil gewordene Hülfe guter Menschen aufmerksam, und sucht das Gefühl der gegenwärtigen Noth durch Erweckung der Hoffnung einer bessern Zukunft zu mildern. Dieß geschieht in einem einfachen, populären, dem Gegenstande und der Fassungskraft seiner Zuhörer angemessenen Vortrage, dem man überall die herzlichste Theilnahme anmerkt, und der gewiß seines Zwecks, zur Beruhigung und Tröstung der Leidenden beyzutragen, nicht verfehlt haben wird.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Literarische Bitte.

Seit mehrern Jahren beschäfftigt mich eine ausführliche Geschichte der deutschen Sprache und Poesie. In die-

diesem Werke, das ich mit Liebe und Fleiß, wie ich es anfing, vollenden werde, wünschte ich auch, was wir noch nicht besitzen, eine vollständige historische Nachricht von allen zur Bildung und Beförderung unserer Muttersprache gegründeten gelehrten Gesellschaften mit einer kritischen Würdigung ihrer Verdienste zu liefern. Also besonders die Geschichte der sogenannten deutschen Gesellschaften. Wiewohl nicht ausschließlich. Denn auch andere Institute von allgemeinerer Bestimmung und unter allgemeineren Namen, haben dennoch der Kultur der vaterländischen Sprache und Dichtkunst wesentlich gedient. — Indessen sind die Materialien zur genaueren Kenntniß der meisten solcher Gelehrten-Vereine nicht in Bibliotheken zu suchen. Sie sind guten Theils das Eigenthum der Archive der Gesellschaften geblieben. Daher muß ich den Wunsch haben, mir diese geöffnet zu sehen; denn die Erfüllung desselben dürfte wohl die Bedingung der genügenden Ausführung meines Vornehmens seyn. Ich wende mich also hierdurch geradezu an die Behörde selbst, mit der Bitte, um gütige Unterstützung, sey es durch handschriftliche Mittheilungen, sey es auch nur durch Zusendung ihrer gedruckten Akten, die nicht in den Buchhandel gekommen sind. Ich thue diese Bitte öffentlich, um allen Schein von Zudringlichkeit zu entfernen; aber voll Vertrauen, und mit der Hoffnung des glücklichsten Erfolgs.

Göttingen, am 18. April 1805.

Karl Reinhard.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Perimede, oder Hippias und Agathons Klugheitslehre. Zwey Spruchgedichte; nebst einem Anhange von Pythagoras und Solon. Von D. H. H. Cludius. Gotha, bey Ettinger. 1803. 66 Seit. 12 gr.

Der Verf. liefert zwey Spruchgedichte, welche so im griechischen Geschmack seyn sollen, als Gleims Halladat im morgenländischen. „Das Erste, nämlich Hippias Klugheitslehre, wird einem durch Wielands Agathon allgemein bekannten Weisheitler des Alterthums, — der seines Gleichen, wiewohl nicht in so glänzenden Glücksumständen, noch jetzt genug hat, — angedichtet. — Das Gedicht selbst enthüllt die falsche, schändliche Weltklugheit, die Alles auf Eigennutzen bezieht, und aus Selbstsüchtigkeit entspringt. Die Verfahrungsweise des Weltklugen ist hier auf Regeln gebracht, und diese gewissermaaßen in ein Lehrgebäude — Agathons Klugheitslehre ist jener gerade entgegen gesetzt, durchaus würdig und weise."

So wenig man die Grundsätze des Wielandschen Hippias unterschreiben mag: so kann man doch in ihnen den mit vieler Menschenkenntniß, Witz und Grazie darstellenden Sophisten nicht verkennen. Unser Verf. äußert in der Vorrede:

rede: „Will man die leider! herrschende Weltklugheit ken„nen lernen: so findet man sie hier, nach ihren Grundsätzen „und Maaßregeln, sehr wahr dargestellt. Dem aber, der „die Feinheit, Richtigkeit und Richtung einer solchen Dar„stellung, (die hohe Ironie) zu fassen keinen Sinn hat, — „kann der Dichter den nicht geben. Für den ist der schönste „Theil des Kunstwerks verloren; er lasse es lieber ungese„hen." Auch auf die Gefahr, von dem Dichter zu diesen Unberufenen gezählt zu werden, müssen wir gestehen, daß der Hippias des Herrn Cludius zwar seinem Vorbilde nachstrebt, und manche vorgezeichnete Züge glücklich verfolgt; aber auch in andern Stellen zu einem niedrigen, Ekel und Unwillen erregenden Verführer herabsinkt.

Wielands Agathon und Hippias sind hier modernisirt, wo nicht sowohl griechische, als deutsche Welt erscheint. Der Verf. glaubt, daß die Versetztzeitlichung (wir wählen seinen Ausdruck,) nicht schaden könne, da es nur im Allgemeinen darauf ankomme, ob man die Spruchgedichte einem Agathon und Hippias in den Mund legen könne. Warum dichtete er aber jenen seine Sprüche an, wenn er sich eine solche Versetztzeitlichung erlauben wollte? Es stört wahrlich die Täuschung, wenn man einen Hippias bald von korinthischen Händlern, bald von Kirche, Domherrn ꝛc. sprechen, oder folgende Sprüche äußern hört:

Wählst du den schwarzen Rock, Ehrwürde — gemächliche Tage?
Feyerlich throne dann Ernst auf deiner Stirne; gewichtig
dröne jegliches Wort von theuern Lippen, doch mische
heilige Scherze zuweilen, nur selten, wann's vortheilt, zur Weisheit.
Lisple, donnere, gröl', und bitte sanft, wo es seyn muß;
schmähle, keimele, hätschle, verläumde; diene bey Tage
und bey Nacht — für Gebühr, und zum Nutzen. Habe du niemals
eigene Meinung; und sey kein Narr, zu halten auf Wahrheit.
Ehre den Aberglauben, und heilig achte des Volks Wahn;
Sprich und predige schlau, wie's die dich Hörenden wünschen. —

Außerdem läßt der Dichter seinen Hippias eine Sprache reden, welche sich nicht dazu eignet, die Grundsätze des Sophisten blendend und verführerisch zu machen. Man staunt

über die Menge ungewöhnlicher, veralteter, nicht selten aus dem gemeinsten Leben aufgegriffener Wörter, welche am wenigsten in dem Munde eines Hippias empfehlungswürdig seyn können. Ausdrücke, wie galmen, berbe, keimele, Qwickbereiter, Bänkschen 2c., mögen immerhin ihre Stelle im Sprachschatz behalten — hier sind sie fremdartige Auswüchse. Verse, wie folgende:

Junger Bürger der Welt, der du blinzest mit glotzenden Augen
hier ins große Gelag, nicht wissend, ob täuschender Schein dich
äffet, oder dich wirklich umgiebt, was die Sinne dir rühret;
ob mit Recht du bebst vor des Wahnes düstern Gebilden —
Weisheit täuscht dich um Alles; sie speist, wie Homerus sein Luftvolk,
bloß dich mit Dunst, und ihr Schein entglitscht dir in heißer Umarmung.
Trügrisch verweiset sie, wann du seufzest in Müh' und Gefahren,
oder das mülstrige Leben mit Schimmel und Sappe dir ekelt,
dich mit verdrehetem Blick, den sie rollet nach oben gen Himmel,
hin in das leere Blau, wo für dich nicht Sitz noch Genuß ist. — —
— Diese gefallende Tugend
wirbt dir Lober und Freunde; nicht jene, die sich in Lumpen
traurig hüllet, bey bulstriger Stirn, und schmählt mit den Menschen,
und für Brut des Teufels sie scheltend, göttliche Hoheit
heischt, und beym Schimpfen aufs Volk und dessen Laster doch Schnippchen
schlägt in der Tasche, und filzt, und gaukelt hintern Gardinen. —

schmeicheln sich durch die unglückliche Wahl der Ausdrücke so wenig an, daß man versucht wird, zu glauben, der Verf. habe absichtlich ein Gegengift gegen die verführerischen Grundsätze in die Art der Darstellung selbst hineingelegt. Er hat seinen dunkeln Ausdrücken einen Kommentar geschenkt, dessen sie allerdings bedürfen. Nur möchten Erklärungen, wie S. 60 „V. 313 schlackert d. i. regnet und schlaff-

ne Episode von der Fahrt der Argonauten unter dem Schall kriegerischer Instrumente. Ob sich indessen S. 65 die Berezynthischen Hörner, Lituus und Tuba mit jener alten Heldenzeit vertragen, mögen Alterthumsforscher entscheiden. Selbst Homer weiß noch wenig von einer Kriegsmusik; rühmt aber desto mehr an seinen Helden eine starke Stimme. Auffallend schien es uns, die Trompeten und Pauken, welche wir S. 62 mit Vergnügen hörten, S. 71 noch einmal zu finden.

Der dritte Gesang schildert die Gewalt der Tonkunst über das Herz rc., unter andern in der Episode Arion; und endigt mit einem Gesange der Polymnia, welche den Einfluß der Musik im Olymp und auf der Erde preißt. Arions Reiseabentheuer versinnlichen denselben Satz, welchen uns schon Orpheus im ersten Gesange erkennen ließ; dort, wie hier wird die Macht der Tonkunst gepriesen. Diese Wiederholung scheint uns nicht ganz einem ordnungsvollen Plan gemäß, so wenig wir es dem Dichter verargen, daß er seinen Gegenstand von mehreren Seiten beleuchtet.

Die Hexameter des Verf. sind im Ganzen leicht und gefällig, ohne gleichwohl überall unser durch andere Muster verwöhntes Ohr zu befriedigen. Es fehlt einzelnen Versen an der gehörigen Cäsur z. B.

1, 14. Und von triefenden Klippen | schäumt Dir die Flut der Orkane

1, 46. Und ein schönes Erwachen | folgt auf die Stunde der Trennung.

Bey andern Versen kommt der prosodische Accent mit dem deklamatorischen ins Gedränge. Der Dichter braucht den Artikel oft lang, wo der Vorleser keinen Nachdruck findet, und schnell hinwegeilen muß, z. B.

1, 27. Ach! sie blühte noch hold gleich der entfalteten Rose,
Wenn sie dem schmeichelnden Lenz in ihrer Fülle sich aufschließt.
Aber ein eisernes Herz ward dem Verhängniß gegeben.

2, 49. Führe itzo den Geist in die verborg'neren Tiefen —
Mannichfaltig und reich sind die geheimen Gebiete.

Wir verkennen indessen keine einzelnen Flecken. Nicht die höheren Schönheiten eines Gedichts, hält welche auf den Verf. in die Reihe guter didaktischer Dichter einstellen. Er besitzt Tiefe des Verstandes genug, um auch den Geist des Eingeweiheten anzuziehen, und erfreut zugleich durch manche Blüthen der Phantasie und Empfindung. Ohne mit musikalischer Gelehrsamkeit zu prunken, bedient er sich der Kunstausdrücke, welche freylich nicht ganz zu vermeiden waren, nur selten, und erklärt sie in den Anmerkungen dem Laien. Wie er unfruchtbar scheinende Gegenstände darzustellen weiß, mag folgende Stelle von der Entstehung der diatonischen Scala S. 20 beweisen:

Sieben Töne zuerst, in steigender Reihe sich wiegend,
Schwebten hervor, von gleichem Gewicht, doch verschieden an Würde,
Und aus ihnen entstand die diatonische Scala.
Denn zu dem Urklang gesellt sich leicht beschwingt die Secunde,
Beyde lösen sich auf in der Terzie naher Bewegung,
Ihnen vereint sich die Quart' und der Quinte schneidendes Beben,
Diesem die Sexte, den Kranz beschließt der Septime Schwingung.
Darum ordnet die Kunst das Gesetz des lieblichen Dreyklangs,
Und verbot die Bewegung der widerstrebenden Quinte;
Daß sie ewig steht im Gebiete der orphischen Dichtung,
Und der harmonische Zug nie steigt in ihrem Begleiten.

Die Episoden, durch welche sich der didaktische Dichter in den epischen verwandelt, sind ohne Zwang herbeygeführt, und greifen in das Ganze gehörig ein. Da sie größtentheils aus dem mythologischen Alterthum genommen, und schon von andern Dichtern behandelt sind: so gehört freylich die Erfindung des Stoffs nicht dem Dichter. Gleichwohl sind sie auch in dem neuen Gewande anziehend, und verlieren selbst nicht durch die Vergleichung mit früheren Darstellungen. Die Episode Orpheus erinnert an eine ähnliche in Virgils Landgedicht. Die Erzählung Arions wird man auch nach Ovid und Schlegel mit Vergnügen lesen. Rührend tönt S. 97 Arions Schwanengesang, welchen er dem Tod in den Wellen antwortet.

Beygefügt sind zwey Gedichte. 1. Der Geist der Töne; 2. Feyer der Töne. Bey dem letzteren Stücke fühlt sich Rec. an Schillers Glocke erinnert, so wenig er irgendwo einen geistlosen Nachbildner erblickt. Der Verf. liefert eine Gallerie mehrerer Gemälde, welche freylich nicht zunächst zu einer Feyer der Töne gehören. Vielmehr erlaubt sich die Phantasie des Dichters einen freyeren Spielraum, und schweift unvermerkt in angränzende Gebiete hinüber. Wenn er z. B. die Macht der Tonkunst in Beziehung auf den geselligen Tanz schildert: so gebührt allerdings der Liebe eine Erwähnung S. 115:

Die Liebe gestaltet die schwebende Runde.
Sie wandelt im goldenen Schimmer voran;
Vereint die Geweihten zum seligen Bunde,
Und führt sie zum harrenden Ziele hinan.

Damit nicht zufrieden, malt der Dichter die Macht der Liebe noch mit folgenden Zügen:

Ewig in des Daseyns Raume
Herrscht der Liebe mächt'ger Zug;
Sie verfolgt mit süßem Traume
Des erwachten Lebens Flug.

Alles ruht an ihren Brüsten,
Ist umstrickt von ihrer Hand;
Selbst des Wahnes öde Wüsten
Zaubert sie zum Feenland.

Denn der Drang, sich anzufügen,
Weht im Innern der Natur,
Seiner allgeheimen Spur,
Muß das Höchste selbst erliegen.

Sie bewegt den Ball der Welten
Auf dem großen Rad der Zeit; — — —

So tadelfrey diese Verse seyn mögen: so dringt sich uns doch der Gedanke auf, ob sie nicht besser in einem Hymnus an die Liebe ihre Stelle finden würden.

Bezeichnend und ausdrucksvoll ist der Wechselgesang des Adagio und Allegro S. 122 ff. Dort ertönen uns ernste Trochäen, hier hüpfende Daktylen: dort spricht uns der Geist sanfter Wehmuth an, hier athmet Alles Lebenssinn und Freude.

Der

Der Verf. erlaubt sich Reime, wie S. 58:

Es strebt mit ihres Ruhmes Zweigen
Die Kunst, das Höchste zu erreichen.

Außerdem hören wir Drommete und Rede, Frieden und wüthen, Akkorden und Worten. Wir glauben gern, daß des Dichters Aussprache diesen Reimen das Anstößige für das Ohr nehmen mag; können indessen die so verschiedenen Dialekte in Deutschland nicht immer als Gesetzgeber in der Reimkunst anerkennen.

Np.

Gedichte von *Ludewig Heinrich Christoph Hölty*, neu besorgt und vermehrt von *Johann Heinrich Voß*. Hamburg, bey Bohn. 1804. 256 Seit. Vorr. LVI Seit. 8.

Hölty, der zu früh verstorbene Hölty, hat das Glück, daß seine Gedichte, deren Sammlung er nicht selbst übernehmen konnte, von einem Geistesverwandten Dichter und Freunde gesammelt und in's Publikum gebracht sind. Die Drohung eines unberufenen Sammlers beschleunigte im Jahre 1783 die erste Ausgabe, welche Voß in Verbindung mit dem jüngern Stolberg besorgte. Bey der jetzigen zweyten Ausgabe nennet sich Voß allein, als Besorger.

Sie hat allerdings wesentliche Vorzüge vor der ersten. Schon die neue Vorrede enthält manche angenehme Notizen, die der ersten Ausgabe fehlten. Außer einigen mehreren Briefauszügen, interessirt vorzüglich die Nachricht von dem literarischen Freundschaftsbunde, der in den Jahren 1772 bis 75 mehrere Jünglinge, besonders Boie, Cramer, Hahn, Hölty, Leisewitz, Miller, die Stolberge und Voß zu Göttingen verband. Sie sprachen über Wissenschaft und Kunst, übten sich im Vorlesen, und beurtheilten ihre Arbeiten, wovon die gebilligten in ein Buch zusammen geschrieben wurden. Klopstock, dem eine Auswahl der Gedichte gesandt ward, urtheilte gütig darüber, und wollte ein Mitglied des Bundes seyn. Der durch die Musenalmanache verbreitete

Ruhm einzelner Gedichte zu einer Zeit, da viele Tonarten noch neu waren, Entfernung vom gewöhnlichen Studentenverkehr, eine Verbindung, die nicht Landsmannschaft, nicht akademischer Orden war; mehr häuslicher, als öffentlicher Fleiß; und Klopstocks doppelter Besuch, der auf der Reise nach Karlsruhe und zurück, einige Tage dem Bunde schenkte, Alles dieß erweckte Aufsehen, und veranlaßte Spott über unnütze und brodlose Spiele der Phantasie. Kleine kindische Aufzüge der Verbundenen wurden nun vergrößert. Man ließ die Barden bey Hundert mitternächtlich in Thierhäute vermummt, auf Berge ziehn, und Wodan und Klopstock opfern. Denina in der Literatur der preußischen Monarchie, verlegt die Feyerlichkeit in die Nähe des Blocksberges. Auf dem Stolbergischen Schlosse zu Wernigerode, meldet er, sey ein großer Saal, wo die Barden Deutschlands unter dem Aeltesten Gleim, um einen Tisch, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist ledig gelassen werde, bey Bier und Toback ein jährliches Fest begehn. Gleim zeigte dieß Voßen, und fragte, wie der verruchte Italiäner zu der Lüge gekommen sey.

Voß rühmt Kästnern, daß ihm, obgleich so reizbar für das Lächerliche, nie gegen die verlachten Jünglinge ein unmildes Wort entfahren sey. Vielmehr, als Höltys Belesenheit getadelt zu werden schien, vertheidigte er seinen Freund mit einem scharfen Epigramm:

Mehr, als ein Dichter lesen soll,
Las Hölty; und sein Lied war vom Gelesenen voll:
Ein bischen Witz liest Versmann, und nicht mehr;
Darum ist auch sein Lied so leer.

„Dank dir, Edler," (so apostrophirt Voß Kästnern,) „und euch übrigen, denen frühzeitiges Trachten nach achtungswerthem Verdienste, wie sehr auch wetteifernder Hohn es zu entstellen suchte, der Achtung nicht unwerth schien. Ihr seyd nicht schuldig daran, daß in den Göttingischen Anzeigen, die vorzüglich einheimische Werke bekannt machen, von Höltys unsterblichen Gedichten, dem Stolze des Hannöverischen Vaterlandes, geschwiegen ward."

Wenn, wie freylich zu wünschen wäre, dieß Stillschweigen bey der zweyten Ausgabe gebrochen würde; so

wollte

wollte sich dann auch nicht Herr Heyne, nach Herrn Vossens billigem Wunsche (S. XXXVI, der Vorrede) über seine ehemaligen Verhältnisse zu Hölty und Voß offen erklären, und dadurch die Bitterkeit heben, welche angeblich zugerannte Persönlichkeiten (die vielleicht Herrn Heyne, so wie dem Rec. durch diese Provokation erst bestimmt bekannt wurden,) nothwendig nach sich ziehen?

Neben die neue Ausgabe der Höltyschen Gedichte selbst erklärt sich der Herausgeber: nach wiederholter Vergleichung der Handschriften, die er sowohl von dem Lebenden selbst, als aus dem Nachlasse und von Freunden erhalten, habe ihm die vorige Auswahl bald zu strenge, bald zu nachsichtig geschienen. Mehrere der verworfenen Stücke durften theils mit sehr wenigen Zügen der Ausbildung neben den vollendeten stehn; einige des Nachlasses trugen zu sehr die Gestalt des ersten Entwurfes; in anderen war stellenweise der Dichter sich selbst ungleich. Der Ueberlebende besorge des Anderen Gedichte wie die seinigen! Dieß war Höltys und Vossens Abrede. So hat denn Voß bey jedem nachhelfenden Zuge den Geist des gereiften Hölty gefragt, und das ungefähr zu leisten gestrebt, was der Dichter selbst, wäre nur noch ein Jahr ihm vergönnet worden, geleistet hätte. „Wer „indeß," so schließt Voß, „die meisten der neu hinzugekom„menen Gedichte, und einige der ersten Ausgabe, Gedichte „von Hölty und Voß nennen will, dem werden es Beyde, „die im Leben so gern vereint waren, nicht für Beleidigung „aufnehmen."

Rec. hat etwa zehn Gedichte in der neuen Ausgabe gefunden, welche die erste nicht hat. Das längste ist eine Ballade: Töffel und Käthe, die travestirte Geschichte von Philemon und Baucis, die, obgleich nicht ohne Witz, und gut versificirt, doch wenig befriedigt. Von den übrigen neuen Gedichten verdienen ein paar artige Minnelieder den Preis. Ueber die ältern Gedichte noch Etwas zu sagen, würde bey ihrem entschiedenen Werthe überflüssig seyn. Möge sich in Deutschland lange der gute Sinn erhalten, welcher Höltys Gedichten so allgemeinen Beyfall erwarb!

Roma-

Romane.

Reisen und Genesung eines am Geiste seltsam gefesselten jungen russischen Edelmanns. Leipzig und Kopenhagen, bey Schubothe. 1804. 302 S. 8. 1 Rg.

Rec. klassificirt dieses Werk unter die Romane, da er es nach seiner besten Ueberzeugung für nichts anders halten kann. Er möchte es ferner unter die pädagogisch-psychologischen Romane zählen; wiewohl diese Tendenz dem Verf. selbst nicht recht klar geworden zu seyn scheint. Was den Inhalt anlangt: so drehet sich Alles um einen jungen brutalen, aber dennoch gutmüthigen Russen herum, der eine besondere Leidenschaft für Tabackspfeifen und — alte schmutzige Strümpfe hat. Ihn von diesen lächerlichen und ekelhaften Gegenständen abzuziehn, ihm zu gleicher Zeit wieder Liebe zu seiner ihm so sehr gehässigen Mutter einzuflößen: das ist das Problem, welches hier aufgelöst werden soll. Wie das der Verf. oder sein Hofmeister angefangen hat, mag man in dem Buche selbst nachlesen, es fehlt hier nicht an einzelnen Parthien, die recht gut gerathen sind. In Ansehung des ganzen Planes und Vortrags aber, dürfte dieser Roman nur mittelmäßig zu nennen seyn. Auffallend war dem Rec. daß der Hofmeister erst Liqueur-Fabrikant, und dann Oekonomie-Inspektor ist, daß er mit seinem Zöglinge von Odessa (Nizza, Nice) über Bordeaux!! nach Lyon!! reist; daß am Ende an dem Romane eine wirkliche Begebenheit angeknüpft zu seyn scheint — die unglückliche Geschichte des Vf. unter Paul I. — die ungleich interessanter, und dennoch nur skizzirt ist. Wir fordern den Verf. auf, uns sein — Gemälde von Petersburg unter Paul I. — ja nicht vorzuenthalten, es wird in jeder Hinsicht wichtig seyn.

Gb.

Urach der Wilde. Roman aus den Ritterzeiten. Erster Band. Leipzig, bey Seeger. 1804. 270

270 Seit. 8. Mit einem illuminirten Kupfer. 1 Rh. 8 Kr.

Ja wohl aus den Ritterzeiten! Viel Rumor, was vielen Lesern sehr behaglich seyn wird. Viele Ritter und Knappen, alle sehr brav. Viele edle Jungfrauen, alle schön wie Engel, und eben so gut. Auch einige Entführungen, nach Rittersitte. Viele Zweykämpfe, schrecklich anzuschauen, wobey einem aber doch die Zeit nicht lange währt. Auch Nothzüchtigungen, abscheulich zu erzählen und zu lesen; aber doch sehr unterhaltend; und man kann sich auch dabey freuen, daß es jetzt nicht mehr so hergeht. Viele Morde, und das ist recht gut, sonst häufen sich die spielenden Personen zu sehr an, man muß sie sich etwas vom Halse schaffen. Viele Gefängnisse und Einkerkerungen, schauerlich zu vernehmen; aber was wäre denn auch ein Roman aus den Ritterzeiten ohne Gefängnisse und Einkerkerungen? Die Hauptpersonen stecken jetzt fast alle in den Kerkern, und das ist so übel nicht; da wird es etwas Ruhe, da erhalten die Herren Zeit sich zu besinnen, und der Leser auch. Da giebt es einen Abt, ärger als Satanas; der trinkt die Sünde wie Wasser; dem geht Lug, und Trug, und Entführung, und Mord, und Nothzucht von der Hand wie Kinderspiel; ist eine sehr interessante Person! Dem Grafen Konrad von der Wetterburg mordet er zwey Söhne und die Gattinn; daß er die Gräfinn erst noch entehrt, ist nur Nebensache. Der einzigen schönen Tochter des Grafen, hatte er neuerdings eine Nothzüchtigung zugedacht; haschte aber, und mißhandelte in der Dunkelheit die Zofe derselben: die wird denn wohl den klaren Tod davon haben, noch weiß man es nicht.

Den Verdacht der Morde bringt er sehr geschickt auf Rudolph von Adlerhorst, der sich nicht rechtfertigen kann, weil der saubere Herr Abt den Geächteten verwunden, entführen, und der übrigen Welt unbewußt im Kerker schmachten läßt. Die Gattinn und Tochter Rudolphs läßt er unterdessen entführen, schändet die Mutter, und mordet sie dann durch vergifteten Nachtmahls-Wein. Die Tochter mordet er moralisch, das heißt: er läßt das Kind zur Buhlschaft erziehen und verderben, und lebt nun mit ihr in Buhlschaft. Den einzigen Sohn Rudolphs verfolgt er durch

Meu-

Meuchelmörder, und hat ihn jetzt im Gefängniß u. s. w. Und dabey gilt der Mann allgemein für einen wahren Heiligen.

Was meinen unsre Leser? ist das nicht ein sehr interessanter Abt? Rec. weiß nur nicht recht, was denn dem Herrn Abt im 2ten, 3ten, 4ten Theil noch für Bubenstücke zu thun übrig bleiben werden? Oder wird der Verf. da an ihm die poetische Gerechtigkeit üben? Das würde den Lesern sehr gefallen.

Hoffentlich werden alle, zum großen Leidwesen der Leser, jetzt eingekerkerte Helden, aus ihren Kerkern wieder hervorgehen, und wird noch Alles ein gutes Ende nehmen.

Ist übrigens sehr interessant, und lieblich, und rührend, und schauerlich zu lesen; man muß ordentlich dabey weinen.

Urach der Wilde. Roman aus den Ritterzeiten. Zweyter Band. Leipzig, bey Seeger. 1804. 332 Seit. 8. Mit einem Titelkupfer. 1 Rthl. 8 gr.

Bey Beurtheilung des ersten Theiles, dieses, mit Mord, und Todtschlag, und Entführung, und Nothzüchtigung, und Einkerkerungen reichlich ausgestatteten Romans, war Rec. um den Verf. verlegen, was ihm noch für Bubenstücke übrig bleiben würden, um auch dem zweyten Theile das gehörige Interesse geben zu können. Zwar ahnete Rec. so etwas von Blutschande; auch hatte noch kein Bruder die Schwester gemordet, und keine Mutter den Sohn morden wollen, die — der Verf. thut hier doch ein Einsehen in der Sache — vom Vater gehindert, sich genügen muß, den Sohn nur tödtlich zu verwunden. Freylich konnte das noch einige sehr interessante Kapitel geben.

Indessen glaubte Rec. der Verf. würde Barmherzigkeit haben, und sein Publikum mit solchen Scheußlichkeiten verschonen; aber Barmherzigkeit? bey einem großen Theile unsrer Romanenschreiber? —

Wirk-

Wirklich muß es recht schrecklich rührend, aber doch sehr unterhaltend für unsre, größtentheils etwas nervenschwache Leserinnen seyn, wenn hier der Bruder und die Schwester, in Wollust versunken, schwelgen, und nach vollbrachter Sünde, der Sünder die Sünderinn mordet. Man sieht wohl, der Herr Bruder ist ein Christ; wäre er ein Muhamedaner: so hätte er sich gemordet, und die reuige Schwester leben lassen.

Jetzt sind sie alle todt, die Unholde, die der Noth so viel machten. Nun, Gott habe sie Alle selig! Es ist bey weitem das Beste, daß sie todt sind. Nun ist Ruhe; und der Verf. konnte nun mit dem zweyten Theile schließen. Er habe Dank dafür!

Uebten alle unsere Schriftsteller so Gerechtigkeit an unsere Verbrecher: so sollte die Welt bald ein anderes Ansehen gewinnen. Durch Hieb und Stich gienge da bald die größere Hälfte — Rec. will nicht karg seyn, unser Verf. ist es ja auch nicht — zu Grunde; die Gerechten blieben nur übrig. Das wäre denn doch noch einmal eine Welt, die sich sehen ließe! Einer Sündfluth bedürfte es denn auch nicht wieder, das sündige Geschlecht zu verderben. Eine Sündfluth ist ohnehin nicht die beste Methode aufzuräumen; die macht Allem gar zu bald ein Ende. Aber unsers Verf. Methode! durch Hieb und Stich! da geht es doch nicht gar zu rasch; da kann man doch, ehe Alles aus ist, noch manches schöne Buch schreiben und lesen, das von Mord und Todtschlag und allen möglichen Teufeleyen voll ist, wie Urach der Wilde.

Pm.

1\. Meine Reise nach Italien. Ein Seitenstück zu meiner Reise nach Frankreich, von L. von Selbiger. Erster Theil. Berlin, bey Maurer. 1804. 1 Alph. 4 Bog. 8. Mit 1 Kupf. und 1 Vign. 1 Rg. 12 gr.

2. Die Zurückkunft nach Paris nach dem Ende der Revolution. Leipzig, im Magazin für Literatur. (Ohne Jahrszahl.) 12 Bog. 8. 18 Gr.

3. Frau von Ménou. Scenen aus Paris von Fr. Maurer. Paris und Leipzig. 1804. 21 Bog. 8. 1 Rh.

Nr. 1. ist eine höchst verunglückte Nachäffung der vortrefflichen Thümmelschen Reise durch das südliche Frankreich. Statt daß diese durch die heiterste, muthwilligste Laune, den feinsten Witz, die gelungenste Persiflage, die gediegenste Lebensweisheit, die tiefste Welt- und Menschenkunde, und durch zahllose andre Vorzüge mehr, unwiderstehlich anzieht, stößt unser Pseudonymus durch albernen Aberwitz, elende Wortspiele, jämmerliche Zweydeutigkeiten, und flaches Raisonnement, jeden Leser von Zartgefühl und Geschmack, auf's unangenehmste zurück. An die Stelle der naiven Geschwätzigkeit, welcher man bey Thümmel zuzuhören nie ermüdet, tritt hier eine breite Redseligkeit, deren narkotische Kraft uns mehrmals in den Schlaf zu wiegen gedroht hat. Dabey wird der Verf. nicht müde, das sehr armselig ausgestattete Füllhorn seiner Kollektaneen zu leeren, und jeden, auch den geringfügigsten Gegenstand, mit vielen Dingen, die eben so unbedeutend, als er selbst ist, sind, aufs ermüdenste zu parallelisiren. Eine Unsitte, die überhaupt auf dem Stoppelfelde unsrer Romanenliteratur durch Jean Paul Richter an die Tagesordnung gebracht worden ist, und, unsers Dafürhaltens, eine schwere Verantwortung auf ihn ladet. Hier wird dieser Unfug im vollsten Maaße getrieben. So sieht man z. B. S. 350 bittre Stunden (an sich ein unpassendes Beywort) mit bittern Melonen und spanisch Bitterm zusammengestellt; S. 381 wird die Neugierde ein Quittenstamm genannt, auf welchen alle Kernobstarten gepfropft werden können, die dadurch wenigstens eine goldgelbe Farbe bekommen; S. 384 findet es der Verf. begreiflich, daß sein Postillon ein eingepökeltes Schelmgesicht hatte, weil er sich im Lande der Pökeley befand, u. s. w. Wie es mit dem Witze, der hier zum Besten gegeben wird, beschaffen sey, mögen ein paar Pröbchen kund

 thun.

thun. S. 383 findet sich die feine Bemerkung, daß man hinter ein N — allerley Buchstaben setzen könne, z. B. irrgendheim, arrenhausen, asenburg ꝛc. S. 419 wird der Reisende in ein Bette geschafft, das so voller Träume (voll) wie voller (voll) Flöhe ist; S. 318 ist von Frau von Luna und Frau von Erde die Rede; S. 31 lassen die Damen, nach der Konjektur des Verf., vielleicht um deßhalb ein paar Haarzöpfchen von der Stirn hinabhangen, (herabhängen) um dadurch zu verstehen zu geben, daß man sie, wie die Gelegenheit, von vorn angreifen soll. Die Wortspiele, nach denen hier ein wahres Treibjagen angestellt wird, sind von kläglicher Beschaffenheit; z. B. S. 9 eine Stadt die außerordentlich interessirt, aber gar nicht interessant ist; S. 415 soll der Verf., weil er ein Zugvogel ist, wie ein Krammetsvogel strangulirt werden; S. 388 schlägt die Frau des Gastwirths zum blauen Ochsen keine andre Funken, als des Morgens mit Stahl und Stein, um Feuer anzupinken. — Die Späße des Verf. arten oft in Unflätigkeiten aus, wie S. 412 das von der Königinn Elisabeth an die Thüre geschriebene *Sunt*, oder die Bemerkung S. 420 daß es den gesprächigen Essern gehe, wie den alten Hirschen auf (in) der Brunst: während sie sich um die Buhlinn balgen, gehen die jungen Spießer mit ihr durch. Die aus Peplier's französischer Grammatik allbekannte Klassifikation der Sprachen, die Karl V. beygemessen wird, hätten wir hier auch nicht wiederzufinden geglaubt. S. 47 aus mehrern der obigen Citate ergiebt es sich bereits zur Genüge, daß der Reisende mit der deutschen Sprache nicht im besten Vernehmen steht: die Ornythologen S. 379, und der Cirius (Cereus) S. 337, erregen nicht die beste Meinung von seiner Kenntniß der alten Sprachen. — Zum Schlusse bemerken wir nur noch, daß Niemand hoffen dürfe, hier Etwas von Italien zu vernehmen; der Verf. erfährt gegen das Ende dieses Bandes, daß statt nach Italien, wie er beabsichtet, reisen zu können, er sich nach Polen verfügen müsse, und ist wirklich auf der Reise dahin begriffen. — Kupfer und Vignette sind höchst mittelmäßig.

Bey Nr. 2. liegt, (obwohl es auf dem Titel nicht bemerkt ist,) wahrscheinlich ein französisches Original zum Grunde; wenigstens lassen die undeutschen Phrasen und Wendungen, auf die man überall stößt, dieß vermuthen.

Denn schwerlich würde doch ein Deutscher schreiben: Louis nahm die innigste Theilnahme, ganz abgeschwitzt stürzte er herein, ihre Güter sind so viel als verloren, Friederike ist in Verlust gerathen (verloren) ꝛc. Eine Mannsperson wird S. 34 Jeanne genannt. Ein so erbärmliches Original war aber keiner Verdeutschung werth. Man findet hier gewöhnliche Mordgeschichten aus der Schreckenszeit gar langweilig hererzählt; der Verf. behandelt seine Personen, wie ein Guckkastenmann seine Puppen. Ueberdieß ist er so nachlässig, daß er den Helden der Geschichte, der anfangs Perls heißt, späterhin S. 73 Saintenont nennt; unter welchem Namen er vorher einen Andern eingeführt hatte. Was muß sich doch die charta patiens Alles gefallen lassen! —

Nr. 3. ist gleichfalls ein alltägliches Liebeshistörchen, das sehr moralisch gemeint; aber auch sehr langweilig zu lesen ist. Wer nur Engel, Teufel und moralische Krüppel malen kann, sollte das Papier unbesudelt lassen.

T.

Schöne und bildende Künste.

Kleines Zeichen- und Stickerbuch für Damen. *Zweytes Heft.* Pirna, bey Friese. Mit 16 Kupfertafeln. 1 Rg. 12 gr.

Ist dieses Heft, unter verändertem Titel und Verlagsort, eine Fortsetzung des im 60. Bd. 2. St. S. 364 dieser Bibl. von uns angezeigten, „Neuen Zeichen- und Stickerbuchs ꝛc.“ so haben Zeichner und Herausgeber die ihnen dort gegebenen wohlgemeinten Erinnerungen, wegen einer bessern Wahl ihrer sogenannten Muster schlecht benutzt. Denn die unterste leicht und gefällig gezeichnete Borde auf dem ersten Blatte, und die oberste auf dem vierten Blatte etwa ausgenommen, ist alles Uebrige auf diesen 16 Blättern, ohne Geschmack gewählt, und höchst mittelmäßig angegeben. Wozu sollen diese einzelnen Blumen, Bouquette, — und nun

gar

gar ein Frucht- und Blumenkorb! — nach dem sehr verfeinerten Geschmack in der Stickerkunst, noch dienen? etwa zu Brauttüchern für Landmädchen, oder zu Ammenmützen? Dazu hätte es keines solchen Aufwandes eines eignen Mustetbuchs bedurft.

Go.

Musik.

XII Allemandes, tirés des idées d' Haydn, Mozart, Cramer, Clementi, Bethosen, et arrangés pour le Pianoforte, par *L. Knittelmair*. A Straubing, chez de Schmid, Libraire. Ohne Jahrzahl. 16 Seit. Querfol.

IX Allemandes pour le Claveçin ou Pianoforte, par *L. Knittmayr*. (?) Straubing, chez Reitmayr, Libraire. Ohne Jahrzahl. 11 Seit. Querfol.

Die auf dem Titel der vorliegenden ersten Sammlung gebrauchten Worte: tirés des idées etc. sind etwas unbestimmt; denn sie können heißen sollen: aus den Gedanken (Werken) der genannten Meister zusammengetragen, oder vielleicht auch nur: in der Manier dieser Tonsetzer komponirt. Nächstdem erfährt man nicht, was dabey von Haydn, Mozart, ꝛc. ist. Uebrigens zeichnen sich die Allemanden selbst, wenigstens zum Theil, vor verschiedenen andern vortheilhaft aus, so daß wir sie den Liebhabern solcher kleinen Tanzstücke als vorzüglich gut empfehlen können. Sie stehen insgesammt im Dreyvierteltakte, da bekanntlich die wirklichen Allemanden ursprünglich im Vier- oder auch späterhin im Zweyvierteltakte gesetzt waren. Herr Christmann schreibt hierüber in seinem Elementarbuche der Tonkunst S. 270: „Man giebt auch diesen Namen (Allemande) dem schwäbischen Tanze, der mehr unter der Benennung Walzer oder Schleifer bekannt ist, aber mit Unrecht; denn dieser wird in Dreyviertel- oder Dreyachteltakt gesetzt, und sein Charakter ist noch mehr als Fröhlichkeit,

„ist ausgelassene Freude." Sonach würden diese vorliegenden Tonstücke schicklicher Walzer geheissen haben; obgleich ihr Charakter nicht durchgängig ausgelassne Freude; sondern höchstens nur gemäßigte Munterkeit u. dergl. ist. Hierzu gehört vorzüglich das Trio zu Nr. 5. der ersten Sammlung. Reichhaltig in Absicht auf die Modulation, sind Nr. 12. und Nr. 9. Diese zuletzt erwähnte Allemande geht nämlich aus G dur; in dem Trio dazu wird aber sechs Takte hindurch in As dur modulirt. — S. 14 kommen nicht nur mehrere Spannungen von einer None; sondern auch sogar von einer Decime vor. Für Damen dürften daher diese Stellen wohl nicht spielbar seyn. Im übrigen kann das, was S. 14, 15 und 16 steht, nicht füglich für eine Allemande, oder für einen Walzer rc.; sondern mehr für eine Art von hinzugefügtem Anhang, oder für ein besonderes Tonstück gelten.

Die zweyte Sammlung besteht ebenfalls aus lauter, im Dreyviertelstakte gesetzten Tonstücken; die aber dem innern Gehalte nach denen in der ersten Sammlung enthaltenen nicht völlig gleich kommen. Sie zeichnen sich nämlich durch keine hervorstechenden Wendungen rc. aus; sind aber eben nicht schwer zu spielen, und werden daher — besonders da sie ziemlich gut in das Gehör fallen, — auch ihre Liebhaber finden. Bey solchen kleinen Tonstücken sich auf eine speciellere Kritik einzulassen, verstattet der Raum nicht; ob gleich hinlänglicher Stoff dazu vorhanden wäre.

Der Stich gehört zwar nicht zu dem besten; indeß ist er doch größtentheils deutlich. Nur einige Versetzungszeichen sind beynahe gar zu klein, und stehen zu weit von derjenigen Note ab, zu welcher sie gehören. Dieß ist unter andern der Fall mit dem Quadrate S. 8 Takt 6 der ersten Sammlung. Auf der 16ten Seite wäre über den beyden zu wiederholenden Takten ein hinzugefügtes bis nicht überflüssig gewesen. In der zweyten Sammlung sind die Noten sehr groß gerathen; demohngeachtet lassen sich verschiedene mit sogenannten Nebenlinien, wie S. 5 in dem Trio, nicht gut lesen, weil nämlich diese Nebenlinien nicht gehörig von einander abgesondert worden sind; sondern einen ganzen Takt hindurch ununterbrochen fortlaufen. Auch stehen die Nebenlinien mitunter zu nahe an den Häuptlinien; z. B. S. 2 in Nr. 2., S. 10 Z. 6 T. 2 rc. da hingegen andere, wie

S. 5

S. 5 in der letzten Zeile T. 3 das c u. a. m. zu weit davon abstehen. S. 10 ist die neunte Zeile nicht gut zu lesen, weil der Querhaken an den Sechzehntheilen zu weit rechts geht, und fast bis an die 1. auf folgenden Achtel reicht. Noch andere Kleinigkeiten übergehen wir, da sie zum Theil nur unerheblich sind.

Gesänge mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt 2c. von L. K. Straubing, in der von von Schmidischen Buchhandlung. Ohne Jahrzahl. 35 Seit. Querfol.

Anlage zur Singkomposition kann man dem — wenigstens uns nicht bekannten — Komponisten dieser Gesänge ohne Unbilligkeit nicht absprechen; vielmehr scheint er bey mehrerem Kunststudio ein sehr gefälliger Tonsetzer werden zu können. Wir halten es daher der Mühe werth, ihn auf einige Mängel in den vorliegenden Gesängen aufmerksam zu machen. Ist es ihm Ernst, sein unverkennbares Talent zur Komposition mehr auszubilden, und ein in jeder Rücksicht guter Tonsetzer zu werden, wie wir dieß voraussetzen: so wird er unsre gutgemeinten Winke dankbar aufnehmen, und sie bey seinen künftigen Arbeiten gehörig zu benutzen suchen.

Vor allen Dingen müssen wir ihm rathen, eine strengere Auswahl der Gedanken zu treffen; da man in den vorliegenden Gesängen viel Bekanntes zu finden glaubt, und auch wohl wirklich findet. Hierdurch wollen wir ihn zwar keinesweges beschuldigen, daß er wissentlich ihm bekannte Stellen in seine Kompositionen mit aufgenommen habe; allein gewiß wird er bey sorgfältiger Untersuchung selbst Manches bemerken, was nicht neu ist; sondern an ein oder das andere Gesangstück erinnert. So hat z. B. sogleich die Melodie des ersten Gesangs viel Aehnlichkeit mit der Melodie eines Liedes von Reichardt; **Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze** 2c. obgleich die Begleitung dazu allerdings von einander verschieden ist. Auch in einigen andern Gesängen z. B. S. 13, 16 2c. glaubte der Rec. Reminiscenzen, besonders aus Mozartschen Kompositionen, zu bemerken.

Nächstdem hat sich Herr K. vor zu vielen Wiederholungen zu hüten. Auch hiervon ist der erste Gesang nicht frey. Vergleichen T. 1 und 2, mit T. 5 und 6, deßgleichen mit T. 13 und 14. Mehrere Fälle von dieser Art wird der Komponist dieser Gesänge selbst finden.

Vorzüglich aber vermißt Rec. hin und wieder Wahrheit in Absicht auf den Ausdruck des Charakters. Unter andern wählte Herr K. zu dem Gedichte von Göthe: Sah' ein Knab' ein Röslein stehn rc. (S. 11) zur Ueberschrift Siciliano, und ließ diesen, im Sechsachteltakte geschriebenen, Gesang durchgängig piano vortragen. Herr Reichardt hingegen hat dabey den Vierachteltakt gewählt, und lebhaft darüber geschrieben. Unstreitig stellte der letztere den Inhalt des Gedichtes richtiger dar, als Herr K. Ferner läßt dieser S. 13 die Worte: Ich fühle den Tod, larghetto singen. Bey den darauf folgenden Zeilen:

»Denn, ach! ein großer Schmerz
»Zerspellet (??) mein armes Herz;
»Die Flamme der Liebe verzehrt mich gänzlich.
»Ich armer Mann! schon fühl ich den Tod!«

tritt ein Allegro ein; obgleich der arme Mann, welchen ein großer Schmerz das Herz zerspellet rc. zuletzt auch wieder den Tod fühlet. — Dieß geschieht S. 15 nochmals, jedoch in einem zart gehaltenen And. molto, und folglich nun in einer dritten Bewegung. Unmöglich kann der Charakter in allen drey, sehr von einander abweichenden Stellen, richtig dargestellt seyn. — Zu diesen Mißgriffen rechnet der Rec. auch die, keinesweges zu dem vorausgegangenen Gesange passenden Nachspiele, S. 3, 9, 12, 17 und 30.

Von den sehr auffallenden Fehlern in Ansehung der Deklamation und Scansion, zeichnen wir nur die folgenden aus. S. 13 wird auf der zweyten Sylbe des Wortes Flamme ein (noch dazu verhältnißmäßig hoch gesetztes) Melisma angebracht, da doch diese Sylbe bekanntlich kurz ist. Ebendaselbst hat Herr K. zweymal scandirt: verzehrt mich. Auf die Sylbe ver fällt nämlich — des dabey sehr unschicklich vorgeschriebenen Trillers nicht zu gedenken — das zweytemal eine halbe Taktnote, die noch obenein durch einen

einen Punkt verlängert worden ist, und folglich nicht weniger als drey Viertel gilt; dagegen muß sich jede von den beyden Sylben zehrt und mich nur mit einer Achtelnote in einem Allegro auf dem letzten (schlechten) Takttheile behelfen. Dieß ist denn doch ein wenig zu arg. — Ueberhaupt aber bringt der Komponist zu häufig Verzierungen der Melodie an. Hiervon findet man fast auf allen Seiten, besonders aber S. 13, 14, 15, 32 und 33 mehrere Beyspiele.

Endlich müssen wir noch bemerken, daß sich der Komponist auch Härten, zum Theil aber gar offenbare Verstöße gegen den reinen Satz hat zu Schulden kommen lassen. Wir machen ihn in dieser Hinsicht nur auf S. 2 T. 10; S. 3 T. 2—3; ebend. T. 5—6; S. 13 T. 6—7 aufmerksam.

Diese Gesänge sind auf Stein gestochen, und gedruckt bey G. H. Keyser und F. A. Niedermayr in Regensburg. Der Druck oder Stich ist allerdings sehr leserlich; nur haben sich außer andern Kleinigkeiten, viele sogleich auf der Rückseite des Titelblattes angezeigte Druck- oder vielmehr Stichfehler eingeschlichen. Durch etwas weisseres Papier würde der Druck noch mehr gewonnen haben.

XI Variations pour le Pianoforte, composées etc. par *L. Knidtlmaier*. Straubing, chez Reitmayer. 1802. 5 Bog. Quersol.

Das Thema zu diesen Variationen ist zwar gefällig; aber dabey in Absicht auf die Melodie und Modulation zu einförmig. Die beyden ersten Takte kommen nämlich auch weiter unten noch zweymal, folglich wenn jeder Theil wiederholt wird, zusammen sechsmal vor. Nächstdem bleibt die Modulation fast durchgängig in der Tonica A dur; denn nur im dritten und vierten Takte wird die Dominante E dur mit berührt. Die letzten vier Takte des zweyten Theils sind Note zu Note wieder die letzten vier des ersten Theils, mithin auch die Tonschlüsse die nämlichen. Für ein kurzes Andante mit eilf (sogenannten) Variationen, ist diese Einför,

förmigkeit unstreitig zu groß. Denn spielt man jeden Theil zweymal, wie dieß vorgeschrieben ist: so hört man, mit Einschluß des Themas selbst, nicht weniger als 48 Tonschlüsse in A dur. — Wir schrieben oben: mit eilf sogenannten Variationen. Um den unterstrichenen Zusatz zu rechtfertigen, müssen wir bemerken, daß Nr. 6. keine Variation des Themas; sondern ein ganz anderes Tonstück ist. Es geht nämlich aus A moll, und unterscheidet sich in Ansehung der Modulation sehr merklich von dem Thema. Ueberdieß besteht in dem letztern (d. i. dem Thema) jeder Theil nur aus acht Takten; da hingegen in Nr. 6. der erste Theil 14, und der zweyte sogar 15 Takte enthält. Daß hierbey gegen den Rhythmus verstoßen worden ist, wird Herr K. hoffentlich ohne Widerrede zugeben, und es selbst fühlen, wenn er die letzten sieben Takte dieses Theiles mit Aufmerksamkeit nach den ersten acht Takten durchspielt. Auch liegt es klar am Tage, daß 15 Takte nicht eine Variation von 8 Takten seyn könne. Die zehnte Variation verräth zwar einen geübten Spieler; ist aber doch für ein Adagio zu bunt. Hin und wieder können solche Verzierungen wohl einen guten Effekt hervor bringen; aber durchgängig angebracht, sind sie, unsrer Meinung nach, nicht zweckmäßig. Was nach den ersten sechzehn Takten der eilften Variation auf 5½ Seite folgt, das kann unmöglich für eine Veränderung des Themas; sondern nur für eine Art von — hierzu nicht gehöriger — Phantasie gelten; worin man aber wohl etwas mehr Reichhaltigkeit in Hinsicht auf die Modulation wünschen möchte, wenn nun einmal ein Anhang folgen sollte, der auf das Thema keine Beziehung hat. Was etwa gegen den reinen Satz zu erinnern wäre, betrifft nur Kleinigkeiten, die Herr K. leicht selbst auffinden wird. Ob nun gleich diese Variationen noch keine Meisterstücke sind: so glauben wir doch, daß der Komponist derselben Aufmunterung verdient, und bald recht gefällige Tonstücke liefern werde, wenn er die Stimme der Kritik willig hört, und sie ins Künftige möglichst zu benützen sucht.

Deutscher Kirchengesang zur heiligen Messe, von (bestehend aus) vier Singstimmen, zwey Hörnern nach Belieben, mit konzertirender Orgel, von

von Lambert Knittelmair, Benediktiner zu Oberaltaich. Straubing, in der von Schmidischen Buchhandlung. 1803. Zusammen 32 Seit. Fol.

Dieser deutsche Kirchengesang hat bey weitem nicht diejenige Würde, die er seiner Bestimmung gemäß haben sollte. Er ist sowohl in Hinsicht auf die Melodie, als auch in Ansehung der Harmonie nicht feyerlich genug; sondern allzu modern, und dem Inhalte der Worte nur selten gehörig angemessen. Hiervon kann schon das erste Chor oder der erste Gesang (zum Kyrie) einen Beweis abgeben. Die Worte dazu heißen:

» Hier liegt vor deiner Majestät
» Im Staub die Christenschaar,
» Das Herz zu dir, o Gott, erhöht,
» Die Augen zum Altar, u. s. w. «

Außer der sehr gemeinen, und unbedeutenden Harmonie, ist die Orgelbegleitung zu diesem Chore mit untermischten Solostellen so galant, als nur zu einer Opernarie die Begleitung auf Saiteninstrumenten seyn könnte. In Ermangelung der Notentypen kann der Rec. den Beweis dieser Behauptung nicht anschaulich darlegen; allein jeder Unpartheyische, welcher diese Kirchengesänge vor sich hat, wird finden, daß unsre Beschuldigung gegründet ist. Ueberhaupt aber hat Herr K. die Orgel fast durchgängig gar nicht so gesetzt, wie eine koncertirende Orgel, unsrer Meinung nach, gesetzt werden müßte. Häufig giebt z. B. der Baß das erste Viertel an, und in den obern drey Stimmen sind mit der rechten Hand drey Achtel auf folgende Art nachzuschlagen:

		f f f		f f f	
Rechte Hand:	7	c c c	7	c c c	
Linke Hand:		a a c		a a a	
	f (Viertel-pause.)		f (Viertel-pause.)		u. s. w.

Sogar sogenannte Trommelbässe findet man S. 7 und 8. — Schade, daß dieses, in seiner Art einzige, Instrument, nicht zweckmäßiger benutzt worden ist, und jetzt überhaupt nicht selten zu einem Clavecin herabgewürdigt wird! Wer übrigens der vor uns liegenden Orgelstimme, die drey Bogen

 stark

Erste Klasse der Vorstellungen: Aus der Darstellung der Meinungen mehrerer älteren und neueren ungebildeten Völker — wovon der Verf. bis hieher ausschließlich spricht — ergiebt sich ihm folgendes Resultat. S. 118. §. 53. „Das so verschiedenartige Gepräge dieser Vorstellun„gen beweiset die zwanglose Entfaltung des menschlichen Gei„stes in Hinsicht seiner Wünsche und Hoffnungen. Immer „spricht die Gegenwart in der Vorstellung der Zukunft, und „diese ist so verschiedenartig als jene war. Sitten und Le„bensart, Glück und Elend, Freude und Leid der Gegen„wart, erhabener und niedriger Charakter, Tapferkeit und „Muth, Hoffnung und Furcht, kurz, das ganze irdische „Menschenleben ist in dem Leben der Zukunft abgebildet."

Die Wahrheit dieser Bemerkung wird man gerne zugestehen. Selbst bey gebildeten Völkern wird man diesen Anstrich mehr oder minder finden.

„Jedes Volk trug seinen Charakter und seine Wünsche „auf dasselbe über, und bildete es so originell, als es selbst „war. Jedes Volk hatte sich noch selbst zu dem ihm eigenen „Grad der Kultur emporgearbeitet, und daher so wenig Ver„wandtschaft in ihren Vorstellungen. Denn jedes Volk trug „seine Kultur, seine Neigungen und Empfindungen auf das„selbe über. Doch kommen fast alle darin überein, daß das, „was sie als Vergeltung nach dem Tode annehmen, mehr „als Werk des Zufalls oder blinder Nothwendigkeit erscheint. „Nirgends eine Spur, daß eine lohnende Gerechtigkeit, von „Güte geleitet, das Schicksal der Seelen regiere. Alles „dort, wie hier! Kein Zweck, keine Anordnung weiser „Güte, keine Beziehung auf Verdienst! Selbst die Frage „übergangen: was war der Mensch hier, was soll er wer„den? Und diese so nahe liegende Frage hätte schon einen hö„hern Gesichtspunkt für jene Vorstellungen veranlassen müs„sen. Was man hier Glück nannte, wünschte man dort zu „finden.

„Es springt in die Augen, daß nur die Idee der Gott„heit Einheit und Zusammenhang in jene Vorstellungen brin„gen, und sie auf einen höhern Zweck beziehen konnte."

Zweyte Klasse der Vorstellungen: Die Seelenwanderung als ein Läuterungs- und Reinigungsproceß für die Seelen.

Seelen. S. 138 „Das Vergehen der Geister in den himm„lischen Regionen, gab (nach diesem Systeme) Welt und „Menschen und Thieren das Daseyn. Die Möglichkeit ihrer „Wanderung in thierische Leiber nahm der Wahn sinnlicher „Menschen bald als Wirklichkeit an. Wie konnte man „leichter das Räthsel des Menschenlebens lösen? wie dieß „Leben, bey jener Voraussetzung, schöner würdigen? Es „ist nicht Schuld der Lehre, daß kein besseres Ziel gesteckt „wurde, nach welchem menschliche Tugend ringen müsse; „daß nur Passivität als Mittel gesetzt wurde, es zu errei„chen. Es war der tödtende Grundsatz, der zur Herrschaft „kam, daß jeder, der glücklich werden will, alle seine Lei„denschaften vernichten, sich nie durch die Sinne verführen „lassen, sich an nichts, was ihn umgiebt, anschmiegen, und „seine Augen, sein Herz, seine Sinne beherrschen müsse, „damit die Seele mit ihrer Quelle sich wieder vereinigen „könne."

Solche Grundsätze, übel verstanden, und übel angewandt, hatten denn Möncherey und Büßerleben zur Folge.

Modifikation dieser und dergleichen Lehren bey den Tibetanern, Avanern, Peguanern, Chinesen, Siamesen und Japanern.

Resultat. S. 161 „Und was ist die Welt nach dieser „Lehre? — Eine Quarantaine, nach deren Verlauf sich das „Schicksal der Seele entscheidet; ein Zuchthaus, wo es sich „zeigen muß, ob sie durch Strafen gebessert worden, oder „ob ewiger Fluch über sie kommen wird. Und warum sind „die Menschenseelen, nach der Hauptvorstellung, aus der „Gottheit hervorgegangen? Damit die Menschen doch end„lich sich der ewigen Ruhe zu erfreuen haben möchten, die „sie schon vor ihrem Daseyn genossen. — Dieß ist das seli„ge Ende aller Dinge; eigentlich ein Begriff, mit dem ihnen „zugleich der Verstand ausgeht, und alles Denken selbst ein „Ende hat."

Dritte Klasse der Vorstellungen: Der Himmel der Zukunft als Lohn menschlicher Tugend von einer richtenden und vergeltenden Gottheit ertheilt. S. 163 „Es liegen hö„here, edlere Begriffe der dritten Klasse von Vorstellungen „welche die Zukunft betreffen, zum Grunde. Es sind keine

„dunkle

„dunkle Ahnungen von einem Lande, wo das Seyn der „Seele sich an die Gegenwart anknüpft, ohne edler und voll„kommner zu werden. Es ist nicht das Ende eines zwecklo„sen Spiels, welches die Götter mit den Menschen treiben. „Der Mensch erscheint als freyes Wesen, und die Gottheit „in moralischer Würde und Vollkommenheit.“ —

Parsismus: „Wie irdische Regenten strafen und loh„nen: so lohnt und straft auch der himmlische, nur gerech„ter. Alle Wesen sind ihm unterworfen, und alle kamen „rein und gut aus seiner Hand. Es war ihre Schuld, wenn „ihre Reinheit getrübt, und ihre Güte befleckt wurde. Sie „müssen ihre Schuld büßen. Sie sollten kämpfen, und „wenn sie als Sieger den Kampf bestanden, und die Palme „errungen: so sollte ihr Lohn groß seyn. Die Gottheit wird „Gericht halten. Als selbstständige freye Wesen handelten „die Menschen, und darum kann kein Fatum, kein blindes „Ohngefähr ihr Loos entscheiden.

„Die Gottheit ist Richter, und sie richtet menschlich, „weil der Mensch es sich nur so denken kann. Die Gottheit „lohnt und straft nach Menschenweise, weil sie Menschen „richtet. Ein irdischer Königsstaat ist Muster des himmli„schen. Es giebt nur einen himmlischen König.“ — — „In einem monarchischen Staat muß diese Vorstellung ent„standen und begründet seyn. Wie sie entstand; wie sie „ausgebildet wurde? wird ewig dunkel bleiben, sie mag nun „in dem Staat entstanden seyn oder nicht, wo wir sie zuerst „antreffen. Ist Persien die Wiege der Vorstellung? wir „wissen es nicht. Aber von Persien aus ward sie verbreitet „auf Juden und Christen und Moslemin, und von diesen „ausgeschmückt, wie es ihr alter Glaube oder ihre neuen „Bedürfnisse forderten. — — Nur bey dieser Lehre findet „ein Himmel der Zukunft statt, eine den Thaten entspre„chende Vergeltung nach dem Tode.“

Princip des Bösen und Guten. Ahriman. Ormuzd. Die Auferstehung ist eigenthümliche, und von da auf andere Völker übergegangene Vorstellung des Parsismus. Persische Mythologie und Theologie.

Araber. Muhammeds Lehre nach dem Koran. Muhammedanischer Freudenhimmel; er ist sinnlich genug.

Judais-

Judaismus. Jehovah, National-Gott der Juden. Messias. Tausendjähriges Reich des Messias. Jüdischer Himmel der Zukunft beginnt, wenn das tausendjährige Reich des Messias mit seinen Freuden sich endigt.

Die Ausmalung dieses Himmels ist nicht weniger bunt, sinnlich, willkührlich und albern als bey den Hindus, Persern, Muhammedanern, u. a. Nur Juden haben Theil daran. Pharisäer. Sadducäer. Essener. — —

Jesus Christus und seine ersten Bekenner. Christliche Religion. Erweiterungen und Modifikationen der Bibellehre in den ersten Jahrhunderten. Griechische Kirche. Lateinische Kirche. Scholastiker. Katholicismus. Fegfeuer. Thomisten. Scotisten u. a. Protestantismus. Lutheraner. Reformirten. Prädestination. Socinianer. Aristotelische Dialektik wieder in die Theologie eingeführt. Leibnitz-Wolfische Philosophie. Mystik. Die Betrachtungen über den künftigen Himmel arten wieder sehr in Spitzfindigkeiten aus. Der alte Chiliasmus gewinnt wieder Land. Theosophen.

Emanation. Seelenschlaf. Wiedersehen. Wiedererkennen. Quäker. Pietisten. Ewigkeit der Höllenstrafen. Kantische Philosophie. Die Denkart unsrer Tage. Hier mag der Verf. wieder selbst sprechen. S. 302 „Wie aber auch die „Lehre vorgestellt seyn mag, der Volksglaube blieb der bildlich-biblischen Vorstellung getreu. Man möchte fragen: „wohin sich in unsern Tagen die Ueberzeugung neigt? und „man würde den Geist des Zeitalters nicht mit Unrecht be„schuldigen, daß auch in Ansehung der Lehre vom künftigen „Zustande der religiöse Glaube bey Vielen in Indifferentis„mus und Gleichgültigkeit ausgeartet ist, die über die Ge„genwart die Zukunft vergißt. Den Volksglauben hat kaum „eine Veränderung treffen können, wenn auch Einzelne aus „dem Volke dem Apostolat des Unglaubens nur zu willig „Gehör geben, da ihr Glaube kaum eine Stütze hat, an „welcher er sich halten kann.

„Indessen war der Glaube der christlichen Welt wohl „nie so verschiedenartig gebildet als in unsern Tagen. Eine „Partey Schwärmer wird immer noch die apokalyptischen „Visionen Lavaters als Reisecharte für die künftige Welt „betrachten, und aus Stillings (Jungs) Statistik des

„Gei-

„Geisterreichs den Zustand der Seligen faktisch zu kennen „wähnen, indem sein Auge das Uebersinnliche in der Stadt „Gottes und ihren Pallästen dargestellt erblickt. Schwe„denborgs Himmel wird ein analoges Bild gewähren, und „die Denkungsart protestantischer Theologen wird verschie„den seyn, nachdem die Grundsätze verschieden seyn werden, „auf welchen sie ihr System bauen. Der Volksglaube wird „dem alten Wahn huldigen, und der angeblich gebildete Theil „wird durch das Licht seiner Aufklärung irre geleitet, und „durch seine eigene Erleuchtung geblendet, über Unsterblich„keit und Zukunft zu philosophiren glauben, wenn er dar„über in seiner Beschränktheit fabelt oder unvernünftig ab„spricht. Er wird nur der Gegenwart huldigen, und die „Zukunft als Stichblatt seines Witzes und Scharfsinns be„trachten, ohne sich veranlaßt zu fühlen, darum aus den „Schranken des sinnlichen Menschen und dessen Beschränkt„heit auf sinnlichen Genuß heraus zu treten. Der Tran„scendental-Philosoph idealisirt das absolute Ich nach dem „Tode, und wenn nur das Andenken fortdauert, warum „soll das endliche Sinnenwesen den Taumelbecher der Freude „nicht in vollen Zügen leeren? Sie wird dem System der „Genießer, wenn sie populär gemacht werden könnte, zusa„gen: aber in dem System moralischer Menschen wird es „hoffentlich keine Aenderung zu bewirken im Stande „seyn." — —

Wünsche und Hoffnungen. Nothwendigkeit einer moralisch-religiösen Grundlage und Ansicht. Warum will man das künftige Leben nicht so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag? — —

Was der Verf. über dieses Alles noch sagt, ist so schön, daß Rec. es gerne noch aushöbe, wenn der Raum es gestattete.

War auch Rec. hier und da nicht ganz der Meinung des Verf.; mußte er auch hier und da die Bearbeitung für etwas zu fragmentarisch halten; vermißte er auch ungern Aegyptier, Griechen und Römer; und fand er auch wenig ganz neue Ansichten darin: so kann ihn doch das nicht hindern, diesen Himmel der Zukunft hochzuschätzen, und der Beherzigung zu empfehlen.

Pm.

Die

Die Leuchte des Diogenes; oder Prüfung unserer heutigen Moralität und Aufklärung, von A. Weishaupt. Regensburg, bey Montag und Weiß, 1804. 1 Alph. 8. 1 Rh. 12 K.

Ob die Welt gut oder böse sey? darüber sind die Urtheile der Menschen darum verschieden, weil die Ansichten verschieden sind. Man muß also erst bestimmen, was an sich (nicht relativ) gut oder böse, recht oder unrecht ist, wenn man hierüber urtheilen will, und man kann dieses nicht bestimmen, wenn man nicht die rechte Ansicht hat, oder auf dem rechten Gesichtspunkt stehet. Dieser Gesichtspunkt ist nun gewöhnlicher Weise die Sinnlichkeit, und wenn es hoch kommt, das Wohl der Staatsgesellschaft. Allein der höchste Gesichtspunkt, der unstreitig der richtigste ist, ist die höhere Tugend, und die wahre geistige Größe. Um sich nun in diesem Gesichtspunkte zu stellen, kann man nicht etwa annehmen, daß die Welt und die Menschen sich verschlimmern; oder auch nicht, daß ein beständiger Wechsel, eine beständige Ebbe und Fluth des Guten und des Bösen statt hat, und die Menschen bald schlechter bald besser werden; sondern muß vielmehr überzeugt seyn, daß die Welt und das Menschengeschlecht zum Bessern fortschreitet, daß eben das und die Glückseligkeit der Zweck der Welt und die Bestimmung des Menschen, und daß eben diese Vervollkommnung nach einem gewissen Plan erfolgt; aber eben darum muß man nun auch (Religion haben, einen Gott, und besonders) ein anderes und besseres Leben glauben. Alles das bemüht sich nun der Verf. auf eine sehr bündige und überzeugende Weise, und bisweilen mit einer das Herz erschütternden Beredsamkeit, welche, wie man fühlt, vom Herzen kommt, und eben darum auch zum Herzen gehet, darzuthun. Das ist der Inhalt der gegenwärtigen Schrift; und hieraus will er, wie er sich vorbehält, künftig die Fragen beantworten, und auch beweisen, ob die Welt gut oder böse, ob unser Verderben unheilbar, welches der rechte Grund der obersten Gewalt, ob die Unwissenheit der Menschen (und das Erhalten derselben in der Unwissenheit) ein dauerhafter Grund derselben sey, ob die Vernunft befördert oder unterdrückt werden müsse?

Indessen finden sich in dieser Schrift ein paar merkwürdige Stellen, welche ihren Verf. selbst betreffen, und von der Gemüthsstimmung zeugen, in welcher sie geschrieben ist.

S. 106 fg. heißt es: „Wüßten doch Alle, in deren Händen sich diese Blätter gleich nach ihrer Erscheinung verlieren werden, wie sauer und bitter mir die Ausarbeitung derselben geworden: sie würden mich bemitleiden statt zu hassen. Diese Blätter sind ein wahres Kind des Schmerzens. Sie sind im Schmerz empfangen und geboren. Ihr ganzer Inhalt ist das Resultat vielfacher, trauriger, selbsteigner Erfahrungen. Nicht leicht ist von einem Schriftsteller ein Buch unter widrigern Umständen, bey geringerer Ermunterung, mit mehr Mißtrauen auf seine Einsicht, mit einem schmerzhafteren, sich von allen Seiten aufdringenden Gefühl seiner Schwäche, mit mehr Rücksicht auf unausbleibliche Mißbilligung, auf den Tadel der Welt, auf neue Feinde und Verfolgungen, und selbst unter mehr körperlichen und häuslichen Leiden, unter den Ruinen seines Glücks und seiner Familie, mit häufigern Unterbrechungen, und so zu sagen, mit dem Arzneyglase in der Hand geschrieben worden. Meine Zeitgenossen haben alles Mögliche gethan, mein Selbstgefühl von Grund aus zu zernichten, und mich, der ich zuverlässig an einer wirksamern Stelle (soll wohl heißen in einem größern Wirkungskreise) sehr Viel hätte leisten können, (das ist sehr wahr,) so viel wie möglich unwirksam zu machen; sie haben mich verkannt, wie nicht leicht Jemand verkannt worden“ rc. rc.

Und S. 328 fg. „Auf mir ruhet der Geist einer Centnerschweren Verläumdung, welchen, meines öffentlichen und geheimen Flehens ungeachtet kein Richterstuhl der Erde durch eine gesetzmäßige Untersuchung vernichten will. Dieser Geist der Verläumdung legt mir zur Last, daß ich die Religion sowohl, als die oberste Gewalt, und das Wohl der Staaten mit dem Untergange bedrohet habe; und eben dieser Geist hat manche meiner Worte, welche eines edlern Sinnes fähig sind, dahin gedeutet — Ich habe nichts von dem Allen gewollt. Ich habe nicht seit heute erst; sondern so lange ich lebe, die oberste Gewalt und Religion als wesentliche unabänderliche Bedürfnisse des Menschen betrachtet, und die Gründe dieser meiner Ueberzeugung lege ich der Welt in eben vie-

diesen Blättern vor; aber ich habe zu einer Zeit, wo des Spielens und Mißbrauchens in geheimen Gesellschaften kein Ende war, gewollt, daß diese Schwäche des Menschen zu reellern und würdigern Absichten zum Wohl der Menschen benutzt werde. — Ich habe gewollt, daß man auf diesen Grund baue, und sich an die vorhandene Stimmung anschließe. — Ich habe gewollt, daß geistliche und weltliche Gewalt weniger gemißbraucht, und ihrer erhabenen Bestimmung gemäß zum Glück und Wohl des Menschen, um derentwillen beyde vorhanden sind, besser benutzt werden; dieß letztere will und wünsche ich noch, und werde nie aufhören, es zu wünschen. — Ich habe gewollt, daß die vernünftigern und bessern Menschen, um sich zu retten, um gegen die Verfahrungen und das Gelächter der Welt auszuhalten, und ihrer Ueberzeugung nicht untreu werden zu dürfen, sich zusammen halten, *) sich in ihrer Ueberzeugung bestärken, in ihrem Kreise bilden; und dann der Erziehung bemächtigen sollen, um Menschen zu erziehen, welche Religion und Gewalt weniger mißbrauchen. Ich habe gewollt, daß bey einigen der bessern Menschen ein dringendes Bedürfniß nach einer genauern Menschenkenntniß, und eigner innerer Vollkommenheit entstehen soll; indem ich sie in eine gefahrvolle Lage versetze, wo sie entweder ihres Zwecks zu ihrem Nachtheil ganz verfehlen, oder das Studium ihrer sowohl als andrer Menschen zur ersten Lebensangelegenheit zu machen genöthigt werden. In dieser Schule sollten sich die Erzieher und jede Andre, welche auf den Menschen wirken, erst bilden, und die nöthigen Erfahrungen sammeln. — Ich habe zu dem Ende gewollt, daß auf ganze Generationen gewirkt, und der Uebergang zu einer vernünftigern allgemeinern Ueberzeugung für alle Stände und Menschen, welche nach dem Gang der Natur und Kraft unserer Bestimmung durchaus unaufhaltbar ist, in der Stille stufenweise vorbereitet werde, und ohne alle gewaltsame Erschütterung erfolge. Ich habe gewollt, was der Vorsteher der kirchlichen und weltlichen Gewalt Kraft ihres Amtes thun und wollen sollten, und ich habe dieß gewollt, weil diese es unterlassen. — Dieß Alles habe ich gewollt, und ich glaube noch bis diese Stunde, trotz

*) Que les philosophes veritables fussent une confrerie comme les francs — maçons etc. etc.

aller erlittenen und noch bevorstehenden Verfolgungen, daß dieser Gedanke groß; obgleich für solche Zeiten zu früh, und folglich unglücklich berechnet war. Wenn meine Zeitgenossen verschiedener Meinung sind: so scheint mir dieß zu beweisen, daß ihr Tugendeifer noch eines Zusatzes fähig sey," ꝛc. ꝛc.

Man sieht wohl, daß dieses eine Art von Apologie seyn soll, die allerdings so viel fruchten kann, daß man sich von seinen Unternehmungen den gehörigen Begriff macht, und nicht so hart darüber urtheilt, als hier und dort geschehen ist. Indessen bleibt es immer wahr, daß die Absicht gut seyn kann; daß aber die Mittel nichts taugen.

Uebrigens ist diese Schrift in einer leichten und angenehmen Schreibart abgefaßt, und mit Wärme geschrieben. Auch hat der Verf. nicht unterlassen, eine sehr große Anzahl Stellen aus klassischen, vorzüglich aber französischen und englischen Schriftstellern anzuführen, um, wie er sagt, zu zeigen, daß seine Ideen nicht so neu und so unerhört sind, als Mancher geglaubt hat, und noch glaubt. Kurz man wird diese Schrift nicht ohne Interesse und auch nicht ohne Nutzen lesen; wenn man gleich nicht immer mit dem Verf. einerley Meinung seyn sollte.

Cz.

Versuch über die Anlagen des Menschen, und den Gang seiner Ausbildung, von C. G. Neuendorf, weiland Direktor an der Hauptschule zu Dessau. Leipzig, bey Barth. 1805. 108 Seit. 8. 6 gr.

Da keine Vorrede über die Geschichte dieses Werkchens Aufschluß giebt: so kann man nur muthmaaßen, daß es ein unter den nachgelassenen Papieren des verstorbenen Neuendorfs gefundenes Opus posthumum sey, an das wahrscheinlich noch nicht die letzte Feile gelegt war. — Die Gegenstände, über die der Verf. seine individuelle Ansicht mittheilt, sind: das Daseyn der Menschen und der Welt; Anlagen des Menschen; Würdigung des Menschenlebens; Bestimmung, allgemeine

Rechte

Rechte und Pflichten, Gang der Ausbildung des Menschen; Begründung menschlichen Wohlseyns; erste Gründe einer Staatseinrichtung; Religion. — Das von dem Verf. bezweckte Resultat seiner Abhandlung, soll die nach S. 200 jedem Individuo zu empfehlende, bey der obwaltenden Lage des Menschen beste Gemüthsstimmung seyn, die a) auf eine zweckmäßige Thätigkeit gerichtet ist, um durch Weisheit und Tugend an Zufriedenheit zu gewinnen; b) auf Beyseitsetzung aller trübenden Grübeleyen über solche Gegenstände, die unsrer Erfahrung und Erkenntniß unzugänglich sind; c) auf bescheidene Erwartung einer künftigen erfreulichen Entwickelung unsres Schicksals.

Ti.

Mathematik.

Handbuch der reinen Mathematik von Friedrich Wilhelm Daniel Snell, ordentlichem Professor der Philosophie in Gießen. Erster Band. Giessen, bey Tasche und Müller. 1804. 36½ Bog. gr. 8. 1 Rl. 8 gl.

Der Verf. bestimmt sein Werk vorzüglich für den Selbstunterricht, und für Vorlesungen des ersten Kursus der Algebra, und sagt mit Bescheidenheit, daß es nichts Neues enthalten könne. Rec. pflichtet ihm mit Letzterm bey; glaubt aber auch, daß der erste Zweck nur theilweise bey Vorlesungen werde erreicht werden; denn für Selbstlernende ist Vieles noch zu schwer und zu wenig erläutert vorgetragen; obgleich der Verf. keinen Fleiß sparte, und man übrigens seiner Arbeit im Ganzen Gerechtigkeit muß wiederfahren lassen. Seine Lehrsätze treten oft zu unregelmäßig und unvorbereitet ein, welches für Anfänger sehr schädlich ist. Z. B. sogleich in den ersten Seiten nach einer ziemlich unvollkommnen Erklärung von der Anordnung des Decädischen Systems, folgt eine so eben beschaffne Erwähnung der Decimalbrüche, ohne vorhero die Brüche überhaupt zu berühren. Eben so oberflächlich und mangelhaft findet man die ganze erste Abthei-

lung, welche die Erläuterung der ganzen gemeinen Arithmetik und Buchstabenrechenkunst enthält. Besser ist die zweyte gerathen, welche die eigentliche Algebra in sich faßt, und eine Menge Uebungsaufgaben enthält. Zwar ist ebenfalls Manches unvollständig dargestellt, z. B. §. 261: „Eine bestimmte Gleichung ist, worin nur der Werth von einer „unbekannten Größe gesucht wird. Dieser Werth heißt auch „die Wurzel der Gleichung rc." Hier hätte sollen gesagt werden, daß eine Aufgabe bestimmt genennt wird, wenn die Auflösung derselben nur durch gewisse alleinige Werthe oder Wurzeln ihrer Gleichung geschieht; allein im Ganzen können doch Anfänger die hier befindlichen mit Nutzen gebrauchen. Die Regeln zur Reduktion der Gleichungen, hätten auch besser und ausgedehnter können angegeben werden. Der Verf. setzt die Kenntniß der niedern Geometrie voraus, und führt daher auch mehrere sich darauf beziehende Exempel an. Rec. glaubt, daß er besser gethan hätte, dieses auch mit der Arithmetik zu thun, und sich bloß auf eine vollständige Darstellung der Entstehung und vortheilhaften Reduktion der Gleichungen einzuschränken; denn an Schriften dieser Art ist eben kein Ueberfluß: Uflackers Exempelbuch mit den Auflösungen, ist immer noch das reichhaltigste. Der Verf. geht in der gemeinen Algebra bis zu den Gleichungen des 4ten Grades, und den Beschluß macht eine Abhandlung über die Summirung der Reihen, wobey Kästner und Pasquich befolgt wird. Unstreitig muß man diese für das Beste des ganzen Buchs halten; denn hier finden selbst Geübte manches Neue, und das Bekannte ist sehr gut vorgetragen. Rec. beschließt diese Anzeige mit der wiederholten Bemerkung, daß diese Schrift unter der Leitung eines guten Lehrers auch Anfängern Dienste leisten; Selbstlernenden aber nur wenig nützen wird. Bemüht sich aber der Verf. durch planmäßigere Darstellung seines Gegenstandes auch auf diese Rücksicht zu nehmen: so wird er gewiß in der Folge sehr gute Produkte liefern.

Dm.

Handbuch der gesammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst, u. s. w.

Für

Für Lehrer und Schüler auf das zweckmäßigste bearbeitet von Salomon Markus Cohen, Lehrer der Rechenkunst in Cleve. Erstes Heft. Cleve, bey dem Verfasser. XIII. J. der französ. Zeitrechn. 1804. VII Seit. Vorr., XIV Seit. Pränumeranten und 142 Seit. gr. 8. 16 gr.

Was der Verf. in der Vorrede, zur Rechtfertigung seines Unternehmens, über die Mängel und Eigenheiten der bisher erschienenen Rechenbücher sagt, ist zum Theil wahr, zum Theil irrig. Wahr, in sofern es die deutschen niederrheinischen Provinzen betrifft, die, seitdem, daß Mauritius Joes und Servatius Schlieper im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und der, in Cleve verstorbene Connmacher, in der letzten Hälfte des verstrichenen Sekulum, Werke der Art durch den Druck beförderten, wovon die beyden ersten viele neue Ausgaben erlebt haben, kein Buch aufzuweisen im Stande sind, das an innerm Werthe, dem vorliegenden Hefte an die Seite gesetzt werden könne; irrig aber, wenn die daselbst in vier Prämissen geschehenen Behauptungen, für ganz Deutschland, außer jenen Provinzen, gemeinet seyn sollen. Dieß ist auch nicht möglich, weil die meisten Anleitungen zum Rechnen, sich gemeiniglich auf eine Hauptmünze, in Vergleichung mit andern, in- und ausländischen sich einschränken. In der Hauptsache stimmen sie alle darin überein, daß sie die Arithmetik, theoretisch und praktisch, mit abwechselndem Erfolge erklären, lehren und vortragen. In wiefern dem Verf. dieses Handbuchs ꝛc. die Erfüllung der Absicht desselben gelungen sey, läßt sich vor der Hand nicht bestimmen, da wir von demselben nur das erste Heft haben, welches sich über die 5 Species, die Proportions-Rechnungen, und die Regel de tri im Ganzen erstrecke, und durch eine Menge gut gewählter Beyspiele, die theoretisch erläutert, und praktisch erkläret, mitunter größtentheils aufgelöset sind, anschaulich gemacht werden. Das was hier vorgetragen wird, kann allerdings zu einem Leitfaden für Lehrer und Lernende dienen; aber daß der Verf. keinen Plan, oder eine allgemeine Uebersicht dessen, was hier und die noch folgen sollenden vier Hefte enthalten, vorangeschickt hat, um die systematische Ordnung des Hand-

buchs der gesammten Arithmetik darnach im Voraus beurtheilen zu können, verdient nicht unsern Beyfall. Denn die aufgeworfene Frage: „Giebt es ein Rechenbuch, worin „man alle dem Kaufmann (e) sowohl (,) als dem Bürger „nöthigen Rechnungsarten in einem Werke zusammen an„trifft, und das zugleich mit den nöthigsten, dabey gehöri„gen Regeln, Beyspielen und Auflösungen versehen ist?" welche der Verf. durch die Herausgabe dieses Buchs, mit Ja zu beantworten gedenkt, ist viel zu allgemein abgefaßt, um dadurch dem Nichtkenner, wie sich der Verf. ausdrückt, das systematisch Erforderliche eines Handbuchs der Art zu ersparen. Ueberhaupt sieht man es diesem Buche an, dem es, nach dem ersten Hefte zu urtheilen, an mathematischen Beweisen in der Ausführung fehlt, daß der Verf., von der Selbstgenügsamkeit verleitet, diesem seinem ersten Versuche mehr Vollkommenheit zugesteht, als er es verdient. Bescheidenheit hätte in der Vorrede nicht so oft verletzet werden sollen; und warum wird das namentliche Verzeichniß der gebrauchten neuern arithmetischen Schriften für überflüßig erklärt? — Uebrigens läßt sich gegen den hier bezeigten Fleiß und die Schreibart des Verf. mit Grund nichts einwenden.

A.

Sur la plus grande Equation du Centre des orbites planetaires, par *J. A. L. de Schlepegrell*, Conseiller des états. à Hannovre. 1804. 40 S. 4. a Kupf. 6 gr.

Wie bekannt, hatte schon 1790 Cämmerer aus Paris in das astronomische Jahrbuch von Berlin 1790 einen Aufsatz einrücken lassen, worinnen er mit la Caille, und den meisten Astronomen voraussetzte, daß für jeden Planeten die größte Mittelpunkts-Gleichung eintrifft, wenn der Radius-Vektor desselben der mittlern Proportionale zwischen den beyden Axen seiner Bahn gleich ist. Im nämlichen Jahrbuche von 1795, suchte der Graf von Platen nicht nur diesen Lehrsatz des la Caille zu entkräften; sondern glaubte auch zu beweisen, daß die größte Gleichung der Planetenbahn vorkomme, wenn die

halbe Querare dem Radius-Vektor gleich sey. Die gründliche Widerlegung von Cämmerer findet man im Jahrbuche 1794, und hier erläutert sie der Verf. noch mehr. Man kann nicht läugnen, daß der Vortrag in soweit richtig ist; allein die ganze Methode ist zu weitläuftig, weil viele sehr bekannte Sachen wiederholt werden. Z. B. die Fläche einer Ellipse, die Oberfläche eines elliptischen Körpers, den Halbmesser eines der Ellipse gleichen Kreises, u. a. m. zu finden. Alle diese Lehren dürfen den ersten Anfängern der Astronomie nicht verborgen seyn, und sind hier ganz überflüssig, dadurch verliert die sonst brauchbare Schrift Vieles; denn für wahre Astronomen ist sie zu unbedeutend, und für jene zum Theil zu schwer. Mit dergleichen trivialen Sachen füllt der Verf. einen ziemlichen Raum aus, und kommt sodann seinem eigentlichen Zwecke näher. Dieses geschieht durch 6 Aufgaben mit ihrer Auflösung: zuerst sucht er aus der bekannten Bahn und dem Radius-Vektor die wahre Anomalie des Planeten; sodann für die beyden Fälle, wenn dieser Radius der halben Querare oder der mittleren Proportionale gleicht rc., und zeigt dadurch, daß die größte Mittelpunkts-Gleichung bey allen Planeten zu klein ausfalle, wenn der Radius-Vektor der halben Querare gleich ist. Hierauf gründet sich auch die Widerlegung des Platenschen Irrthums, welcher hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß der Herr Graf nicht gehörig die wahre und mittlere Bewegung eines Planeten unterschied. In der letzten Aufgabe bestimmt der Verf. die größte Gleichung der Bahn jedes Planeten mit vieler Schärfe; dieses gilt aber in Allem nur für die ältern; denn der Uranus fehlt, der neu entdeckten nicht zu gedenken. Druck- und Schreibfehler mangeln gar nicht, und geben dem Leser Gelegenheit zum Nachrechnen und Verbessern. Z. B. das erste Problem ist überschrieben: „Trouver la *surface* d'une „Ellipse donnée." wo für surface stehen muß, L'aire u. a. m. Auch das Papier ist sehr schlecht.

Dm.

neben einander, und so, meint er, sollte der Hebel deßwegen im Gleichgewicht seyn, weil die drey Gewichte an dem längern Arm eine dreymal größere Geschwindigkeit, als die neune an dem kürzern hätten!!

Lm.

Anleitung zur Naturlehre, zum Behufe seiner Zuhörer bearbeitet von P. Maximus Imhof. Aus dem Latein. ins Deutsche übersetzt von Johann Georg Prändel, Lehrer der Physik und Mathematik zu Amberg. Amberg, in der Kochischen Buchhandl. 1804. 344 Seit. 8.

Das lateinische Kompendium, wovon dieses die Uebersetzung ist, erschien im Jahre 1797 unter dem Titel: *Institutiones physicae*, (s. N. A. D. Bibl. XXXIX. Bd. 2. St. S. 439) und wurde in den baierischen Schulen eingeführt, wo man damals die lateinische Sprache beym wissenschaftlichen Unterrichte brauchen mußte. Jetzt ist dort die deutsche Sprache wieder in ihre Rechte eingesetzt worden; dieses bewog Herrn Pr. dieses Lehrbuch, das beym physikalischen Unterrichte beybehalten werden sollte, zu übersetzen; und freylich wäre es nicht sehr passend für einen deutschen Vortrag ein lateinisches Buch zum Grunde zu legen. Die Uebersetzung ist nicht von Provinzialismen und solchen Stellen, die eine lateinische Abkunft verrathen, frey; noch mehr aber fällt sie durch einen besondern Purismus auf, wegen dessen sich der Verf. in der Vorrede zu rechtfertigen sucht. Er sagt z. B. Winkelstütze statt Sinus; Taste statt Tangente; Feinlüftchen statt Aether, und beruft sich deßhalb auf das Beyspiel von Herrn Bürja. Allein eben die Verdeutschungen dieses Gelehrten haben, so viel wir wissen, keinen Beyfall gefunden. Veränderungen im Texte selbst oder Zusätze, scheint der Verf. nicht gemacht zu haben.

Pa.

E. P.

E. P. Funke's Handbuch der Physik für Schullehrer und Freunde dieser Wissenschaft. Völlig umgearbeitete mit den neuesten Entdeckungen und einem Register vermehrte Auflage, von D. J. H. G. Fricke, Professor zu Braunschweig. Erster Band. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 1804. 411 Seit. 8.

Das Funke'sche Handbuch, das wir in der N. A. D. Bibl. XLVI. Bd. 2. St. S. 380 ff. angezeigt haben, bedürfte einer Umarbeitung sehr, und es ist nicht zu läugnen, daß es durch die gegenwärtige viel gewonnen hat. Eine eigentliche Vergleichung zwischen der alten und neuen Ausgabe, können wir zwar nicht anstellen, da wir jene nicht zur Hand haben; indessen befriedigt uns diese überhaupt mehr, als es jene gethan hat. Freylich ist es immer eine undankbare Arbeit ein schlecht angelegtes Werk zu verbessern, weil die Fehler der Anlage selten ganz weggeschafft werden können. Auch hier ist der alte, sehr mangelhafte Plan, beybehalten worden; in der Bearbeitung der einzelnen Theile aber, hat Herr Fr. sorgfältiger als sein Vorgänger auf die neuern Fortschritte Rücksicht genommen. Doch hat auch er noch Raum genug zu künftigen Verbesserungen übrig gelassen. Denn, um nur Einiges zum Beweise dieser Behauptung anzuführen: so zeigt sich erstens in den dynamischen Erklärungen eine gewisse Aengstlichkeit, und ein Mangel an Klarheit. Er hält sich genau an die Kunstausdrücke dieses Systems, ohne irgendwo den Geist desselben darzustellen, und selbst die Anmerkung, daß Kant das dynamische System in seinen metaphysischen Anfangsgründen sehr gründlich ausgeführt hätte, zeugt nicht von großer Bekanntschaft mit diesem Werkchen, das nicht mehr als die Grundzüge dieses Systems enthält. — Die Erklärung von der Naturlehre im engern Sinne als der Wissenschaft, welche die allgemeinen Gesetze, die bey den Wirkungen der Natur zum Grunde liegen, in sich faßt, ist sehr mangelhaft, und nirgends hat der Verf. versucht, die einzelnen Theile dieser Wissenschaft aus dieser Erklärung abzuleiten. — Daß die Atomen den ganzen Körpern ähnlich wären, ist kein Satz des atomistischen Systems. Anaxagoras nahm wohl dergleichen Atomen an, die er Homoeomerieen

merieen nannte; allein nach dem epikurisch-atomistischen Systeme, dem auch die Neuern gefolgt sind, ist zwar die Gestalt der Atomen; aber nicht ihr Wesen verschieden. — Daraus, daß das Gewicht eines Körpers sich vermehrt, wenn man seine Masse vermehrt, folgt noch nicht, daß auch bey verschiedenen Körpern das Verhältniß des Gewichts dem Verhältniß ihrer Massen gleich sey. Gewöhnlich wird dieß zwar angenommen; es setzt aber voraus, daß alle Materie gleich schwer sey, welches nicht erwiesen ist. — Die Kompressibilität wird zu den allgemeinen Eigenschaften der Körper gerechnet; mit welchem Rechte aber, wird nicht gesagt. Die Erklärung dieser Eigenschaft nach dem dynamischen System ist ganz unrichtig, und zeigt allein schon die geringe Bekanntschaft des Verf. mit diesem Systeme. Denn nicht das Entweichen einer fremdartigen Materie aus den Zwischenräumen des Körpers macht das Zusammendrücken desselben möglich; sondern die Beschränkung der Sphäre seiner zurückstoßenden Kraft durch eine äußere Kraft. — Weiche Körper sind nicht solche, die sich leicht zusammendrücken lassen; sondern solche, deren Theile leicht verschoben werden können, ohne ihr Volumen zu ändern, z. B. nasser Thon. — Specifisches Gewicht heißt nicht das Verhältniß des Gewichts der Körper gegen den Raum, den sie einnehmen; — denn Gewicht und Raum, als ganz disparate Dinge, können nicht in einem Verhältniß gedacht werden; — sondern es ist das Verhältniß der absoluten Gewichte zweyer Körper bey gleichem Rauminhalt. — Von den zwey Centralkräften wird die eine stets Centripedal-Kraft genannt, als wenn sie mit dem Orgel-Pedal einerley Ableitung hätte, da sie doch von dem Lateinischen: Centrum petere benannt ist. Ueberhaupt aber scheint das Latein nicht die Stärke des neuen Verfassers zu seyn; denn S. 83 heißt es: „Der Zeitraum, in welchem der bewegte Körper einen „ganzen Umlauf um seinen Mittelpunkt vollendet, heißt: „Umlaufszeit“ — in Parenthese ist dabey gesetzt: „tempus periodicus“ vermuthlich nach tempus docturus fort mitt. — Gegen die ganze Erklärung der Wirkung der Centralkräfte bey den Himmelskörpern ist sehr Viel zu erinnern. Man sieht wohl, daß der Verf. Fischers Wörterbuch vor Augen hatte; allein Fischers ganz unerwiesene Sätze von der Schwungkraft als einer durch die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper hervorgebrachte Kraft taugen nicht in ein

popu-

populär seyn sollendes Handbuch der Physik, und dürfen am wenigsten in einem Tone vorgetragen werden, als ob die Sache nicht nur gar keinem Zweifel unterworfen; sondern auch ganz leicht einzusehen wäre. — In dem Kapitel von der Wärme wird von dem Quecksilber gesagt, daß es sich gleichförmiger ausdehnte als Luft und Weingeist, und stärkere Grade der Hitze anzeigen kann, da es weit später zum Sieden und Verdampfen gebracht wird. Bey welchem Grade der Hitze fängt denn Luft an zu sieden und zu verdampfen? Die Luft wäre unstreitig die beste thermoskopische Substanz; nur macht ihr Gebrauch Schwierigkeiten, die nicht in ihr; sondern in andern Umständen liegen. In vielen Fällen lassen sich indessen Luftthermometer mit großem Vortheil gebrauchen. — Daß der Weingeist bey natürlichen Graden der Kälte schon gefriert, ist auch unrichtig, wenn hierunter so viel als eine gewöhnliche Kälte verstanden wird; rectificirter Weingeist gefriert bekanntlich noch schwerer als Quecksilber.

Lm.

Chemie und Mineralogie.

Jacob Joseph Winterl, (Professors der Chemie und Botanik in Pest — —) Darstellung der vier Bestandtheile der anorganischen Natur. Eine Umarbeitung des ersten Theiles seiner Prolusionen und Accessionen von dem Verfasser. Aus dem Lateinischen, von D. *Joh. Schuster*, Assistenten des Verfassers. Jena, bey Frommann. 1804. 328 Seit. 8.

Dieses Werk, welches ganz neue Ansichten in der Physik und Chemie darbieten will, kann hier keiner eigentlichen Beurtheilung unterworfen seyn. Ob es in der Chemie die große Epoche machen wird, die einige unserer neuern Naturphilosophen sich davon versprechen, weil es sich so bequem an ihre Vorstellungen aneignet; muß die Zeit auswerfen. Aber es

merieen nannte; allein nach dem epikurisch-atomistischen Systeme, dem auch die Neuern gefolgt sind, ist zwar die Gestalt der Atomen; aber nicht ihr Wesen verschieden. — Daraus, daß das Gewicht eines Körpers sich vermehrt, wenn man seine Masse vermehrt, folgt noch nicht, daß auch bey verschiedenen Körpern das Verhältniß der Gewichte dem Verhältniß ihrer Massen gleich sey. Gewöhnlich wird dieß zwar angenommen; es setzt aber voraus, daß alle Materie gleich schwer sey, welches nicht erwiesen ist. — Die Kompressibilität wird zu den allgemeinen Eigenschaften der Körper gerechnet; mit welchem Rechte aber, wird nicht gesagt. Die Erklärung dieser Eigenschaft nach dem dynamischen System ist ganz unrichtig, und zeigt allein schon die geringe Bekanntschaft des Verf. mit diesem Systeme. Denn nicht das Entweichen einer fremdartigen Materie aus den Zwischenräumen des Körpers macht das Zusammendrücken desselben möglich; sondern die Beschränkung der Sphäre seiner zurückstoßenden Kraft durch eine äußere Kraft. — Weiche Körper sind nicht solche, die sich leicht zusammendrücken lassen; sondern solche, deren Theile leicht verschoben werden können, ohne ihr Volumen zu ändern, z. B. nasser Thon. — Specifisches Gewicht heißt nicht das Verhältniß des Gewichts der Körper gegen den Raum, den sie einnehmen; — denn Gewicht und Raum, als ganz disparate Dinge, können nicht in einem Verhältniß gedacht werden; — sondern es ist das Verhältniß der absoluten Gewichte zweyer Körper bey gleichem Rauminhalt. — Von den zwey Centralkräften wird die eine stets Centripedal-Kraft genannt, als wenn sie mit dem Orgel-Pedal einerley Ableitung hätte, da sie doch von dem Lateinischen: Centrum petere benannt ist. Ueberhaupt aber scheint das Latein nicht die Stärke des neuen Verfassers zu seyn; denn S. 83 heißt es: „Der Zeitraum, in welchem der bewegte Körper einen „ganzen Umlauf um seinen Mittelpunkt vollendet, heißt: „Umlaufszeit" — in Parenthese ist dabey gesetzt: „tempus periodicus" vermuthlich nach tempus docturus fortmitt. — Gegen die ganze Erklärung der Wirkung der Centralkräfte bey den Himmelskörpern ist sehr Viel zu erinnern. Man sieht wohl, daß der Verf. Fischers Wörterbuch vor Augen hatte; allein Fischers ganz unerwiesene Sätze von der Schwungkraft als einer durch die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper hervorgebrachte Kraft taugen nicht in ein

popu-

populär seyn sollendes Handbuch der Physik, und dürfen am wenigsten in einem Tone vorgetragen werden, als ob die Sache nicht nur gar keinem Zweifel unterworfen; sondern auch ganz leicht einzusehen wäre. — In dem Kapitel von der Wärme wird von dem Quecksilber gesagt, daß es sich gleichförmiger ausdehnte als Luft und Weingeist, und stärkere Grade der Hitze anzeigen kann, da es weit später zum Sieden und Verdampfen gebracht wird. Bey welchem Grade der Hitze fängt denn Luft an zu sieden und zu verdampfen? Die Luft wäre unstreitig die beste thermoskopische Substanz; nur macht ihr Gebrauch Schwierigkeiten, die nicht in ihr; sondern in andern Umständen liegen. In vielen Fällen lassen sich indessen Luftthermometer mit großem Vortheil gebrauchen. — Daß der Weingeist bey natürlichen Graden der Kälte schon gefriert, ist auch unrichtig, wenn hierunter so viel als eine gewöhnliche Kälte verstanden wird; rectificirter Weingeist gefriert bekanntlich noch schwerer als Quecksilber.

Lm.

Chemie und Mineralogie.

Jacob Joseph Winterl, (Professors der Chemie und Botanik in Pest — —) Darstellung der vier Bestandtheile der anorganischen Natur. Eine Umarbeitung des ersten Theiles seiner Prolusionen und Accessionen von dem Verfasser. Aus dem Lateinischen, von D. *Joh. Schuster*, Assistenten des Verfassers. Jena, bey Frommann. 1804. 328 Seit. 8.

Dieses Werk, welches ganz neue Ansichten in der Physik und Chemie darbieten will, kann hier keiner eigentlichen Beurtheilung unterworfen seyn. Ob es in der Chemie die große Epoche machen wird, die einige unserer neuern Naturphilosophen sich davon versprechen, weil es sich so bequem an ihre Vorstellungen aneignet; muß die Zeit ausweisen. Aber

es

es erregt für dieß neue System schon kein gutes Vorurtheil, daß mehrere darin vorkommende angebliche Thatsachen, die doch eine Hauptrolle dabey spielen, durch die hierüber in Frankreich angestellten Versuche nicht bewährt worden sind, und man überhaupt in der ganzen Darstellung dieses Lehrgebäudes auf gar zu viel willkührliche Sätze stößt, und darin die logische Ordnung und mathematische Klarheit vermißt, wodurch das von Lavoisier aufgestellte System so sehr schnelle Fortschritte machte. Wir können hier nur Einiges auszeichnen, um von den Hauptsätzen und Principien des von Herrn Winterl aufgestellten Systems einen Begriff zu geben.

Alle Naturkörper sind nach dem Verf. entweder Säuren oder Basen (von entgegengesetzter Natur) oder neutrale (aus Säuren oder Basen bestehende) oder adiaphore (zu keiner der vorhergehenden Klassen bestehende). In den Säuren und Basen sey ein materieller Theil, der für sich keine andern Eigenschaften, als die allen Materien gemeinschaftliche, nämlich Raumerfüllung, oder Ausschließung einer jeden andern Materie aus dem Raume, den sie einnimmt (Impenetrabilität), Beweglichkeit und Passivität, vermöge der sie der Herrschaft verschiedener immateriellen Substanzen unterworfen ist, besitze, und welchen Theil der Vf. mit dem Namen des Stoffes (Materie) belegt. Die letzten untheilbaren Theile des Stoffes heißen Atomen. Diese hätten eine Empfänglichkeit zur Annahme der immateriellen Ursachen ihrer specifischen Eigenschaften; welche Empfänglichkeit aber, da sie wandelbar, und daher von den Atomen selbst als unterschieden gedacht werden müsse, das Band genannt wird. Die unmittelbare Ursache der specifischen Eigenschaften selbst, wird das begeisternde Princip (Kraft) genannt. Das begeisternde Princip, durch welches ein Körper eine Säure ist, wird Säureprincip genannt, und jenes wodurch ein Körper eine Base ist, das Baseprincip. Diese beyden Principien haben gar keine materiellen Eigenschaften; sondern theils der Materie ganz entgegengesetzte, theils solche, deren Grund ganz unerklärbar ist, wie z. B. der des Denkens in der Seele. Schon deßhalb könnten sie auf die Atome nicht unmittelbar wirken; sondern es gehöre dazu jene Empfänglichkeit, welche der Verf. das Band nennt. Ob nun aber gleich diese begeisternden Principien

völlig

völlig immateriell sind: so sind sie es doch nicht in Verbindung mit einander, als aus welcher der Wärmestoff bestehe; der jedoch wieder der Herrschaft und Einwirkung des Lichtes unterworfen sey, und von manchen Stoffen sich darin unterscheide, daß seine Zersetzung keine Atomen; sondern immaterielle Substanzen liefere. In sofern ein Zustand der Säuren so wohl als der Basen denkbar sey, in welchem sie ihres geistigen Princips ganz beraubt sind; so bedürfe dieser Zustand eines eigenen Namens, wofür der Verf. das Wort Substrat wählet. Die Bestandtheile des Substrats seyen demnach der Stoff und das Band. In der Natur hänge jede Anziehung der Materien unter einander von der Begeistung einer derselben durch das Säureprincip, und der andere durch das Baseprincip ab. Wenn wir aber außer dieser Anziehung nicht noch andere wirksame Potenzen in der Natur hätten: so würden das Säure- und Baseprincip gerade nur einander wechselseitig anziehen, und im ganzen Umfange der Natur nichts möglich seyn, als bloß der Wärmestoff und die Adiaphoren, d. h. ganz unwirksame Atomen. Alle Abstoßung in der Natur hänge von den gleichnamigten Atmosphären zweyer Körper ab, welche Atmosphären vermöge ihrer Schnellkraft die Annäherung der Körper verhindern. Das Säureprincip strebe immer zur Vereinigung mit dem Baseprincip; aber deßwegen sey nicht nothwendig, daß auch die davon begeisterten Atome mit jenen Principien zugleich fortgerissen, und fernerhin unter einander im Zusammenhange bleiben müßten; vielmehr wirke die Verbindung die diese Principien mit den Stoffen selbst haben, oder das Band, immer als ein Hinderniß der wechselseitigen Anziehung des Säure- und Baseprincips entgegen. Jedoch verbände sich in vielen Fällen immer ein Theil dieser Principien zu Wärmestoff. Die Atome könnten keinen Unterschied der Substrate begründen; sondern aller mögliche Unterschied hänge von dem Bande ab. Körper, welche aus Atomen bestehen, denen das Band einerley Anlage giebt, nennt der Verf. einfache, und solche, deren Atome verschiedene Anlagen haben, gemischte, zusammengesetzte. Stoffe, die unter bestimmten Umständen in ungleichartige Theile zerlegt werden, nennt der Verf. zerfallende, und die nicht zersetzt werden, zusammenhaltende. Z. B. eine Säure ist zerfallend, welche mit reinen Basen nicht verbunden werden kann, ohne sich einige ihrer Bestandtheile entgehen zu lassen;

zusammenhaltend, die sich mit den meisten reinen Basen unzersetzt verbindet. Beydes hängt aber freylich von der Verfahrungsart, von der dabey angewandten Temperatur, und hauptsächlich von dem Verhältnisse ab, auf welches das geistige Princip vermindert worden ist, u. s. w. Wie nun der Verf. nach diesen Grundsätzen, die Natur der Säuren, Basen, Metallkalke, die Entstehung des Wassers aus dem Verbrennen des Sauer- und Wasserstoffgases (der wassersauren und wasserbasischen Luft) und andere bekannte chemische Analysen und Synthesen erklärt, und was für Ansichten die Elektricität, der Magnetismus, der Galvanismus ꝛc. nach dieser Theorie erhalten, verstattet hier keinen Auszug.

Man wird gewiß das Hypothetische und Willkührliche sowohl in den Grundsätzen dieser neuen chemischen Theorie, als auch in der Anwendung derselben auf die Erklärung der Erscheinungen nicht verkennen; wenn man gleich auf der andern Seite auch dem Verf. zugestehen muß, daß er die einmal gewählten Vorstellungsarten sehr scheinbar zu seinem Zwecke zu benutzen weiß; und daher bey gewissen Leuten, denen es so sehr auf den geraden und schlichten Weg, weil er für zu trivial gehalten wird, nicht ankommt, vielleicht sein Glück machen möchte.

Pw.

Neues Bergmännisches Journal. Herausgegeben von C. A. S. Hoffmann. Vierter Band. Erstes und zweytes Stück. Freyberg, in der Craz- und Gerlachischen Buchhandl. 1804. 180 S. 8. 16 gr.

Der erste der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze, nämlich eine Abhandlung über die Regalität der Steinkohlen in Kursachsen, vom Herrn Gegenschreiber Strauß, ist sehr lesenswerth, und giebt über diese wichtige Materie, in sofern sie speciell auf Sachsen Anwendung findet, befriedigende Aufschlüsse. Daß das hier Gesagte nicht als allgemeine Norm dienen kann, versteht sich von selbst. Der zweyte Aufsatz:

Ueber

Ueber Braunkohle und Braunkohlenregal in dem Saalkreise und der Grafschaft Mansfeld, in Bezug auf die Besichtigung der Braunkohlenlager durch sachverständige Männer, im September 1800, ist eine Fortsetzung der im III. B. S. 115 enthaltenen Abhandlung. Sie geht von S. 31 bis 103, und dennoch ist der Beschluß dieser Untersuchung erst im künftigen Stücke zu erwarten. Wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß sie manche interessante Ansichten gewährt: so ist sie doch äußerst weitläuftig und ermüdend; so ist nämlich auf diesen vielen Seiten weiter nichts gethan, als eine chemisch-oryktognostisch-geognostische Prüfung angestellt, ob ein im Mansfeldischen vorgekommenes Fossil Braunkohle sey, oder nicht. Dieß kann für den Fall vielleicht sehr wichtig gewesen seyn; ist aber zu wenig interessant, um mit den Verhandlungen darüber so viele Seiten zu füllen. Die dritte Abhandlung führt die Ueberschrift: Ueber die oryktognostische Klassifikation der Fossilien nach Herrn Werner's Vorträgen, aufgesetzt von J. F. Daubuisson. Dieß ist eine magere, dürftige und unrichtige Skizze des so tief begründeten Werner'schen Systems. Herr D. hat nur die äußere Larve aufgefaßt, ohne den Geist zu ahnden, der in diesem Systeme liegt. Es kommt ihm jedoch, wie so vielen Andern, nur auf die Hülle an. Den Herausgeber muß offenbar Mangel an Materialien zu diesem Auszuge aus dem Journal de Physique gezwungen haben. Gleichfalls ein Auszug aus dem Journal de P. ist der nächstfolgende Aufsatz: Daubuisson's Schreiben an Delametherie über verschiedene Punkte der Mineralogie. Dieß Schreiben enthält eine höchst elende, und ganz und gar nicht treffende Vergleichung des Hauyschen Systems der Mineralogie mit dem von Werner. — Aeußerst interessant dagegen, aber zum Theil an das Wundervolle und Abentheuerliche gränzend, sind die Nachrichten vom älteren und neueren submarinischen Bergbaue; vom Herrn Hawkies. Diese Nachrichten sind schon in historischer Rücksicht so sehr anziehend und merkwürdig, daß Rec. Jeden, der auch nicht Mineralog und Bergmann ist, darauf verweisen muß, und im Voraus überzeugt ist, daß man ihm dafür Dank wissen wird.

Versuch eines Entwurfs zu (zur) Beschreibung eines Eisen-Hütten-Werks. Breßlau, bey Hamberger. 1804. 82 Seit. 4. 16 gr.

Der Verf. geht in der That mit seiner Bescheidenheit zu weit, wenn er sein Werk den Versuch eines Entwurfs nennt, da dasselbe eigentlich ein Abriß aller der Gegenstände ist, worauf man bey einer wirklichen Beschreibung eines Eisenhüttenwerkes Rücksicht zu nehmen hat. Es sind bey diesem Entwurfe die Königl. Eisenhütten in Oberschlesien zum Grunde gelegt, weil sie wegen ihres Umfanges alle Gegenstände darbieten, welche bey Eisenhüttenwerken vorkommen können. Der Zweck des Verf. bey der Bearbeitung dieses Werkes war: den Subalternen und Zöglingen der Hütten-Aemter einen Leitfaden an die Hand zu geben, nach welchem sie, die ihnen aufgetragenen Aufsätze und Beschreibungen von den mancherley Gegenständen, das Hüttenwesen betreffend, systematisch und erschöpfend ausarbeiten könnten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, scheint dem Rec. der vorliegende Entwurf viel zu allgemein in der Hauptübersicht, und zu speciell in den Angaben der einzelnen Partheien zu seyn. Ein Anderes ist es, wenn dieser Entwurf zu einer technisch-ökonomisch-statistischen Beschreibung der gesammten Eisenhütten dienen soll; dann gehören aber die nach demselben bearbeiteten Aufsätze in die Archive und Registraturen, und qualificiren sich keinesweges dazu, um davon in einem dem nächstigen Journal der Eisenhüttenkunde Gebrauch zu machen, oder als Materialien zu einer öffentlich bekannt zu machenden Beschreibung der Eisenhüttenwerke zu dienen. Rec. will hiermit die Nützlichkeit dieser Notizen nicht abläugnen; gesteht vielmehr, daß sie recht artige Winke für den enthalten, welchem die Administration der Eisenhütten obliegt; allein dem Publikum kann es völlig gleichgültig seyn, ob auf einem Werke Gaarküchen vorhanden sind, auf welche Weise der Feuerlärm gemacht wird, welche Einrichtungen die Wirthshäuser haben, ob überall Wegweiser stehen, welchen Rang der Justitiarius im Hüttenamte hat, welche Strafen eingeführt sind, welche und wie viel Invaliden zu kleinen Hüttenposten gelangt sind, wieviel Repositoria zur Registratur gehören, u. s. f. Rec. führt dieses nicht an, um dadurch den Werth des Werkes herabzusetzen; sondern will bloß bemerklich

lich machen, daß der Zuschnitt desselben viel zu allgemein gemacht ist.

Der Verf. hat folgende Hauptabtheilungen gemacht: I. Allgemeine Nachrichten von dem Umfange und den Verhältnissen des Werkes. II. Bau- und Maschinenwesen, auch sonstige mechanische Vorrichtungen. III. Haushalt, oder Vorbereitungen zum Betriebe. IV. Betrieb, oder eigentliche Hüttenarbeiten, nach den verschiedenen Parthieen. V. Erfolge des Haushaltes und Betriebes. VI. Einrichtungen und Veranstaltungen zur Ordnung und Sicherheit, deßgleichen zum Besten des Werkes und der Arbeiter; und VII. Verwaltung des Werkes durch das Hütten Amt. — Die zu große Ausführlichkeit gereicht übrigens dieser Schrift nicht zum Nachtheil; sondern sie verdient als eine Encyklopädie des Eisenhüttenwesens immer recht sehr empfohlen zu werden.

Az.

Lehrbuch der Mineralogie. Nach des Herrn Geh. OBR. Karsten mineralogischen Tabellen ausgeführt von D. A. Reuß, Hochfürstl. Lobkowitzischem Arzte zu Bilin in Böhmen. Dritten Theils erster Band, welcher die Geognosie enthält.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Geognosie. Erster Band. — Leipzig, bey Jacobäer. 1805. 506 Seit. gr. 8. 2 Rk.

Seit langer Zeit wüßte Rec. sich nicht zu erinnern, ein Werk mit größerem Verlangen erwartet zu haben, wie das vorliegende; denn der Verf. kann durch seine vielen Beobachtungen, und seine äußerst genauen und treffenden Bemerkungen, sehr wohl zu diesen Erwartungen gerechten Anlaß geben. Ein zweyter Umstand, der den Rec. auf die Erscheinung dieses Werkes äußerst begierig machte, war der, daß die Geognosie durch einen verdienten und bewährten Geognosten, in demselben, nach den bekannten mineralogischen Ta-

 bel-

drillen, deren größtes Verdienst und entscheidender Werth gerade in dem aufgestellten System der Gebirgskunde beruht, bearbeitet werden sollte. Der Verf. hat aber die Geduld seiner Leser auf eine sehr harte Probe gestellt, und dem Rec. that es bey der ersten flüchtigen Durchsicht dieses Werkes sehr wehe, daß der Verf. dadurch seinen Ruhm so sehr aufs Spiel gesetzt hat. Bey näherer Ansicht fand er zwar einen zusammenhängenden Plan des Ganzen, und sah ein, warum der Verf. die in diesem Bande enthaltenen Gegenstände, der eigentlichen Geognosie, die im zweyten Bande zu erwarten ist, vorausgeschickt hat; allein er kann den Plan des Verf. durchaus nicht billigen, weil er ein Feind aller Weitläuftigkeiten ist, und es nicht leiden kann, daß man bey der Bearbeitung eines Gegenstandes, fremdartige Materien, wie man zu sagen pflegt, mit den Haaren herbey zieht. Dieß ist dann auch hier geschehen, und zwar auf eine sehr ermüdende Weise. Wenn der Verf. bedacht hätte, daß man in diesem Werke keine Belehrungen über Astronomie, Geographie, u.s.f. erwartet; sondern diese vielmehr in astronomischen und geographischen Büchern aufsucht: so würde er unmöglich seinem Plane getreu geblieben seyn. — Dieser Band zerfällt nämlich in zwey Abschnitte, wovon der erstere die allgemeine Betrachtung unseres Weltkörpers abhandelt. Der Verf. theilt denselben in 3 Kapitel; betrachtet im ersten die den Erdkörper konstituirenden verschiedenen Arten natürlicher Körper; nämlich Erde, Wasser und organische Körper; im zweyten redet er vom Erdkörper als Weltkörper und Planeten des Sonnensystems; und im dritten von der Bewegung der Erde um die Axe und um die Sonne. Der zweyte Abschnitt hat es mit der Betrachtung der Erdoberfläche zu thun. Auch dieser zerfällt in 3 Kapitel. Im ersten werden allgemeine Betrachtungen über die Erdoberfläche und die Art ihrer Bildung angestellt. Der Verf. redet nämlich von dem Zusammenhange der Gebirge, von den Gebirgsketten, von den Höhen der Gebirge, so wie auch von den Tiefen der Meeren. Das zweyte Kapitel enthält die Ursachen der Veränderungen und Umformungen des festen Erdkörpers, und ist eigentlich weiter nichts, als Meteorologie, Hydrometrie, und Hydrographie. Das dritte Kapitel handelt von den Arten der Veränderungen der Erdoberfläche, durch Wasser, feuerspeyende Berge, ꝛc. wobey auch die Aerolithen sehr weitläuftig abgehandelt werden.

Kurze

Kurze Darstellung der Geschichte über das Vorkommen des gediegenen Eisens, sowohl des mineralischen, als auch des problematisch-meteorischen. Von C. G. Pötzsch. Dresden, bey Walther. 1804. XVI und 119 Seit. 8. 10 gr.

Diese kleine Schrift ist für denjenigen, der über das Vorkommen des gediegenen Eisens eine genauere Belehrung wünscht, gewiß äußerst interessant und empfehlenswerth, da sie eigentlich eine vollständige Literatur über diesen Gegenstand ausmacht; indem alle mögliche, bisher bekannte Fälle darin aufgeführt sind. Das ganze Werk zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält alle die Entdeckungen und Wahrnehmungen, die meistentheils das Vorkommen des gediegenen Eisens in unserm Erdkörper auf Lagern und Gängen beweisen. Es werden nicht weniger wie drey und zwanzig verschiedene Geburtsörter des gediegenen Eisens, von verschiedenen mineralogischen Beobachtern angegeben, aufgeführt, von denen indeß bey weitem die meisten sehr in Zweifel gezogen werden dürften. Der zweyte Abschnitt enthält eine genauere Untersuchung der Pallassischen Eisenmasse in Sibirien, der von de Celis in Amerika entdeckten Eisenmasse, und eine Darstellung des Vorkommens anderer, an verschiedenen Orten frey über Tage liegenden ungeheuren Eisenmassen, nebst einer genauen und mühsamen Aufzählung aller möglichen Meteore, und in verschiedenen Gegenden aus der Luft gefallenen Steine, mit denen größtentheils das Vorkommen des gediegenen Eisens begleitet gewesen ist. Alle diese Fakta verdienen wenigstens die größte Aufmerksamkeit, da man ihre Wahrheit nicht in Zweifel ziehen kann, und der Verf. allen Dank, daß er sie so sorgfältig und befriedigend darstellte. Daß der Verf. übrigens bloß die historischen Data aufführt, ohne sich in ein weiteres Raisonnement darüber einzulassen, ist sehr lobenswerth, da alle die bisher geäusserten Meinungen doch bloße Vermuthungen sind, denen sogar größtentheils die Wahrscheinlichkeit fehlt.

Mt.

Versuch einer Lithurgik, oder ökonomischen Mineralogie. Von D. C. *Schmiedtr. Zweyter Theil.* Leipzig, bey Crusius. 1804. XL und 659 Seit. gr. 8. 2 Rt. 12 gr.

Wir haben uns bey der Anzeige des ersten Bandes von diesem Werke, bereits ausführlich über den Zweck desselben erklärt, und müssen unser damals gefälltes Urtheil, daß der Plan des Verf. gut angelegt ist, auch dießmal wiederholen. Nur die Ausführung desselben ist nicht allemal gut gerathen; sondern es finden häufige Unrichtigkeiten und falsche Ansichten statt, die größtentheils daher zu rühren scheinen, daß der Verf. selbst kein Metallurg und Künstler ist, auch zu wenige Kenntnisse, außer Bücherkenntniß; die aber nur zu leicht irre führen kann, wenn man nicht die rechten Quellen zu wählen weiß, verräth. Der vorliegende zweyte Band macht den Beschluß des Ganzen, und enthält, nach der vom Verf. gewählten Eintheilung, die Benutzung der parasitischen Fossilien. Er theilt diese ab: 1. In Lagerparasiten, und zwar a) der Urgebirge; b) der Flötzgebirge; c) der Schuttgebirge; d) der Brandgebirge. 2. In Gangparasiten, und zwar a) Gangarten; b) Erzarten. In bewegliche Parasiten, oder Quellen. Diese Eintheilung ist freylich sehr sonderbar, und besitzt gewiß das Verdienst der Neuheit; da indeß dieß Werk nie auf ein systematisches Ganzes Anspruch machen kann: so würde man sich auch über die Eintheilung leicht hinweg setzen; indem das vorhandene Register das Aufsuchen aller Gegenstände erleichtert, wenn nur die Bearbeitung jeder einzelnen Parthie mit mehr Zuverlässigkeit geschehen wäre.

Az.

Intelligenzblatt.

Antikritiken.

In der A. D. Bibl. 92. Bd. 2. St. S. 502 finde ich, zufällig erst jetzt, eine Anzeige des 1. Bds. meiner „Menschenalter.“ Der Rec. nennt das Ganze eine Kompilation aus Kinderschriften, dem Brandenburger Kinderfreund, Schröckhs Weltgeschichte für Kinder, u. a. m. — Aus dem Brandenburg. Kinderfr. ist keine Zeile darin; aus Schröckh nur der 3 Seiten lange Aufsatz: Ueber die Erziehung der Spart., mit dem sich die historisch. Züge u. s. f. anfangen. Diese historisch. Züge mußte ich freylich von Andern entlehnen; aber aus Kinderschriften ist von mir nicht einer entlehnt, außer der von Schr., und jeder entlehnte ist durch Abkürzungen, Zusätze, oder andre zweckmäßige Veränderungen für mein Buch von mir benutzt worden. Die erste, bey weitem stärkste Hälfte des Büchelchens bis S. 74 mit Ausschluß der wenigen kurzen Gedichte, — von denen doch auch alle, bis auf eins, zu meinem Zweck abgeändert sind, — und der vier letzten Perioden in dem Aufsatze S. 7, ist ganz meine eigene Arbeit. Das Werkchen also eine Kompilation zu nennen, ist, denke ich, unrecht und hart. Ich trage freylich einen Theil dieser Schuld, da ich nicht durch eine Angabe, was mein und entlehnt ist, den Rec. in den Stand setzte, beydes zu unterscheiden. Ueber die Auswahl der historischen Züge, so wie über manches Andre, will ich mit dem Rec. nicht rechten; jeder hat seine eigenen Ansichten. Was er von dem — doch nur sehr kurzen — poetischen Stücke S. 4 sagt, ist sehr wahr. Aber hat das Büchelchen denn

gar nichts Gutes, daß er nur von Fehlern sprechen konnte? Zwey Rec. in andern auch gewichtigen krit. Blättern, tadeln zwar auch Einiges; finden aber doch des Guten mehr darin, und geben dem Ganzen Beyfall.

L. W. den 29. Mai 1805. M. Marx. P.—

Antwort des Recensenten.

Ich glaubte, nicht unrecht und hart zu verfahren, wenn ich das Ganze eine Kompilation nennte, da mir mehrere Stücke bekannt waren. Das Burmannsche Lied: Hübsch ordentlich, S. 46 u. s. w. findet sich u. a. in Hartungs Liedersammlung. 2. Aufl. S. 111, und in Splittegarbs Liedern zur Bildung des Herzens. 2. Aufl. S. 274. Auch im Brandenburg. Kinderfreund steht dasselbe S. 177. Die unbedeutenden Veränderungen dürfen hier schwerlich in Betracht kommen. — Das Morgenlied S. 39 fand ich abgekürzt ebenfalls im Brandenburgschen Kinderfreund. 3. Aufl. S. 260; daher meine Behauptung, daß auch Aufsätze aus dieser Kinderschrift entlehnt wären. Die Vorsätze eines guten Kindes traf ich abgeändert in Splittegarbs Liedern. S. 201. Die Erzählung S. 101 von Heinecke war mir aus dem ersten Th. der Sulzerschen Vorübungen; der Zug aus den Kinderjahren Fr. Wilhelms III. aus Meidingers Unterhaltungen, in Erinnerung, wo diese Anekdote ausführlicher steht. Eben so kannte ich den Zweig Gebeh aus Wünsch Unterhaltungen über den Menschen Th. 1. wo er auch abgebildet ist. Mir schien daher der Ausdruck Kompilation nicht unrichtig gebraucht zu seyn; besonders da der Herausgeber sich nicht über das erklärt hatte, was sein Eigenthum ist. Von letzterem soll daher diese Benennung nicht gelten; welches ich zur Steuer der Wahrheit recht gern erkläre. Meine Ansichten gründen sich auf eine mehr als fünf und zwanzigjährige Bekanntschaft mit Kinderseelen, mit den Anlagen, Kräften, und der Entwickelung der Fähigkeiten des auf dem Titel der Schrift genannten Alters. Der Erklärung des Herausgebers, nicht tiefe anthropologische und andere Untersuchungen anzustellen, trat ich ja in der Recension bey; auch verwarf ich nur manche Aufsätze, die sich gar nicht

nicht für Kinder passen. Man vergleiche meine Anzeige mit dem Büchlein selbst, und urtheile.

Der Recensent.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige K. K. Konsistorialrath und erste Prediger der lutherischen Gemeinde zu Wien, Herr G. Kaltenstein, ist von dem Kurfürsten von Würtemberg, an Storrs Stelle zum Oberhofprediger in Stuttgard ernannt worden.

Der als pädagogischer Schriftsteller bekannte Herr J. Glatz, ist von der lutherischen Gemeinde in Wien zu ihrem dritten Prediger gewählt worden.

Der Herzogl. Braunschweig-Lüneburg. Hofrath und Professor am anatomisch-chirurgischen Kollegium zu Braunschweig, Herr Dr. W. R. C. Wiedemann, geht nach Kiel, wo er als Direktor und Oberlehrer an der dort errichteten neuen allgemeinen Hebammenschule für die Herzogthümer Schleswig und Holstein angestellt wird.

Der Herr Konsistorialrath und Professor Niethammer in Würzburg, ist vom Kurfürsten von Pfalzbaiern zum Oberschulkommissar in Franken ernannt worden.

Der erste Prediger bey der Johanniskirche in Magdeburg, Herr A. E. Silberschlag, ist an Ribbeck's Stelle, geistlicher Konsistorialrath mit Sitz und Stimme, beym Magdeburgischen Konsistorium geworden.

Herr Professor Snabedissen in Hanau, geht nach Lübeck, wo er die Direktion einer Lehranstalt der reformirten Gemeinde übernimmt.

In die erste Predigerstelle an der Domgemeinde zu Bremen, rückt an Nicolai's Stelle, der bisherige zweyte Domprediger, Herr Heeren ein, und in die vierte Dompredi-

predigerstelle, Herr Rektor Bredenkamp, der sein Rektorat niederlegt.

Herr Kandidat G. H. Schäfer, Verfasser eines hochdeutschen Wörterbuchs nach den Endsylben geordnet, ist Rektor der Bürgerschule zu Stavenhagen geworden.

Die Kurfürstl. Hessische Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel, hat den Herrn Geh. Hofrath und ersten Professor der Medicin, Dr. Gruner in Jena, zu ihrem Ehrenmitgliede aufgenommen.

Todesfälle.

1805.

Am 9ten Mai starb zu Jena, Herr C. F. Schorcht, Stadt- und Gerichtssyndikus daselbst. S. Meusels gelehrtes Deutschland VII. Bd. S. 290. Er hat einigen Antheil an der alten A. D. Bibl. vom 38. bis 89. Bde. gehabt.

Am 25sten Mai zu Itzehoe, Herr P. H. C. Brodhagen, Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg, im 52sten Lebensjahre.

Chronik deutscher Universitäten.

Greifswalde. 1805.

Am 23sten Januar vertheidigte Herr M. L. J. Wörtberg, mit seinem Respondenten Herrn Godenius die philosophische Disputation: De optima methodo institutionis publicae. 2 Bog. 4.

Am 23sten März vertheidigte Herr H. J. Ekberg: Partem VI. Historiae criticae Quinti Curtii Rufi, unter dem Vorsitze des Herrn Professors Wallenius.

Korre-

Korrespondenz.

Aus einem Briefe aus Franken, vom 29. April 1805.

Auszug.

Man möchte, in Absicht auf die literarischen Verhältnisse im Baierischen Franken beynahe sagen, es sey bellum omnium contra omnes. Die edeln Bemühungen, Licht in die Köpfe zu bringen, und die Bemühungen Dunkelheit und Aberglauben wiederherzustellen, kreuzen sich beständig, und es ist schwer, zu sagen, wohin der Sieg zuletzt fallen möchte. Der Wißmayrsche Schulplan, gegen den sich der edle Voß neulich in der Jenaischen Literaturzeitung so männlich erklärt hat, würde alle gute Absichten des vortrefflichen Kurfürsten vereiteln, wenn er wirklich sollte ausgeführet werden. Besonders können sich die Protestanten unmöglich dabey beruhigen. Auch zeigt sich deutlich, daß die Protestanten kein Zutrauen haben. In Würzburg bestehet die protestantisch-theologische Sektion aus 4 Professoren: Paulus, Martini, Niethammer und Fuchs, und es studiren in allem an Inländern und Ausländern etwa 14 Theologen daselbst; ungeachtet man sich geschmeichelt hatte, Männern, wie Paulus und Martini, würden die Studenten zu Hunderten folgen. Herrn Martini, weil dieser wirklich gelehrte Theologe so wenig Zuhörer hat, hat man in die klassische Philologie versetzt. Die Streitigkeiten der philosophischen Professoren daselbst, sind unter aller Kritik. Wagner, der vor Kurzem so vieles Geschrey von sich machte, setzt seine allerneuesten Hirngespinnste gegen die ehemals neuesten Hirngespinnste Schellings fort, die beyde der Jugend gleich unnütz sind, und nur die Köpfe verwirren, und die jungen Leute vom Studium gründlicher Wissenschaften abhalten. Wie es in Bamberg aussieht, mögen Sie urtheilen aus meiner Nachricht von einer kleinen Schrift unter folgendem Titel:

Epilog, deklamirt vom (sic) Georg Nüßlein, Prof. als der wohlgeborne Herr Johann Baptist Graser, Kurpfalzbaier'scher General-Kommissär der Schulen und Studien in Franken, das Lyceum zu Bamberg mit einer feyerlichen Rede eröffnete. Bamberg, mit Klebsadel'schen Lettern. 1805. 1 Bog. 8.

Der

Der sogenannte Herr General-Kommissär wird S. 1 folgendermaaßen angeredet. „Sie sehen hier die Blüthe der gelehrten Baba versammelt; lauter Männer voll „von Minerva. Hell die Vernunft vom leuchtenden Strahle „der Weisheit, genährt der Geist von der Wahrheit Götterspeis' (sic) getränkt, durchströmt das Herz vom ätherischen „Gefühle des Schönen, des Erhabenen, des Göttlichen; gehoben steigend die Brust vom heiligen Enthusiasm für Wissenschaft und Kunst: gewarnt, unterrichtet, aufgeklärt das „Urtheil von der nüchternen Erfahrung kluger Lehre, blühend die Kraft in markigem Geist, gespannt die Feder der Energie, fest der Wille wie Götterbeschluß." — Darauf geht Herr Nüßlein in Verse über, — freye Jamben wie Er sagt — wo es unter andern heißt:

»Der Härë flüssig Eigenthum
»Wo Dios Donnerwagen rollet auf
»Erzürnter Blitze Flammenpfad'
»Durchschifft dein kühner Keil
»O Aeronautik!«
»Vom brennbar' Gas empor getragen, fortgeschnellt
»Es sinkt die Gondel, an
»Der Meteoren Kenntniß reich und schwer
»Zur Erde sichern Hafen, des
»Verdienten Schutzes und Empfangs erfreut.«

»Und der Gefühle scharfe Ecken schleift
»Der Ton- und Dichtkunst Feile ab.«

»Die Sprache, der Vernunft gegliedertes Getön.«

»O goldne Zukunft, nicht mehr süßer Traum — Realität —

»Es kündet mein lauschend' Ohr
»Den Hufschlag deiner Rosse schon
»Vom rollenden Geleit
»Der Horen hergeführt, und rings umrauscht.«

Hierauf hebt Herr Nößlein wieder in Prosa an.

„An Sie richtet sich nun meine Rede, würdiger Herr „General-Kommissär! Weisheitvoller, kenntnißreicher „Chef unserer Schulenanstalten (sic) vieler Wissenschaften „gründlicher Inhaber, rastloser Beförderer, lieber Landsmann, warmer Patriot, o unser aller Freund und Gönner! — Welcher Stolz — für dich mein Vaterland, daß „ein Sprößling aus deinem Schooße, ein Sprößling, der

„aus

„aus deiner Hand die erste Bildung, aus deinem Munde „die Anfänge der Wissenschaften empfing, mit dem glän„zenden Charakter und der Würde eines General„Kommissärs geschmückt, deinem litterärischen Institute „voransteht und leuchtet. — So erhältst du, o drey„mal glückliches Baba, dein Pfand mit reichem Wucher, „dein Kapital mit grosen Zinsen vom Auslande zurück. — „Gereister Menschenkenner, der ein zweyter Ulys„ses (von Bamberg nach Salzburg und Landshut, und „retour) vieler Städte Häupter, der Bewohner bunte „Sitten sah, kluger Mentor der Jugend, tiefer und „umfassender Selbstdenker, lichtvoller Lehrer, ge„priesener Schriftsteller! Erlauben Sie den Leh„rern, sich um ihren intellektuellen Focus her „zu versammeln. Ja Kollegen! drängen wir uns um „diesen Mittelpunkt wie Strahlen zusammen; er ist „ja die einnehmende Seele des Ganzen!“

Indem ich diese Anzeige eines Schriftchens beschließe, das als Maaßstab des in Bamberg herrschenden Geschmacks, immer Aufmerksamkeit verdient, füge ich noch folgende interessante Bemerkungen hinzu: 1) Daß Herr Mäßlein derselbe Herr Mäßlein ist, der sich schon durch die, unter seinem Präsidio vertheidigten unsinnigen Sätze, von Sauer dem Westphalen und Konsorten, dem gelehrten Publikum eben nicht sehr empfohlen hat. *) 2) Daß Herr Graser zwar wohl sogenannter Ober-Schulkommissär ist; daß aber der Titel General-Kommissär, der ihm hier unbedingt gegeben wird, nur dem Chef der Bairischen Provinzen in Franken, dem so sehr verehrten Grafen von Thürheim, zukommt. 3) Daß obige Schrift nur auf den Bericht Herrn Grasers, und nach eingeholtem Imprimatur der sogenannten General-Schulen- und Studien-Direktion in München gedruckt werden konnte; da dieses hierarchische Kollegium alle seine Untergebenen dem größten Preßzwange unterworfen hat; obgleich sonst in Baiern allgemeine Preßfreyheit herrscht. 4) Daß also alle jene abgeschmackten Lobsprüche, und überhaupt die ganze Erbaulichkeit von Herrn Graser, und den

*) Man s. die N. A. D. Bibl. des 78. Bds. 1. St. S. 24.

der sogenannten General-Schulen- und Studiendirektion ipsissimis verbis gebilligt worden ist. Sehr merkwürdig sagt daher Herr Näßlein: „Von solchen „Lehrern“ (und solchen Schuldirektoren setze ich hinzu,) „welche vortreffliche Bildung muß nicht die auserlesene Jugend empfangen? Welch' schöne Hoffnungen „darf der Staat von den Generationen künftiger Bürger fassen!“ Ja wohl. Auf meiner Rückreise über Göttingen, hielt ich mich zufällig Einen Tag zu Heiligenstadt im Eichsfelde auf. Da traf ich zu meinem Erstaunen ein katholisches Gymnasium an, wo Lehrer und Seminaristen, wenigstens die ich sah, mit der Fichteischen Philosophie wie mit einer bösartigen Krätze befallen waren. Da fand ich die Gebete an den heil. Aloysius mit dem Setzen des Ichs und Nicht-Ichs in bester Absurdität gepaart. Man müßte lachen darüber, wenn es nicht so betrübt wäre. Dieß geschieht an einem Orte, wo kürzlich der edle Dalberg, und jetzt der edle König von Preußen regiert. Wie wenig können doch die besten würdigsten Regenten zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts ausrichten, wenn sie nicht unterstützt werden!

Wb.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Neun und neunzigsten Bandes Zweytes Stück,

Siebentes Heft.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Die botanische Pflanzkunst, nach Dumont-Courset. Von M. C. G. Berger, Verfasser des Taschenbuchs für Blumenfreunde. Erster Theil. Leipzig, 1805. bey Gräff. 598 S. gr. 8. 2 Rt.

Der Verf. entwarf diese botanische Pflanzenkunst nach Anleitung des 1802 in Paris herausgekommenen und in Frankreich sehr geschätzten Werks: Le Botaniste Cultivateur etc., und hat damit gewiß jedem Liebhaber der Pflanzenkultur in Deutschland einen sehr großen Dienst geleistet. Man findet hier eine genaue und vollständige Beschreibung der Pflanzen, und zwar in alphabetischer Ordnung; welches die Brauchbarkeit dieses Werkes sehr erhöhet.

Mit der deutschen systematischen Beschreibung der Pflanzen ist allzeit eine kurze, aber deutliche, Anweisung zur Erziehung und Behandlung derselben verbunden; so daß besonders für diejenigen, die aus Mangel an Sprachkunde die lateinischen Schriften nicht benutzen können, durch diese deutsche botanische Pflanzenkunst hinlänglich gesorgt ist.

Dieser erste Theil geht nur bis Hyssopus; das Ganze wird daher wohl noch verschiedene Theile erfordern, und ziemlich weitläuftig werden; doch dieß war bey einem Werke

dieser Art, ohne der Vollständigkeit Abbruch zu thun, nicht zu vermelden.

Ve.

Ueber Kultur, künstliche Bildung und Fällung des Schiffsbauholzes. Eine ꝛc. gekrönte Preisschrift. Entworfen von Herm. Friedr. Becker, Forst-Inspektor der Stadt Rostock, u. s. w. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Fleischer, 1804; XIV und 184 S. 8. 18 gr.

Seit mehrern Jahren hat man über den allgemein in Deutschland zunehmenden Holzmangel geklagt; allerley Koch-Apparate, Oefen und Sparheerde vorgeschlagen; Stein-, Braun- und Holzkohlen, besonders Torf, als Brennmaterialien empfohlen, um dem fast täglich wachsenden Abgange des Holzes wieder aufzuhelfen, den die Konsumtion der Fabriken, der Haushaltungskunst und die bürgerliche Architektur, entweder aus Mangel an Einsicht, oder aus Vernachlässigung der Forsten von unsern Vorfahren herbey geführet hat. Keiner, oder doch äußerst Wenige, dachten aber daran, daß einer der gefährlichsten Feinde für die deutschen Wälder der Schiffbau sey, der seit dem Jahre 1790, zumal während des französischen Revolutionskrieges, Tausende der besten Eichen auf dem Rheine, der Emse, der Weser, der Elbe und der Oder in die Fremde ausgeführet, und sonach die auswärtige Marine, auf Kosten der vaterländischen Baukunst, bereichert hat. Am empfindlichsten wird dieses der nördliche Theil Deutschlands in der Folge verspüren, da man in vielen Provinzen desselben, bloß in temporärer Hinsicht des vermeinten Vortheils, ganze Wälder gefällt, und sonach dem kommenden Geschlechte und der Nachkommenschaft einen wahren Erbschaden zugefüget hat. Rec., der diesen Prolog voranschickt, hat es leider mit eigenen Augen angesehen, wie man, zumal in den französischen Rheindepartements, das Holz in den Waldungen, nicht, wie es in guten Forsthaushaltungen geschiehet, das abständige, eigentlich schadhafte, Bau- und Nutzholz, in Blöcken, oder einzelnen Partheien, zu verkaufen; — sondern

dern ganze Wälder zu 20. 30 bis 100 und mehrern Morgen in ein Nr. des Blocks zu bringen, und darin Alles auf einmal öffentlich zu versilbern, was der Provinz, in der die Wälder lagen, von den Vorfahren ihrer Bewohner auf die gegenwärtigen Zeiten sorgfältig war aufbewahrt worden, ohne den wahren Nutzen derselben jemals forstmäßig aus den Augen gesetzt zu haben. Wir haben in gedachten Gegenden gesehen, daß theils, um dem Eigennutzen gewisser Personen Opfer zu bringen, oder, um ihnen in dieser oder jener Hinsicht eine Erkenntlichkeit zu erzeigen, die Blöcke, in ihrer Arealgröße des Bodens, der in Wäldern mit den besten Eichen besetzt war, so groß genommen, und in den Verkaufsbedingungen mit so vielen Inkonvenienzen für die Käufer erschweret wurden, daß keine Privatperson im Stande war, Blöcke der Art, selbst in Gesellschaft mehrerer Unternehmer, die sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigten, um die Absichten der Fremden wo möglich zu vereiteln, aus den Händen der Departemental-Finanz-Regierung kaufen zu können. Denn da das Holz in den französischen Rhein-Departements-Forsten, nicht, wie außer Frankreich, an Ort und Stelle, wenigstens in den eigenen oder zunächst gelegenen Forstrevieren, sondern in der Hauptstadt des Departements, oder dem Wohnorte des Präfekten, verkauft wird: so müssen die Käufer, aus den benachbarten Gemeinden der zu versilbernden Wälder, oft 20 und mehrere Stunden weit, zum bevorstehenden Holzverkaufstermin vergeblich reisen, um höchstens von den Hauptankäufern einige Parcele des von jenen erstandenen Blocks gegen ungleich höhere Preise wieder einzuhandeln, um sonach das Holz ihrer Heimath, nicht geradezu von Fremden, an die Holländer auszuführen. Eben so groß, und fast noch größer, ist, in Ansehung der Eichen, die Ausfuhre aus dem ehemaligen Bisthume Münster nach Holland und Emden, wohin die neuen Fürsten dieses Landes (außer Preußen) und die großen Gutsbesitzer in gedachten Gegenden sich gleichsam mit vereinten Kräften beeifern, die Wälder und Forsten von allen Eichen, die zum Schiffbau brauchbar sind, zu befreyen, und sonach die noch vor 10 Jahren undurchdringlichen Wälder an manchen Orten nicht nur zu lüften; sondern völlig zu rasiren. Im Hannöverschen und mehr andern Gegenden des nördlichen Deutschlands soll es nicht viel besser hergehen. — Kein Wunder also, daß es das Admiralitäts-Kollegium zu Kopenhagen gegen das Ende

des achtzehnten Jahrhunderts für zweckmäßig fand, durch die dortige Landhaushaltungs-Gesellschaft dem Publikum folgende Fragen zur theoretisch-praktischen Beantwortung vorzulegen:

1) »Welches Erdreich ist das beste zur Ziehung »solcher Holzarten, die die Schiffswerften erfor»dern, und wie müssen diese Bäume gewartet »werden? —

2) »Kann man durch irgend eine Kunst dahin ge»langen, diesen Bäumen die erforderliche Form »zu geben, ohne ihnen dadurch zu schaden? —

3) »Wann müssen die Bäume gefällt werden? — »und ist es

4) »vortheilhaft, die Rinde abzuschälen, ehe man »sie fällt? — Wenn und wie muß sie alsdann »abgeschält werden? —«

Die Beantwortungen dieser Fragen wurden im Septbr. 1799 an die Behörde eingesandt, und die vorliegende Schrift wurde erst im J. 1803 mit dem darauf gesetzten Preise und der besondern Erlaubniß gekrönt, diese Abhandlung nochmals nachzusehen, und die in der verflossenen Zwischenzeit gemachten Erfahrungen nachzutragen. — Dieser Auflage hat der Verf. nunmehr in den vorliegenden Bogen sich auf eine ehrenvolle Art entledigt. Er theilt daher diese Schrift in vier Abschnitte ein, wovon er im ersten S. 3—135 von der Kultur der Schiffbauhölzer handelt, und des Endes einige allgemeine Bemerkungen voranschickt, welche die Eiche, wie bekannt, für das beste und dauerhafteste Schiffbauholz erklären. Dann folgt in 16 Kapiteln eine kurze; doch mit hinlänglicher Ausführlichkeit beschriebene, Naturgeschichte der verschiedenen, zum Schiffbau gebraucht werdenden, in und außer Europa wachsenden Holzarten. Der Verf. läßt überall eine genaue Bekanntschaft und systematische Behandlungsart seines Gegenstandes blicken, wobey er eine reife Erfahrung mit einer ziemlich vollständigen Theorie verbindet. Die S. 81—89 vorkommende Weißtanne und Ceder wird in Amerika und Klein-Asien zum Schiffbau gebraucht. Von letzterer Baumart sagt der Verf. S. 85 ff. ganz richtig, daß die Ceder auf dem Libanon dies-

sem

fen Spitze mit Schnee bedeckt sey, eine kalte Lage vertrage, und zur Verbreitung ihres Anbaues im nördlichen Theile von Europa gegründete Hoffnung gäbe; nur fänden sich noch einige wenige dieser edlen Bäume auf diesem Gebirge. Ihr Wuchs, Beschaffenheit und Stärke wird übrigens hinlänglich beschrieben; aber von der Anwendung dieser Ceder zum Schiffbau, so wie von der Veranlassung, daß die Kultur der Ceder auf dem Libanon bisher vernachlässiget werde, keine Nachricht gegeben. (Seit den ältesten Zeiten der Schiffahrt bedienten sich die Phönizier der libanischen Ceder zum Schiffbau, weil die Ceder ihnen einheimisch war. s. *Plin.* l. XVI. c. 40. Tom. II. p. 35. ed. *Hard.* Im Julis und August wurden sie zu diesem Zwecke gefällt, und in Breter, Bohlen und Krummhölzer geschnitten. s. *Veget.* de re milit. Lib. IV. c. 36. Die Sidonier und Tyrer, also Phönizier, brauchten sie zum Schiffbau. s. Warnekros hebräische Alterth. S. 357. Weimar, 1794. gr. 8. vergl. *Maundrel's* Journey from Aleppo to Jerusalem; p. 142. *la Roque's* Voyage de Syrie et du mont Liban; Tom. I. p. 87. — Freylich ist die Anzahl der Cedern auf diesem Gebirge gegenwärtig äußerst gering, so daß man sie zählen kann, wie de la Porte versichert; s. Reisen ꝛc. 1ster Th. S. 58; *Dandini* Voy. du mont Liban, chap. 17. p. 75; Büsching's Erdbeschreib. 5ter Th. S. 253; allein die Kriege, der Muthwille, die Schadenfreude und die Nachgier der frühesten Völker des westlichen Asiens, sind die Verheerer des Cedernwaldes auf Libanon gewesen; s. Jes. XIV, 8. 1 B. d. Kön. V, 19—24. IX, 10—28. Von jeher sind große Verwüstungen der Cedern auf diesem Berge vorgefallen. Pompejus und die Araber führten Kriege auf demselben, und verheerten die Cedernwälder; und um die Räuber aus diesem Gebirge zur Zeit der Saracenen zu vertreiben, wurde Sultan Saladin genöthiget, die Cedern völlig auszurotten. Die wenigen Bäume der Art, die man noch jetzt auf diesem Gebirge antrifft, haben sich, von den Ueberbleibseln der Vergangenheit, selbst gesäet und ohne alle Wartung gepflanzt; man findet davon eine genaue Abbildung in Trew's hist. cedrorum Libani; vergl. Niebuhr's Beschreib. von Arabien, S. 149. Uebrigens sind die Cedern und Tannen in der Levante, ungleich besser und dauerhafter zum Schiffbau, als die deutschen und nordischen Hölzer der Art. Theophrast versichert, daß der starke Wuchs und die Dauerhaftigkeit der

griechischen Tanne, vorzüglich ihrem Klima und dem glücklichen Boden verdanke, weil sie an den meisten Orten so wenig dem Zorne der Winde, als dem Brande der Sonne, ausgesetzt wären. s. Hist plant. L. IV. c. 1. p. 283. Dieses ist gewiß, und durch die zuverlässigsten Naturforscher, schon längst erwiesen, daß besagte Holzarten, unter einem warmen, wenigstens milden, Himmelsstriche, wie der von Jonien und dem südlichen Griechenlande, von einer ganz andern und festern Statur und Eigenschaft, als die in Deutschland und den nordlichen Gegenden sind. Rec. kann, auf das Ansehen der bewährtesten Natur-Geschichtschreiber, kühn hinzusetzen, daß die Cedern und Tannen in der Levante, an Festigkeit und Dauer, im Schiffbaue, eine Menge deutscher Eichen, zumal diejenigen übertreffen, die auf einem mit Sand und Kiey vermischten Boden wachsen. Pococke behauptet daher, daß Schiffe, von griechischen rc. Tannen gebaut, zehn bis 12 Jahre halten könnten, weil das Holz sehr hart und harzig sey. s. Beschreib. d. Morgenl. 3r Th. S. 25. §. 21. 1792. gr. 4. — Anderer Beweise nicht einmal zu gedenken.)

Im zweyten Abschn. wird S. 97—134 von der künstlichen Bildung des Schiffsholzes gehandelt. Dieser Theil der Preisfrage ist sehr zweckmäßig ausgeführt. Allenthalben stößt man hier auf Theorieen und Erfahrungen, die gewiß aus keinen Büchern, sondern aus der Schule der Natur abstrahirt worden. Hierzu gehört das Kupfer, auf welchem der Lehrvortrag, in Absicht der Maschinen, versinnlicht wird, die den jungen Eichen frühzeitig angeschroben werden müssen, um sie zu dem bezweckten künftigen Gebrauche wachsend zu machen. Der Verf. nennet diese Zwangsmittel des Wachsthums Modelle, weil der Forstmann diese, nach den mannichfaltigen Bedürfnissen der Schiffbaumeister, frühzeitig anlegen, und sonach den Baum, oder einen Hauptast desselben, zu dem bestimmten Zwecke, durch angelegte Modelle, bilden muß. Allerley Arten von gebogenem oder gekrümmtem Schiffsholze erhalten hier Modelle; die aber keines weitern Auszugs fähig sind, und daher im Buche selbst nachgesehen zu werden verdienen.

Der dritte Abschn. untersucht im 22. u. 23. Kapitel S. 137—158 die rechte Abstämmezeit der Bäume, wobey er die verschiedenen Meinungen der ältern und neuern Forstmänner

männer prüft, und am Ende seine eigene Meinung vorträgt. Er geht von den ältern Forstordnungen aus, nach welchen in den Wintermonaten, als der rechten Fälle- oder Abstämmezeit, das Bauholz gehauen werden müsse. Die Gründe, welche diese Verordnungen veranlaßten, schienen die Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens, durch eine Reihe von Erfahrungen, zu bestätigen, ungeachtet die Begriffe, von der Bewegung des Saftes im lebenden Baume, damals mit denen der neuern Zeit nicht übereinstimmen. Bevor also der Verf. mit seiner eignen Meinung vorrückt, führt er die Meinungen des von Carlowitz, Döbel, von Moser, Beckmann, von Burgsdorf, Wund und Walther auf, ohne in irgend einem Stücke die Verschiedenheit der Meinungen zu widersprechen oder zu berichtigen. Die meisten Resultate der Neuern gehen dahin aus: man müsse sich an die Zeit des Jahres, um Bauholz zu fällen, nicht kehren; dieß sey Vorurtheil, das zu weiter nichts führe, als den Aberglauben zu verbreiten. Am billigsten ist aber darin Hrn. Walthers Meinung, dessen Urtheil (S. 144 fg.) dahin geht: »daß die »Bestimmung des besten Wadels von der individuellen Na»tur der vorliegenden Holzart, — ihre Verwendung zu die»sem oder jenem ökonomischen Gebrauche, — der Wald»wirthschaftsmethode, — und der Absicht, gewisse Neben»nutzungen auf eine unschädliche Art zu vereinigen, ab»hänge. —« Der Verf. nimmt daher Gelegenheit, wegen der rechten Zeit des Holzfällens zwey gegründete Hauptmotive voran zu schicken, die

a) die Dauer des Holzes, in Absicht des baukundigen Zwecks,

b) den Ausschlag der abgehauenen Stämme,

zum Gegenstande haben. Das Eine wie das Andre ist nöthig, um darauf technisch und forstwissenschaftlich sein Auge zu richten, wenn der ökonomische Nutzen erreicht werden soll. Zur Erhaltung der Wälder, und, um den jungen Ausschlag zu befördern, versichert der Verf. aus Erfahrung zu begründen, daß keine bessere und zweckmäßigere Zeit zum Fällen des Bauholzes sey, als der Frühling, wenn die Knospen anfangen, ihre Blätter zu entwickeln. Dieß sey jedoch nur bey jungem Holze der Fall; bey alten Baumhölzern sey aber nie der Wiederausschlag von irgend einer Erheblichkeit zu erwar-

griechischen Tanne, vorzüglich ihrem Klima und dem glücklichen Boden verdanke, weil sie an den meisten Orten so wenig dem Zorne der Winde, als dem Brande der Sonne, ausgesetzt wären. s. Hist plant. L. IV. c. 1. p. 283. Dieses ist gewiß, und durch die zuverlässigsten Naturforscher, schon längst erwiesen, daß besagte Holzarten, unter einem warmen, wenigstens milden, Himmelsstriche, wie der von Jonien und dem südlichen Griechenlande, von einer ganz andern und festern Statur und Eigenschaft, als die in Deutschland und den nordlichen Gegenden sind. Rec. kann, auf das Ansehen der bewährtesten Natur-Geschichtschreiber, kühn hinzusetzen, daß die Cedern und Tannen in der Levante, an Festigkeit und Dauer, im Schiffbaue, eine Menge deutscher Eichen, zumal diejenigen übertreffen, die auf einem mit Sand und Kies vermischten Boden wachsen. Pococke behauptet daher, daß Schiffe, von griechischen ꝛc. Tannen gebaut, zehn bis 12 Jahre halten könnten, weil das Holz sehr hart und harzig sey. s. Beschreib. d. Morgenl. 3r Th. S. 25. §. 21. 1792. gr. 4. — Anderer Beweise nicht einmal zu gedenken.)

Im zweyten Abschn. wird S. 97—134 von der künstlichen Bildung des Schiffsholzes gehandelt. Dieser Theil der Preisfrage ist sehr zweckmäßig ausgeführt. Allenthalben stößt man hier auf Theorieen und Erfahrungen, die gewiß aus keinen Büchern, sondern aus der Schule der Natur abstrahiret worden. Hierzu gehört das Kupfer, auf welchem der Lehrvortrag, in Absicht der Maschinen, versinnlicht wird, die den jungen Eichen frühzeitig angeschroben werden müssen, um sie zu dem bezweckten künftigen Gebrauche wachsend zu machen. Der Verf. nennet diese Zwangsmittel des Wachsthums Modelle, weil der Forstmann diese, nach den mannichfaltigen Bedürfnissen der Schiffbaumeister, frühzeitig anlegen, und sonach den Baum, oder einen Hauptast desselben, zu dem bestimmten Zwecke, durch angelegte Modelle, bilden muß. Allerley Arten von gebogenem oder gekrümmtem Schiffsholze erhalten hier Modelle; die aber keines weitern Auszugs fähig sind, und daher im Buche selbst nachgesehen zu werden verdienen.

Der dritte Abschn. untersucht im 22. u. 23. Kapitel S. 137—158 die rechte Abstämmezeit der Bäume, wobey er die verschiedenen Meinungen der ältern und neuern Forstmänner

männer prüft, und am Ende seine eigene Meinung vorträgt. Er geht von den ältern Forstordnungen aus, nach welchen in den Wintermonaten, als der rechten Fälle- oder Abstämmezeit, das Bauholz gehauen werden müsse. Die Gründe, welche diese Verordnungen veranlaßten, schienen die Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens, durch eine Reihe von Erfahrungen, zu bestätigen, ungeachtet die Begriffe, von der Bewegung des Saftes im lebenden Baume, damals mit denen der neuern Zeit nicht übereinstimmen. Bevor also der Verf. mit seiner eignen Meinung vorrückt, führt er die Meinungen des von Carlowitz, Döbel, von Moser, Beckmann, von Burgsdorf, Wund und Walther auf, ohne in irgend einem Stücke die Verschiedenheit der Meinungen zu widersprechen oder zu berichtigen. Die meisten Resultate der Neuern gehen dahin aus: man müsse sich an die Zeit des Jahres, um Bauholz zu fällen, nicht kehren; dieß sey Vorurtheil, das zu weiter nichts führe, als den Aberglauben zu verbreiten. Am billigsten ist aber darin Hrn. Walthers Meinung, dessen Urtheil (S. 144 fg) dahin geht: »daß die »Bestimmung des besten Wadels von der individuellen Na»tur der vorliegenden Holzart, — ihre Verwendung zu die»sem oder jenem ökonomischen Gebrauche, — der Wald»wirthschaftsmethode, — und der Absicht, gewisse Neben»nutzungen auf eine unschädliche Art zu vereinigen, ab»hänge. —« Der Verf. nimmt daher Gelegenheit, wegen der rechten Zeit des Holzfällens zwey gegründete Hauptmotive voran zu schicken, die

a) die Dauer des Holzes, in Absicht des baukundigen Zwecks,

b) den Ausschlag der abgehauenen Stämme,

zum Gegenstande haben. Das Eine wie das Andre ist nöthig, um darauf technisch und forstwissenschaftlich sein Auge zu richten, wenn der ökonomische Nutzen erreicht werden soll. Zur Erhaltung der Wälder, und, um den jungen Ausschlag zu befördern, versichert der Verf. aus Erfahrung zu begründen, daß keine bessere und zweckmäßigere Zeit zum Fällen des Bauholzes sey, als der Frühling, wenn die Knospen anfangen, ihre Blätter zu entwickeln. Dieß sey jedoch nur bey jungem Holze der Fall; bey alten Baumhölzern sey aber nie der Wiederausschlag von irgend einer Erheblichkeit zu erwar-

ten. Aber auch vorzüglich müßte man beym Abstämmen des Holzes auf die Dauer des daraus geschnitten werdenden Bauholzes Rücksicht nehmen. Hierüber bringt er botanische Gründe bey, die ihn zu dem richtig gezogenen Resultate führten: »Es ist daher gewiß, daß die Holztheile, welche im »Herbste ihre Bildung erhalten haben, fester und dauerhafter »seyn müssen, als diejenigen, welche sich im Sommer aus »flüssigen Substanzen zu generiren im Begriff sind. Da »man nun hier füglich von den Theilen aufs Ganze schließen »kann; — — — — so bin ich überzeugt, daß das Holz, »nach dem Grade seiner Ausbildung und Vollkommenheit, »Widerstand leiste; — — — ich glaube daher, daß das »Holz die längste Dauer haben müsse, welches mit dem Ende »des Winters gefällt wird.« — Zur Rechtfertigung seiner Meinung bringt er S. 153 ffg. eine Menge von Erfahrungen bey, die alle für dieses Resultat stimmen. (Rec. tritt dem Verf. völlig bey, indem er so wohl das Bauholz zu Gebäuden, als zu Schiffen, Mühlen und großen Wasserwerken, immer im Winter, gemeiniglich am Ende des Decbr. und Jannar hat fällen gesehen, das den stärksten Widerstand und die größte Dauer aushielte; wogegen Bauholz im Sommer gehauen, schon im dritten bis vierten Jahre bey Tannen und Kiefern, bey Eichen aber im siebenten bis achten Jahre, der Vermoderung im Trockenen preis gegeben wurde. — Selbst bey eingerammten Pfählen und Stakwerken im Uferbau an Flüssen und Häfen ist das im Winter gefällte Eichenholz im Gebrauche nicht genug zu empfehlen.)

Den Beschluß macht der vierte Abschn. S. 161 — 184, welcher sich mit dem Abschälen der Baumrinde, nach dem Plane der Preisfrage, beschäfftigt. Das durch Erfahrungen unterstützte Resultat des Verf. geht dahin, daß man das Schiffbauholz im Winter abstammen, und im May, zum Vortheil der Gerbereyen, erst abschälen müsse. Das Ganze, wie die einzelnen Theile dieser Preisschrift, verdienen beherziget zu werden.

F.

Vollständige Naturgeschichte der schädlichen Forstinsekten. Ein Handbuch für Forstmänner, Cameralisten und Oekonomen; herausgegeben von

J.

J. M. Bechstein und S. L. Scharfenberg. Leipzig, bey Richter. 1804. Erster Theil. 292 Seit. 4. Mit drey illuminirten Kupfern. 3 Rl. 8 R.

Bey allem Ueberflusse an Forstschriften, deren Name nun bald Legion seyn wird, fehlt es uns doch an einer Forstinsektengeschichte, welche diesen wichtigen Gegenstand planmäßig und vollständig abgehandelt hätte. Gleichwohl wird Niemand, und besäße er auch übrigens alle Kenntnisse, für einen vollkommnen Forstmann gelten können, der die Feinde der Forstkultur, und die Mittel, sie von den Holzungen so viel möglich abzuhalten und zu vertilgen, nicht kennt.

Aus dieser vollständigen Naturgeschichte der schädlichen Forstinsekten wird man sich nun hinlänglich über alles dieses belehren können; und es ist mit Recht zu verlangen, daß sie in keiner Büchersammlung eines guten Forstmannes fehle. Doch der Name eines Bechsteins wird ihr hinlänglich zur Empfehlung dienen; es würde daher überflüssig seyn, hier noch etwas Mehreres von ihrem Werthe sagen zu wollen!

Wir wünschen die baldige Erscheinung der folgenden Theile.

Auf den drey Kupfertafeln sind der Scarabaeus Melolontha, Dermestes typographus, Bostrichus pinastri, Rhegium inquisitor, Curculio pomorum, Bostrichus piniperda, Chermes abietis, sehr sauber und der Natur getreu abgebildet.

Magazin für das Jagd- und Forstwesen. Leipzig, bey Baumgärtner. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12tes Heft. 4. Mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Jedes Heft 1 Rl.

Wir haben bereits das vierte Heft dieses Magazins im 46sten Bande unserer N. A. D. Bibl. angezeigt. Die hier folgenden Hefte enthalten eine Menge lehrreicher Aufsätze, die, wenn sie auch nicht alle unmittelbaren Bezug auf das Jagd- und Forstwesen haben; doch jedem Liebhaber der Na-

turgeschichte nicht unwillkommen seyn werden. Da uns der Raum nicht gestattet, hier den Inhalt dieser Hefte anzuzeigen: so bemerken wir nur, daß Alles, was zum Lobe dieses Magazins bey Anzeigung des vierten Heftes gesagt wurde, auch auf alle folgende anwendbar ist.

Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Von G. F. D. aus dem Winkel. Leipzig, bey Gräff. 1805. Erster Theil. 604 S. gr. 8. Mit einem Kupfer. 2 Rl. 12 gr.

Die Zeiten sind Gottlob vorbey, in welchen mit dem Jagdwesen ein solcher Unfug getrieben wurde, daß die Regenten der Länder lieber Land und Leute zu Grunde gehen ließen, als nur im geringsten ihre verderbliche Jagdlust zu mäßigen; und in welchen das Leben eines Hirsches, oder selbst kleinern Stücks Wildprets, höher geschätzt wurde, als das Leben eines arbeitsamen und nützlichen Unterthans. Dem Menschenfreunde muß es allerdings hohes Vergnügen gewähren, den Rest alter Barbarey auch in diesem Stücke in unsern aufgeklärtern Zeiten verschwinden zu sehen. Immer wird indessen die Jagd, mit gehöriger Einschränkung und Einsicht betrieben, doch auch ihren großen ökonomischen, und selbst moralischen, Nutzen haben; und es wäre auf der andern Seite weder billig noch rathsam, wenn man das Kind mit sammt dem Bade ausschütten, und nun das ganze Jagdwesen vernachlässigen wollte.

Alles, was hierüber gesagt werden kann, ist bereits von den kompetentesten Richtern und einsichtsvollesten Männern zur Sprache gebracht; zugleich aber auch hinlänglich erwiesen worden: daß die Jagd- und Forstwissenschaften nur alsdann die höchstmöglichste Ausbeute gewähren können, wenn sie in gewisser Verbindung betrieben, und dem zu Folge die Bewirthschaftung der Waldungen und die Aufsicht über die Wildbahnen einer und derselben Person anvertraut werden.

Da die Forstwissenschaft in unsern Tagen aber ein so weitläuftiges und mühsames Studium geworden ist, daß demjenigen, der sich ihrer Erlernung widmet, nur wenig Zeit übrig bleibt, sich auf die ihr mit Recht untergeordnete Jagdwissenschaft zu legen: so war ein Werk, in welchem Alles, was

was zum Jagdwesen gehört, gründlich, deutlich und in gedrängter Kürze vorgetragen wird, ein wahres Bedürfniß für jeden der Forst- und Jagdwissenschaft Beflissenen.

Der würdige Verf. dieses Handbuchs f. J. hat in der That Alles geleistet, was von einem solchen Werke gefordert werden kann; und sich ein wahres Verdienst um alle diejenigen erworben, die zeither nur aus unvollständigen und veralteten Jagdschriften Unterricht schöpfen, oder mit vielem Zeit- und Kostenaufwand dasjenige, was zur Jagdwissenschaft gehört, erlernen mußten.

»Mein Zweck geht dahin (sagt der Verf.), dem Jäger, Jagdberechtigten und Jagdliebhaber über alle ihm zu »wissen nöthigen Gegenstände Aufschlüsse zu geben, mich, so »weit es mit der Deutlichkeit vereinbar ist, einer möglichst »gedrängten Schreibart zu befleißigen, und den Leser da, »wo Trockenheit im Vortrage unvermeidlich war, durch eingestreuete Bemerkungen und Anekdoten einigermaaßen zu »entschädigen.«

Mit Vergnügen kann Rec. dem Verf. das Zeugniß geben, daß er seinen Zweck nicht verfehlt hat; und es läßt sich gewiß erwarten, daß Niemanden die Anschaffung dieses nützlichen und seinem Endzwecke so ganz entsprechenden Werks gereuen werde. Wer sollte es nicht bedauern, daß der Verf. eines kleinen Fleckens halber in seinem Stammbaume (wie er selbst klagt) keine Anstellung in seinem Vaterlande erhalten konnte, wo er, seiner Thätigkeit und Einsicht nach, vielfachen Nutzen würde gestiftet haben; da doch wohl mancher Hoch- und Hochwohlgeborner Herr mit seinen 32 Ahnen, ohne Nachtheil für das Publikum, in der Stille auf seinen väterlichen Hufen leben und vegetiren würde!

Ueber Einschränkung des Jagdregals; zum Nutzen der Unterthanen; besonders in kleinen Ländern. Leipzig, in Joachims literarischem Magazin. 16 Seit. 8. 8 Kr.

Der Verf. bemüht sich, in dieser kleinen Schrift zu erweisen: daß der Mißbrauch des Jagdregals, und besonders die übertriebene Hegung des Roth- und Schwarz-Wildprets,

sowohl

sowohl für den Landesherrn selbst, dessen Waldungen dadurch zu Grunde gerichtet werden, als auch für die Unterthanen, deren Aecker und Felder steten Verheerungen unterworfen sind, höchst schädlich und drückend ist.

Möchte ein guter Genius diese mit deutscher Offenheit und Biedersinn geschriebene Abhandlung in die Hände aller derjenigen Regenten führen, die in diesem Stücke noch Belehrung bedürfen, und, was leider nicht allzeit der Fall ist, auch empfänglich dafür sind!!

Vermischte Aufsätze über Land- und Forstwissenschaft. Herausgegeben von B. S. Nau. Frankfurt am Mayn, in der Andräischen Buchhandlung. 1804. 160 Seit. gr. 8. 16 gr.

Diese Aufsätze sind sehr verschiedenen Inhalts und auch von verschiedenen Verfassern; doch beziehen sie sich mehrentheils auf die gegenwärtigen Kurerzkanzlerschen Besitzungen, und besonders den Zustand der Waldungen und der Landeskultur im Spessart. Indessen kommen darin auch Nachrichten und Bemerkungen vor, die den Staatswirthen, Oekonomen und Forstmännern anderer Länder ebenfalls nicht uninteressant seyn werden.

Forst-Archiv zur Erweiterung der Forst- und Jagd-Wissenschaft und der Forst- und Jagd-Literatur, ehemals herausgegeben von W. G. von Moser, nun aber fortgesetzt in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrnen Forstwirthe von D. C. W. J. Gatterer. 28ster Band. Mit einem Kupfer. Ulm, bey Stettin. 1804.

Auch unter dem Titel:

Neues Forst-Archiv rc. 11ter Band. 328 S. 8. 1 Rh.

Schon mehrmals ist der Werth dieses Forst-Archivs in unsrer Bibliothek nach Verdienst gewürdigt worden; und Rec.

Rec. begnügt sich gegenwärtig mit der Anzeige: daß es sich noch fortdauernd in seinem anerkannten Werthe erhält. Diesem 11ten Bande ist ein vollständiges und sehr brauchbares Register über den 10ten und 11ten Band des neuen Forst-Archivs angehängt.

Die Alpenwälder. Für Naturforscher und Forstmänner. Von H. Zschokke. Tübingen, bey Cotta. 1804. 140 Seit. gr. 8. 20 gr.

Der Verf., ein patriotisch denkender Schweizer, schrieb diese Abhandlungen besonders zum Nutzen und Frommen seiner Landsleute, um sie mit denen auf den Schweizergebirgen wachsenden Holzarten und der besten Art ihrer Erhaltung und Fortpflanzung bekannt zu machen; aber auch der deutsche Forstmann wird in diesem kleinen Werke viel lehrreiche und schätzbare Bemerkungen finden.

Besonders wird das, was der Verf. von dem Wachsthume der Holzarten auf den hohen Schweizergebirgen sagt, für die Forstwirthe an den höchsten Bergen Deutschlands sehr lehrreich seyn; da unsere Forstlehrbücher bis jetzt noch sehr wenig von der Kultur der Waldungen auf den höchsten Gebirgen enthalten.

Die Gränzen der Vegetation fand der Verf. an der Linie des ewigen Schnees, 8000 Fuß über der Meeresfläche. Die eigentlichen Holzpflanzen stiegen in den Alpen zu der absoluten Höhe von 5 bis 6000 Fuß an den Berg hinauf. Indessen gestatten die mangelhaften Höhenmessungen, und verschiedene andere Gründe, keine gemeingültige Angabe; wiewohl es für die philosophische Pflanzenkunde höchst wichtig ist, Standort, Boden, Lage, Klima und Gebirgshöhe der Vegetation genau zu kennen, so wie die Kenntniß der Gewächse selbst, die zur Bewaldung der Hochgebirge dienlich sind.

Der Verf. theilt die Holzpflanzen, so wie sie auf den verschiedenen Höhen, jedoch unter mancherley Beschränkungen, angebauet werden können, folgendermaaßen ein:

Holzpflanzen, welche in der Höhe von 4500 bis 5800 Fuß gedeihen. Lauter Sträucher.

Holz=

Holzpflanzen auf Gebirgen, 3500 bis 4500 Fuß über der Meeresfläche. Ebenfalls nur Sträucher.

Holzpflanzen, welche auf der Höhe von 2500 bis 3500 Fuß gedeihen. Hier kommen schon Quercus robur Lin. Fagus silvatica, der Ahorn, Linde, Esche und andere hochwachsende Bäume vor; wie auch die Kiefer und andere Nadelholzarten.

Holzpflanzen, welche von der Ebene bis zur Gebirgshöhe von 2500 Fuß über das Mittelmeer steigen. Fast alle, auch bey uns bekannte, Sträucher und hochstämmige Holzarten, nebst einigen, die den wärmern Gegenden eigen sind.

Was der Verf. weiterhin von der Bewirthschaftung der Alpenwälder sagt, ist ebenfalls sehr lehrreich; aber es ist hier der Ort nicht, es weitläuftiger anzuführen. Das Ganze verdient gelesen und studiert zu werden.

Ve.

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Christian der Erste, Erzbischof zu Maynz, einer der grösten Fürsten seines Zeitalters. Mit einer Kupfertafel (das Siegel des Erzbischofs vorstellend). Nürnberg und Sulzbach, bey Seidel. 1804. 7 Bog. kl. 8. 12 gr.

Als Verfasser nennt sich, unter der Zueignung an den Reichserzkanzler und Kurfürsten, den ehemaligen Kurmaynzischen Koadjutor von Dalberg, Joh. Gottlob Heynig, ein schreibseliger Schriftsteller im historischen und philosophischen Fache, der, unsers Wissens, gegenwärtig zu Halle, im Magdeburgischen, privatisirt. Was man an seinen frühern Schriften tadelte, ist hier ziemlich vermieden, und was man an den spätern lobte, findet man auch in diesem neuen historischen Produkte; nämlich: Streben nach historischer Wahrheit, sonderbare Zusammen- und Darstellung der Be-

gebens

gebenheiten, ziemlich ungezwungenen und den Sachen angemessenen, doch oft allzu wortreichen, Styl. Schon in der Vorrede zeigt sich eine Charakteristik jenes in der Geschichte der andern Hälfte des zwölften Jahrhunderts glänzenden Erzbischofs aus der alten thüringischen gräflichen Familie von Buche, welcher frühzeitig Dompröpst zu Merseburg wurde, alsdann Kanzler eines der ausgezeichnetesten deutschen Kaiser, Friedrich's des Ersten, und zuletzt Erzbischof von Maynz, wobey er noch, und zwar hauptsächlich, die Stelle eines kaiserlichen Statthalters und Feldherrn in Italien, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte, bekleidete; Staatsmann, Gelehrter und Krieger in gleich hohem Grade! Denn jener Kaiser — selbst ein talentvoller Regent! — bediente sich seiner bey den verwickeltesten Geschäfften, bey wichtigen Gesandtschaften, bey Friedensstiftungen, auf Reichstagen bey Durchsetzung von Vorschlägen zu kriegerischen Unternehmungen, welche er alsdann oft selbst als einsichtsvoller und beherzter Feldherr leitete. »Christian durchzog an der Spitze deutscher Heere mehr»mals Italien von einem Ende bis zum andern, und er»schütterte es durch und durch, so daß er oft durch seine »Annäherung Unruhen und Empörungen stillte.« Bekanntlich herrschte damals in diesem schönen Lande der Geist einer ganz unbändigen Anarchie, wilde Faktionsschwärmerey, ungezügelter Uebermuth reicher Städte, niedriger Ausbruch des lange genährten großen Nationalhasses zwischen den Italiänern und Deutschen u. s. w. Bey diesem fast unaufhörlichen Herumtreiben in einem fremden Lande konnte der Erzbischof-General freylich nicht oft in seinem Erzbisthume seyn, und sich wenig um seine geistliche Würde bekümmern. Wir können daher nicht wohl begreifen, aus welchem Grunde Hr. Heynig in der Vorrede (S. IX) die geschickte Verwaltung seines Amtes als Erzbischof, und die kluge Leitung der Angelegenheiten seiner weiten Diöces oft aus der Ferne, aus Italien her, rühmen konnte. Dieß steht auch im Widerspruche mit dem, was der Verf. selbst (S. 74 u. f.) von Christians unpriesterlichem Leben erzählt und urtheilt. Vermuthlich fühlte er dieß, und suchte deßhalb diesen Widerspruch durch folgendes Raisonnement (S. 76) auszugleichen: »C. war »nicht bloß Krieger, sondern eben so sehr (?) auch Bi»schof und Geistlicher: nur mit dem Unterschied, daß seine »Diöces

»Diöces in gewissem Betrachte ganz Deutschland und Ita»lien (?) befaßte, und daß er auf Reichstagen und Conci»lien, bey Friedenskongressen, am kaiserlichen Hofe und »bey Gesandtschaften lehrte und predigte (?), und gute »Grundsätze, wie die Rechte der Obrigkeiten, bekannt »machte; statt daß andere Geistliche bloß eine Kanzel und »einen kleinen Sprengel haben.«

Titel, Zueignung und Vorrede füllen einen ganzen Bogen. Hierauf folget eine anderthalb Bogen starke Einleitung, worin die Verdienste und vorzüglichsten Thaten der Vorgänger Christian's zu Mainz in der Kirche geschildert werden. Im Ganzen ist sie gut gerathen; nur hier und da zu umständlich und dem Zwecke nicht entsprechend. Zum Beyspiel S. 8, wo gesagt wird, der Erzbischof Hildebert habe Kaiser Otto den 1sten eingeweiht, hätte mit den Worten: er vollzog die Einweihung auf die feyerlichste Weise, aufgehört werden sollen. Aber nun folgen die Feyerlichkeiten selbst auf mehr denn zwey Seiten. Das ist doch zu arg!

Die Geschichte oder Biographie selbst nimmt nicht viel über drey Bogen ein. Beym Beschauen dieses wohlgerathenen Stücks wird vermuthlich jeder Leser mit uns bedauern, daß man von der, zumal für jene Zeit seltenen, Geistesbildung Christian's nichts erfährt; kein Wort von der Gelegenheit, von der Art und Weise, wie und von wem er die so trefflich geübten Friedens- und Kriegskünste lernte, u. dgl. m. Rec. ist in den Specialgeschichten jenes Zeitalters zu wenig belesen, als daß er entscheiden könnte, ob Hr. H. hierin schuldig oder unschuldig sey? Indessen findet wahrscheinlich das Letztere Statt. Weniger zu entschuldigen dürfte er seyn, daß er, außer dem Ehrgeize, der Fehler seines Helden nicht erwähnt, daß er sich z. B. von den Genuesern bestechen ließ, und parteyisch handelte, daß er den Luxus zu sehr liebte. Ein Chronist von Bologna (in Muratori's Scriptt. Rer. Ital. T. VIII.) sagt: Christian sey in seinem Aufwande so prächtig, und sein Gefolge von so verderbten Sitten gewesen, daß die Unterhaltung der Weiber und Pferde allein ihm mehr gekostet habe, als dem Kaiser der ganze Hof.

Endlich

Endlich darf man es auch wohl dem Verf. als einen Hauptfehler anrechnen, daß er sich fast durchgehends nur deutscher, nicht aber auch italiänischer, Historiker bediente; daß er folglich das Audiatur et altera pars vernachlässigte. Am allermeisten ist zu bedauern, daß ihm eine neuere Lebensgeschichte seines Helden, von dem Italiäner Hippolytus Maria Camici, in dessen Ossequj letterarj, unbekannt blieb; zumal, da sie wenigstens in der deutschen Uebersetzung leicht zu erlangen war, welche der verstorbene Hofbibliothekar Jagemann in Büsching's Magazin (Th. 13. S. 497 — 540) lieferte, und welche fast ganz aus gleichzeitigen Schriftstellern und Urkunden, deren 22 beygefügt sind, geschöpft ist. Auch hätte zu Rathe gezogen werden sollen, was der Hr. Kanzler le Bret in seiner größern und kleinern Geschichte, zur allgemeinen Welthistorie gehörig (B. 41. und B. 23.), von den Thaten des Erzbischofs Christian in Italien erzählt.

Wenn Hr. Heynig S. 77 von Christian, als Schriftsteller, spricht, und dabey hauptsächlich des Umstandes erwähnt, daß er das Leben seines Kaisers beschrieben habe; daß aber diese Biographie entweder verloren gegangen sey, oder noch irgend in einer Bibliothek versteckt liege: so ist es doch in alle Wege übertrieben, wenn er hinzusetzt: »Es »wäre ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte, wenn sie »nicht wieder aufgefunden werden sollte; denn Bünaus »Leben Friedrichs des Ersten kann Christians Werk keines»weges ersetzen.«

Nun noch drey Anhänge! 1) Nachrichten von den Grafen von Buche in Thüringen; aus Fabris geographischem Magazin. Sie rühren von dem noch lebenden historischen Veteran, dem Hrn. Kammerrath Georg August von Breitenbauch zu Bucha, her. Man erkennt dieß aus den zweymal darin vorkommenden Anfangsbuchstaben seines Namens, G. A. v. B., und aus dem im J. 1804. von ihm selbst herausgegebenen Verzeichnisse seiner Schriften S. 31, wo er auch der Heynigischen, von welcher hier die Rede ist, erwähnt, sie rühmt, und zugleich einige, auch von uns bemerkte, Druckfehler anzeigt. 2) Einige der vornehmsten Schriften aus den zu vorstehender Lebensgeschichte gebrauchten Originalschriftstellern. 3) Auszug aus Briefen

des Erzbischofs Christian und der Aebtissinn Hildegard zu Bingen.

Rb.

Philipp August, König von Frankreich, und Ingeborg, Prinzessinn von Dänemark. Ein historischer Versuch, nach du Theil und Engelstoft frey bearbeitet von J. M. Schultz, Prof. der Philosophie zu Kiel. Mit Kupfern (und drey Stammtafeln). Kiel, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1804. XVI und 490 S. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Ob politische Bewegungsgründe, Ruf ausnehmender Schönheit, oder beydes zugleich, die Wahl des französischen Königs bestimmt hatten, wird nunmehr wohl schwerlich noch in's Klare sich bringen lassen. Genug, der gleichfalls noch junge, schon aber Wittwer gewordne Fürst gieng seiner neuen, kaum 18jährigen Braut mit Ungeduld entgegen, empfing sie auf's beste, sorgte alsbald für ihr Leibgeding, feyrte dieselbe Nacht noch sein Beylager, und ließ Tages darauf sie zur Königinn krönen. Allein, schon während dieser Feyerlichkeit überfiel den Gemahl ein solcher Widerwille gegen die neue Gattinn, daß er ihn auf keine Weise verbergen konnte, und durch förmliche Verstoßung derselben sich früh genug Luft machte. Daß man über die Veranlassung eines so unerwarteten Auftritts sich den Kopf zerbrach, und ihn bald irgend einem körperlichen Gebrechen der sonst wohlgebildeten Prinzessinn, bald einer Bezauberung, auch wohl solchen Entdeckungen zuschrieb, die ihre Tugend in ein zweydeutiges Licht gestellt haben sollten, ist leicht zu erachten. Von allen dergleichen Vermuthungen fand in den nachherigen Proceßakten sich zwar nichts bestätigt, als worin nur die zu nahe Verwandtschaft zum damals so gewöhnlichen Hauptgrunde der Ehescheidung gebraucht wurde; daß aber in Ingeborg's Person irgend etwas dem Geschmack und der Individualität Ph. August's gar nicht Zusagendes sich müsse gefunden haben, wird aus spätern, unter beyden Partheyen gewechselten, Schriften doch so ziemlich ersichtlich; wozu noch

noch der Umstand kommt, daß die gute Dame kein Wort Französisch, sondern höchstens etwas Latein verstand, wie aus ein paar von ihr noch aufbehaltnen Ausrufungen wenigstens zu erhellen scheint. Kurz, die Abneigung des Königs war und blieb so entschieden, daß er in demselben Jahre, 1193, durch eine Versammlung ihm ergebner Prälaten, seine Ehe förmlich trennen ließ, und, nach vielen andern mißglückten Bewerbungen, Agnes, Tochter eines deutschen Herzogs zu Meran, im Jahr 1196 wirklich heyrathete, mit dieser auch sehr zufrieden und nicht kinderlos lebte. Die dänische Prinzessinn steckte man aus einem Schloß oder Kloster in's andre, und behandelte sie mitunter äußerst hart und unwürdig. Was den König gehindert, die Aermste geradehin nach Hause zu schicken, läßt sich anjetzt nicht mehr errathen. Zwar boten ihre Verwandten, und das anfänglich besonders, Alles auf, um vom römischen Stuhle Beystand zu erhalten, und zu Aussöhnung des getrennten Ehepaars machte Cölestin III. auch der Versuche mehr als einen; war aber viel zu sanft und schwach, den halsstarrigen Sünder auf bessere Gedanken zu bringen.

Ganz anders benahm sich der im Jahre 97 ihm nachfolgende, in der Geschichte päpstlicher Hierarchie nur zu bekannte Innocenz III. Dieser noch jung zur Thiare gelangte Oberhirt war selber im kanonischen Rechte gut bewandert, und hielt um so strenger über die Entscheidungen desselben. Da Ph. August also noch immer nicht in die Entfernung seiner geliebten Agnes willigen, und noch weniger von Wiederaufnahme der nach wie vor ihm verhaßt bleibenden Ingeborg etwas hören wollte, diese hingegen härter als je behandelte, brach Innocenz endlich im Jahre 1200 mit dem mehrmals angedrohten Interdikte los, und wollte der König am Ende nicht selber exkommunicirt seyn, mußte solcher nothgedrungen sich unterwerfen. Kaum indeß war das fürchterliche Interdikt aufgehoben, Agnes entfernt, und ein Scheinvergleich mit der unglücklichen Däninn zu Stande gekommen, als seine Antipathie so stark wie zuvor sich äußerte, und auch durch den Umstand nicht milder wurde, daß er Agnes im Jahre 1201 durch den Tod verlor. Ein ganzes Decennium, und mehr noch, strichen seitdem vorüber, ohne daß P. A. müde ward, auf eine kanonische Scheidung zu dringen; der Papst aber, ihn über Unthunlichkeit

lichkeit einer solchen, durch förmliche Gesandtschaften und lange Handschreiben zu belehren. Auffallend übrigens genug, um nicht lustig zu sagen: nur eine Verschwägerung, nicht eigentliche Verwandtschaft, wußten die Sachwalter des Königs herauszubringen; und auch der Ungrund jener ließ sich darthun, sobald die damals kirchenrechtlichen sieben Grade zu beweisen waren. Fünfthalb hundert Jahre später fand sich indeß ein notorischer Ketzer, der bekannte David Blondel, der gar nicht, aus Respekt für den römischen Stuhl, sondern zur Rechtfertigung des Königs, eine so nahe Verwandtschaft desselben mit Ingeborg zu deduciren gewußt, daß über die kanonische Gültigkeit ihrer Ehescheidung kein Zweifel würde haben obwalten können; indem er nämlich aus der Geschichte bewies, daß beyde schon im fünften Grade gleicher Seitenlinie von dem russischen Fürsten Jaroslaw abstammten, beyde mithin in gleichem Grade kirchlicher Rechnungsart einander verwandt waren: ein Umstand, den man, seiner Wichtigkeit ungeachtet, im XIIten Jahrh. so rein vergessen gehabt, daß sich in der ganzen Verhandlung nicht die mindeste Rücksicht darauf genommen findet! — Philipp, der nach allem bisher Vorgefallnen keine für rechtmäßig anerkannte Gemahlinn, wie es scheint, sich anderwärts her mehr versprechen durfte, that endlich einen eben so unerwarteten Schritt, wie sein erster gewesen. Nach 20jähriger und so vollständiger Trennung nahm er, eh man sich dessen versah, die verstoßene Prinzessinn wieder zu sich, und erkannte im Jahre 1213 sie förmlich als seine Gattinn an. Ob diese auch sein Herz wieder gewonnen, davon schweigt die Geschichte; so viel indeß scheint ausgemacht, daß er bis an seinen 10 Jahre später erfolgten Tod sie als Königinn zu behandeln fortgefahren; wie denn auch in seinem Testamente ihrer als *bene meritae* uxoris nostrae *Isambor* (so arg, und in den andern Schreibereyen jener Zeit noch viel ärger, findet sich ihrem Taufnamen mitgespielt!) Reginae Francorum etc. gedacht wird. Ihren Wittwensitz nahm sie zu Corbeil; wo mehrere Stiftungen von ihr gemacht, allerhand ihr Andenken Erneuerndes aber während der Barbareyen der letzten Staatserschütterung vernichtet worden. Sie selbst starb, ohne Kinder gehabt zu haben, im Julius des Jahrs 1236.

Genug hoffentlich zur Uebersicht desjenigen, womit vorliegende historische Darstellung sich hauptsächlich beschäfftigt.

Daß

Daß dänische sowohl, als französische und andre Geschichtschreiber, die Schicksale der so hart geprüften Königinn nicht unerwähnt gelassen; kann man sich vorstellen, und eben so, daß es hier in Menge zu berichtigen und zu ergänzen gab. Herr Engelstoft, Prof. zu Kopenhagen, aus mehrern in die Kirchengeschichte besonders einschlagenden Arbeiten schon als gründlicher und geistreicher Schriftsteller bekannt, benutzte seinen Aufenthalt in Frankreich auch zu neuen Untersuchungen über diesen Gegenstand. Ihr Ertrag, mit genauer Quellenangabe, erschien 1801 in dänischer Sprache, unter dem Titel: Philipp August, Konge of Frankrige; og Ingeborg, Princesse of Danmark; en historisk Undersögelse etc., Kopenhagen, bey Arntzen und Hartier, und fand den verdienten Beyfall. Da dieses, mit lateinischen Lettern überdieß gedruckte Werkchen nur 286 Kleinoktavseiten zählt, und also vielleicht nicht halb so stark, als vorliegende Bearbeitung, ist: muß Rec. doch anzeigen, durch was für Zuwachs letztere zu solch einer Korpulenz gedieh. Auch ein Franzos, der wenigstens den Philologen nicht unbekannt seyn wird; unlängst aber, wenn Rec. sich recht erinnert, gestorben ist; Herr de la Porte du Theil hatte bereits im Jahre 1790 der Pariser Académie des belles lettres etc. ein Mémoire vorgelesen: concernant les relations qui existoient au XIIme Siecle entre le Danemarc et la France; das einer umständlichern Heyraths- und Scheidungsgeschichte Ph. Augusts und der dänischen, hier Ingelburge genannten Prinzessinn zur Einleitung dienen sollte. Zwar lieferte das Septemberstück des Journal des Savans, 1792, einen ziemlich Genüge leistenden Auszug aus dieser Vorlesung; vollständig abgedruckt aber erschien sie unlängst erst im IVten Bande desjenigen Abschnitts der Mémoires de l'Institut national, der es mit Littérature et beaux arts zu thun hat. Ob Herr du Theil besagte Heyraths- und Scheidungsgeschichte selbst, wenigstens handschriftlich, hinterlassen, ist dem Rec. unbekannt. Unterhaltend würde sie auf alle Fälle seyn; denn wie ein gewandter Franzos sich benähme, die Ehre seiner Nation überall aufrecht zu erhalten, die schlichtesten Geschichtsangaben nach französ. Geschmacke zu modeln, und den Ausländer zurecht zu weisen, bliebe doch immer des Zusehens werth.

Nicht bloß an dieses du Theil'sche, nur introduktiv gebliebne Mémoire indeß hat Herr Schultz sich gehalten;

 sondern

sondern auch mehrere neue und namentlich von ihm angegebne Geschichtschreiber oft wörtlich benutzt, um über die damalige politische Lage Frankreichs und der in Verkehr mit ihm gestandnen Länder den Leser weit umständlicher zu belehren, als sein Vorgänger Herr Engelstoft, und nicht ohne Grund es nöthig erachtet hatte. Denn wenn schon durch diese Umsicht der politisch-historische Gesichtskreis sich merklich erweitert: so wird eben dadurch die Aufmerksamkeit von Ph. August's und Ingeborg's Hausangelegenheiten, als die man hier hauptsächlich zu wissen verlangt, doch auch viel öfter abgezogen, als dem Leser lieb ist. Wirklich scheint Herr S. die Licenzen einer freyen Bearbeitung, in der ersten Hälfte der Darstellung besonders, etwas gar zu weit ausgedehnt zu haben. Daß die Kunst, dergleichen Einschiebsel und Zusätze überall schicklich in's Ganze zu flechten, auch nicht unter die leichtern gehört, wußte man freylich längst; recht anschaulich aber wird es von neuem in vorliegendem Buche. Nur ein mäßig feiner Takt gehört dazu, hier sogleich wahrzunehmen, wo der Bearbeiter seinem Franzosen, dem Herrn Engelst., oder Andern nacherzählt; und daß aus so vielerley Farben ein den Forderungen des reinen historischen Styls gar nicht entsprechender — wenn gleich nur selten sprachwidriger — Vortrag sich ergeben müßte, braucht keine nähere Beleuchtung. Daß übrigens Herr E. sowohl als Herr S. jeden Anlaß zu Aufklärung dänischer Kirchen- und Profangeschichte jener Zeit eifrig benutzten, dafür werden ihre Landsleute, denen das Werkchen doch zunächst bestimmt ist, ohne Zweifel ihnen ungleich mehr Dank wissen, als für alle die politischen An- und Umsichten, wodurch es Herr S. besonders so überflüssig vergrößert hat. Nicht ungern wird auch der deutsche Nachbar gleich die ersten 136 Seiten durchblättern, wo von dem dänischen Kirchen-Primas Eskil, einem großen Verehrer des heil. Bernhard, seinem noch berühmtern Nachfolger Absalon, und dem von letztern aus Paris nach Dänemark gezognen, als Benediktiner-Abt zu Ebelholt im Jahre 1203 gestorbnen und in der Folge kanonisirten, Wilhelm gehandelt wird. Alle diese Männer waren unternehmende Köpfe, und von mächtigem Einflusse auf den Geist und die Staatsverhandlungen des Nordens. Selbst die Anzeige und Würdigung der Quellen, woraus die beyden dänischen Historiker schöpften, läßt mit Belehrung sich lesen. Im Verfolge der Geschichte freylich, wo an

alle

alle die vom römischen Stuhl zum Besten Ingeborg's immer von neuem wieder ergriffenen Maaßregeln die Reihe kommt, läuft es ohne Ermüdung des Lesers nicht ab. Wer indeß auch nur so viel Geduld hat, bloß die Hälfte dieser Erzählungen durchzuwandern, wird schon Ursache genug finden, für die Wohlthat der seitdem Statt gefundnen Glaubensreinigung, als Protestant, dankbar zu seyn. Daß Innocenz III. selbst, dessen sonstige Eingriffe in die Rechte der Vernunft und Menschheit Rec. keinesweges entschuldigen will, in dieser Ehescheidungssache mit strenger Gewissenhaftigkeit verfuhr, zeigt sich in allen Verhandlungen; desto lauer, arglistiger und eigennütziger hingegen erscheinen seine Legaten und Befehlsvollstrecker. Kurz, wer noch gegen die Fallstricke römisch-katholischer Hierarchie gewarnt zu werden braucht, wird in vorliegender Darstellung der Präservativen mehr antreffen, die in unsern Tagen gerade am wenigsten zu verschmähen sind!

Durch Fehlgriffe des Setzers, und aus Nachlässigkeit, vielleicht auch Unwissenheit des Korrektors, so viel Druckfehler stehen geblieben zu sehen, daß nicht einmal zwey enggedruckte Seiten sie insgesammt berichtigen konnten, verlangt schon deßhalb Anzeige, weil auch der an eine solche Erratenliste verweisende Kustos dem Abdrucke fehlt; in dergleichen verwahrlos'ten Impressen aber am nöthigsten ist! Mit guten Registern wäre dem Leser wohl auch ein Dienst geschehen; denn obgleich die von S. 60—68 eingerückte chronologische Uebersicht mit Dank anzunehmen, bleibt auch hier zu befürchten, daß Mancher sich bloß mit ihr begnügen, und das Uebrige vielleicht gar werde ungelesen lassen! Woher die beyden, die arme Ingeborg in ihrer Jugend, und den Abt Wilhelm in männlichen Jahren, darstellenden Bildnisse genommen sind, findet sich nicht angegeben; sondern nur, daß ein Herr H. Schumacher die Figur des letztern gezeichnet hat.

Ff.

Diplomatischer Beytrag zur Geschichte des Landsberger Bundes, von *Andr. Sebast. Stumpf.*

sondern auch mehrere neue und namentlich von ihm angezehne Geschichtschreiber oft wörtlich benutzt, um über die damalige politische Lage Frankreichs und der in Verkehr mit ihm gestandnen Länder den Leser weit umständlicher zu belehren, als sein Vorgänger Herr Engelstoft, und nicht ohne Grund es nöthig erachtet hatte. Denn wenn schon durch diese Umsicht der politisch-historische Gesichtskreis sich merklich erweitert; so wird eben dadurch die Aufmerksamkeit von Ph. August's und Ingeborg's Hausangelegenheiten, als die man hier hauptsächlich zu wissen verlangt, doch auch viel öfter abgezogen, als dem Leser lieb ist. Wirklich scheint Herr S. die Licenzen einer freyen Bearbeitung, in der ersten Hälfte der Darstellung besonders, etwas gar zu weit ausgedehnt zu haben. Daß die Kunst, dergleichen Einschiebsel und Zusätze überall schicklich in's Ganze zu flechten, auch nicht unter die leichtern gehört, wußte man freylich längst; recht anschaulich aber wird es von neuem in vorliegendem Buche. Nur ein mäßig feiner Takt gehört dazu, hier sogleich wahrzunehmen, wo der Bearbeiter seinem Franzosen, dem Herrn Engelst., oder Andern nacherzählt; und daß aus so vielerley Farben ein den Forderungen des reinen historischen Styls gar nicht entsprechender — wenn gleich nur selten sprachwidriger — Vortrag sich ergeben müßte, braucht keine nähere Beleuchtung. Daß übrigens Herr E. sowohl als Herr S. jeden Anlaß zu Aufklärung dänischer Kirchen- und Profangeschichte jener Zeit eifrig benutzten, dafür werden ihre Landsleute, denen das Werkchen doch zunächst bestimmt ist, ohne Zweifel ihnen ungleich mehr Dank wissen, als für alle die politischen An- und Umsichten, wodurch es Herr S. besonders so überflüssig vergrößert hat. Nicht ungern wird auch der deutsche Nachbar gleich die ersten 136 Seiten durchblättern, wo von dem dänischen Kirchen-Primas Eskil, einem großen Verehrer des heil. Bernhard, seinem noch berühmtern Nachfolger Absalon, und dem von letztern aus Paris nach Dänemark gezognen, als Benediktiner-Abt zu Ebelholt im Jahre 1203 gestorbnen und in der Folge kanonisirten, Wilhelm gehandelt wird. Alle diese Männer waren unternehmende Köpfe, und von mächtigem Einflusse auf den Geist und die Staatsverhandlungen des Nordens. Selbst die Anzeige und Würdigung der Quellen, woraus die beyden dänischen Historiker schöpften, läßt mit Belehrung sich lesen. Im Verfolge der Geschichte freylich, wo an

alle

alle die vom römischen Stuhl zum Besten Ingeborg's immer von neuem wieder ergriffenen Maaßregeln die Reihe kommt, läuft es ohne Ermüdung des Lesers nicht ab. Wer indeß auch nur so viel Geduld hat, bloß die Hälfte dieser Erzählungen durchzuwandern, wird schon Ursache genug finden, für die Wohlthat der seitdem Statt gefundnen Glaubensreinigung, als Protestant, dankbar zu seyn. Daß Innocenz III. selbst, dessen sonstige Eingriffe in die Rechte der Vernunft und Menschheit Rec. keinesweges entschuldigen will, in dieser Ehescheidungssache mit strenger Gewissenhaftigkeit verfuhr, zeigt sich in allen Verhandlungen; desto lauer, arglistiger und eigennütziger hingegen erscheinen seine Legaten und Befehlsvollstrecker. Kurz, wer noch gegen die Fallstricke römisch-katholischer Hierarchie gewarnt zu werden braucht, wird in vorliegender Darstellung der Präservativen mehr antreffen, die in unsern Tagen gerade am wenigsten zu verschmähen sind!

Durch Fehlgriffe des Setzers, und aus Nachlässigkeit, vielleicht auch Unwissenheit des Korrektors, so viel Druckfehler stehen geblieben zu sehen, daß nicht einmal zwey enggedruckte Seiten sie insgesammt berichtigen konnten, verlangt schon deßhalb Anzeige, weil auch der an eine solche Erratenliste verweisende Kustos dem Abdrucke fehlt; in dergleichen verwahrlos'ten Impressen aber am nöthigsten ist! Mit guten Registern wäre dem Leser wohl auch ein Dienst geschehen; denn obgleich die von S. 60—68 eingerückte chronologische Uebersicht mit Dank anzunehmen, bleibt auch hier zu befürchten, daß Mancher sich bloß mit ihr begnügen, und das Uebrige vielleicht gar werde ungelesen lassen! Woher die beyden, die arme Ingeborg in ihrer Jugend, und den Abt Wilhelm in männlichen Jahren, darstellenden Bildnisse genommen sind, findet sich nicht angegeben; sondern nur, daß ein Herr H. Schumacher die Figur des letztern gezeichnet hat.

Ff.

Diplomatischer Beytrag zur Geschichte des Landsberger Bundes, von *Andr. Sebast. Stumpf.*

Bamberg und Wirzburg, bey Goebhardt. 1804. 13 Bogen. 8. 22 Kr.

Die fortdauernde Unsicherheit des Landfriedens in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, und die damaligen innern Bewegungen in Deutschland hatten die friedfertigen, für ihre Ruhe und Sicherheit besorgten, Reichsstände zu dem Entschlusse gebracht, sich durch engere Verbindung zu stärken, und den Frieden, welchen Gesetze und Verfassung nicht handhaben konnten, sich im Nothfalle durch die Waffen zu erkämpfen. Am Ende des May 1556 traten der römische König Ferdinand, der Erzbischof Michael zu Salzburg, der Herzog Albrecht von Bayern und die Reichsstadt Augsburg zu Landsberg in Bayern zusammen, und schlossen zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Vertheidigung den sogenannten Landsberger Bund, wovon Häberlin im 17ten Bande seiner Reichsgeschichte S. X die Urkunde geliefert hat. Im folgenden Jahre wurde der Bund durch die Aufnahme der Bischöfe von Bamberg und Wirzburg und der Stadt Nürnberg verstärkt; und nachher (1558) traten auch die Städte Windsheim und Weissenburg bey. Das Direktorium des Bundes oder die Oberhauptmannschaft alternirte anfangs zwischen Oesterreich und Bayern; wurde aber im Jul. 1558 dem Herzog Albrecht von Bayern ausschließlich übertragen. Von dieser Zeit an äußerte sich zwischen diesen beyden Häusern ein sichtbares Mißtrauen und eine Rivalität, die von der Art herrühren mochte, wie sich der Herzog Albrecht bey seiner Bundeshauptmannschaft benahm; der Bund war, unter seiner Leitung, nicht das geschmeidige Werkzeug, wie Oesterreich es gewünscht haben mag, um durch ihn das Privatinteresse des Hauses Oesterreich zu befördern. Und wahrscheinlich war dieß der Zeitpunkt, in welchem die Idee der Selbstständigkeit unter den deutschen Fürsten, besonders unter den katholischen, geweckt wurde, die sich bisher an Oesterreich, als ihre Hauptstütze, vertrauensvoll angelehnt hatten; eine Idee, die späterhin, bey Gelegenheit des 30jährigen Kriegs, in der Liga durch Maximilian von Bayern ausgeführt wurde. Seit dem Bundestage, der im Jun. 1569 zu München gehalten wurde, beeiferte sich der Herzog Albrecht, dem erhaltenen Auftrage gemäß, den Bund durch neue Mitglieder zu verstärken, und zuvörderst den bösen Ruf, als ziele der Bund nicht auf

auf bessere Handhabung des Religions- und Profanfriedens; sondern auf die Unterdrückung der Augsburg. Konfession, zu widerlegen. Die geistlichen Kurfürsten erklärten sich zum Beytritte geneigt; nur bestand der von Cöln darauf, daß in den Rheingegenden ein eigener Oberhauptmann, in der Person eines Kurfürsten, bestellt werden müsse. Der Kurfürst von Sachsen hingegen, und mit ihm mehrere protestantische Fürsten, waren mißtrauisch, und gaben theils dilatorische, theils abschlägige Erklärungen. Um dem Kurfürsten von Sachsen das ungegründete Mißtrauen zu benehmen und ihn für den Bund zu gewinnen, begab sich der Herzog Albrecht von Bayern im Febr. 1570 selbst nach Prag, wo sich der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen damals aufhielten, und brachte es bey letzterm dahin, daß er mit dem Kurfürsten von der Pfalz, mit dem Herzoge Julius von Braunschweig und mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen darüber vertraulich zu kommuniciren versprach. Allein, Pfalz und Hessen verlangten Abänderungen in der Bundesformel, die nicht zulässig waren; so wie überhaupt alle Stände der Augsburg. Konfession an derselben etwas geändert haben wollten, ohne sich hierüber bestimmt zu erklären. Vom Kurfürsten von Sachsen brachte man nichts weiter, als die Erklärung heraus: daß er sich von den Ständen seiner Konfession nicht absondern, und sich in den Bund füglich nicht einlassen könne; obgleich er und seine mitverwandten Stände ihn zur Handhabung der allgemeinen Ruhe im Falle der Noth zu unterstützen geneigt wären.

Dieß Alles hat nun Hr. Stumpf, der sich dem gelehrten Publikum bereits durch mehrere Schriften als einen trefflichen Diplomatiker und Geschichtsforscher bekannt gemacht hat, in der vorliegenden Schrift auseinander gesetzt, und die dahin gehörigen Urkunden, so weit er sie auftreiben konnte, abdrucken lassen. Diese sind: 1) der Abschied des Bundestages zu Landsberg vom 9. Nov. 1558; 2) ein Revers der Bundesstände gegen den Herzog Albrecht von Bayern vom Nov. 1558; 3) der Abschied des Bundestages zu München vom 14. März 1560; 4) Abschied des Bundestages zu München vom 7. März 1569; 5) Bundesabschied zu München vom 20. Jun. 1569; 6) Erklärung der geistlichen Kurfürsten über den Beytritt zum Landsberger Bunde vom 15. Sept. 1569; 7) Abschied des

Bundestages zu München vom 17. Dec. 1569; 8) Abrede zwischen dem Kurfürsten August von Sachsen und dem Herzog Albrecht von Bayern zu Prag den 3. März 1570. Freylich wird man wünschen, daß es dem Verf. möglich gewesen wäre, die ganze Geschichte des Landsberger Bundes, mit den im geheimen Staatsarchive zu München befindlichen, bis zum Jahre 1598 reichenden, Bundesabschieden zu liefern; aber daran ist, bey dem gegenwärtigen Gedränge von Arbeiten in dem gedachten Archive, wohl noch lange nicht zu denken. Indessen wird das, was Hr. St. hier, als Beytrag zur deutschen Reichsgeschichte, gegeben hat, dem historischen Publikum ein sehr willkommenes Geschenk seyn, bis es ihm oder einem andern, mit hinreichenden Materialien und gleichen Fähigkeiten ausgerüsteten, Gelehrten gelingen wird, eine vollständige diplomatische Geschichte jenes merkwürdigen Bundes zu liefern.

Km,

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Caroline R. in Ostindien, oder Reise eines jungen Frauenzimmers von Stuttgart nach Cannanore. Herausgegeben von einem ihrer Freunde. Stuttgart, bey Metzler. 1804. Zweyter Band. 266 Seiten. 8. 12 gr.

Das erste Bändchen dieser Briefsammlung kam schon vor drey Jahren heraus, und ist auch in unserer N. D. Bibl. mit verdientem Lobe angezeigt worden. Wir verließen dort die Verfasserinn mitten auf ihrer Reise nach Ostindien. Das vorliegende zweyte Bändchen enthält die Fortsetzung ihrer Reisebriefe, verbunden mit der Geschichte ihrer glücklichen Ankunft, fröhlichen Verheyrathung und ehelichen Zufriedenheit. Wenn es interessant war, ein junges unerfahrnes Schwabenmädchen, eine so große gefahrvolle Reise, aus Liebe zu ihrem Bräutigam, mit Muth und Hoffnung unternehmen zu sehen: so muß man sich doppelt über den schönen glück-

glücklichen Ausgang des kleinen Epos freuen. Aber auch außer dem psychologischen Werthe, den diese Briefsammlung für jedes edle Gemüth haben muß, empfiehlt sie sich noch durch eine Menge artiger, sittlicher Details über das Schiffsleben, über die ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse vom Kap, von Cannanore, Madras u. s. w., die unsere Verfasserinn mit der ihr eigenen Naivität aufgefaßt hat. Rec. kann dem Allen noch die Versicherung hinzufügen, daß die ganze Sammlung authentisch ist, und daß sie daher nicht unter die Romane klassificirt werden muß. Möchte sie recht viele Leser finden! — Leserinnen zieht sie doppelt an — damit uns der Herausgeber noch einige Bändchen liefern kann!

Gb.

Der Reisegefährte auf den Wanderungen in die reizenden Gegenden Lieflands. Erste Wanderung. Riga, bey Müller. 1804. 143 S. 8. 12 gr.

Eine kleine Lokalschrift, mit der es die Kritik nicht so genau nehmen muß. Der Verf. scheint ein junger Mann zu seyn, dem es nicht an Talenten fehlt; der aber noch keine Vergleichungen anstellen kann. Rec. hat diese Gegenden vor 11—12 Jahren auch gesehen; er will nicht läugnen, daß sie für Liefland recht artig sind; aber Schilderungen, wie die vorliegenden, kommen ihm doch, gelinde gesagt — ein wenig zu enthusiastisch vor. Der Verf. wird dieses einmal selbst einsehen, und wenn er sich überzeugt, daß Kürze und Einfachheit besser als Schwulst und Breitheit sind: so verspricht sich Rec. künftig noch manches Gute von ihm.

Bm.

Ansichten des Rheins, von *Nic. Voght.* Frankfurt a. M., bey Wilmans. 1804. *Erster Band.* XXII u. 158 S. gr. 8. Mit Kupfern. 6 Rg.

Der

Der artistische Theil ist der bedeutendste dieses Werks, und besteht aus eilf radirten und gestochnen Blättern, von Günther, nach Schütz und Kraus. Es sind die Ansichten von Mainz, Biberach, Erbach, Johannisberg, Rüdesheim, Bingen, Asmannshausen, Bacharach und Caub. Alles, was Zeichner und Kupferstecher in Blättern von dieser mittlern Größe zu leisten vermögen, ist hier geleistet. Wahl der Gesichtspunkte, Haltung, Beleuchtung, Land- und Luft-Perspektive, Behandlung der einzelnen Gegenstände, Klarheit des Wassers, kurz, Alles ist vortrefflich; und der zarte, reine und scharfe Griffel des längst als einer der vorzüglichsten Künstler im Landschaftsfache rühmlichst bekannten Günther, hat, in der netten Ausführung der Blätter, seinen Originalen völlig entsprochen. Mit mehrerm Genusse weilt das Auge auf dieser Gallerie lieblicher Darstellungen der schönsten Gegenden Deutschlandes — (nur, daß er oft gestört werden muß durch den Gedanken an das Jenseits dieses herrlichen Stroms, und an den Ländertheilenden Thalweg seines Bettes!) — und Jeder, der die reizende Rheinfahrt einst machte, findet hier volle Rückerinnerung von jenem entzückenden Naturgemälde.

Die Spuren der Eile, womit Herr W. den Text zu diesen Ansichten, wie er im Vorberichte sagt, schreiben mußte, findet man freylich vielfältig; indeß sind wir an die Mittelmäßigkeit solcher untergelegten Texte zu einer schönen Komposition (d. h. der malerischen Beschreibungen zu Kunstdarstellungen) schon so sehr gewöhnt, daß wir, vergleichungsweise, hier denn doch manches Bessere und Interessantere finden, als unsere malerischen Reisenden uns sonst aufzutischen pflegen. Dahin gehören manche Blicke in die nähere oder entferntere Vorzeit dieser Gegenden, Winke über ihren traurig veränderten Zustand (darüber freylich nicht Alles gesagt ist, was der Reisende beobachtet haben muß — pour cause!), Züge aus der alten Geschichte, Beschreibungen, wie die des Rheingaus, mit der Musterkarte seiner Weine, die der romantischen Floßfahrt u. dgl. m. Immer hätten wir in dem Text einige nähere Rücksicht und Beziehung auf die Kupferblätter, und die darauf dargestellten einzelnen Gegenstände, gewünscht, als bey den meisten derselben ge-

nommen

nommen ist. Es scheint fast, als habe der Verf., bey seiner Arbeit, diese Blätter nicht vor Augen gehabt; und doch ist ihrentwegen der Text geschrieben. — Der Einstreuung des alltäglichen Romans von Emma können wir keinen Geschmack abgewinnen, wenn Hr. V. in der Verknüpfung und Entwickelung desselben im 2ten Theile nicht mehr Interesse zu bringen weiß. Dann könnte man die Idee dieser Einstreuung, die dem Charakter einer solchen Beschreibung übrigens ganz wohl angemessen ist, gelten lassen.

Rp.

Ueber Wismars Handelslage und deren Benützung in ältern Zeiten. Von G. P. H. Norrmann, Rektor der Universität. Rostock, bey Adler. 1803 u. 1804. Erste Abtheilung. 72 S. 4. 12 ℛ.

Dieses vortreffliche Produkt, das auf so wenigen Bogen, mehr sachkundige und kritische Gelehrsamkeit über einen Gegenstand verbreitet, als mancher Band unserer heutigen Bücherfabrike, ist eine Einladungsschrift zur Feyer des Weyhnachts-, Oster- und Pfingstfestes, die am 24. Decbr. 1803, am 31. März und 19. May 1804 ausgetheilt wurde. Die Vereinigung der Stadt Wismar mit dem Herzogthume, dem sie seit mehr als 150 Jahren entrissen gewesen, hat die schöne Veranlassung zu dieser Abhandlung gegeben, von der wir die 3 ersten Abtheilungen vor uns liegen haben. Der gelehrte Verf. schickt daher §. 1. — 7 statistische Bemerkungen voraus, die aus den zuverlässigsten Quellen entlehnt zu seyn scheinen. Der Flächeninhalt des ganzen Gebiets von Wismar wird zu 1¾ Q.Meile, und die Zahl von dessen Einwohnern auf 8 — 9000 in den neuesten Zeiten angegeben, wobey Vergleichungen gegen mehrere Perioden der Vergangenheit angestellt werden. Die historischen Erörterungen §. 8 ffg. steigen bis zu den frühesten Zeiten der wendisch-slavischen Völker hinauf, ohne deßhalb, wie Fischer in seiner Geschichte des Handels, zu Chronikenmährchen die Zuflucht zu nehmen, die überall durch diplomatische Treue, und wo diese

diese nicht ausreicht, durch historische Fakta verdrängt werden. Der erste Anbau von Wismar, der sich in der Dunkelheit des Mittelalters verliert, wird gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts erweislich gemacht. Die Ansichten, welche von der Lage der Stadt und ihres Hafens, in Absicht der Handlung auf der Ostsee und in allen Weltgegenden, ertheilt werden, verschaffen, wie das Lokal und die frühere Geschichte dieser Stadt bestätigen, eine angenehme Perspektive, die um so mehr ein erwünschtes Bild darbieten, je mehr der jetzige neue Landesherr sich bestreben wird, diesem ehemaligen blühenden Sitze der Handlung und Schifffahrt, eine — durch Klugheit und Erfahrung geleitete Freyheit zu verstatten, welche schnell den lange gesunkenen Wohlstand herbey zu führen im Stande ist. — Ueberall findet man zu Ende eines jeden §phen die Quellen und Hülfsmittel allegirt, die mit historischer Treue verzeichnet worden. — S. 5 findet sich ein Druckfehler: §. 5 muß hieselbst §. 2 seyn.

A.

Gelehrtengeschichte.

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Leipzig, bey Voß. 1804. Neunter (und letzter) Band. VI und 232 S. 8. 16 gr.

Auch mit dem Titel:

Lebensbeschreibung des Johann Hausschein, genannt Oekolampadius. Mit seinem von Endner gestochenen Bildnisse.

Der zu Weinsperg in Franken 1482, also kurz vor Luthern geborne, und wegen schwächlichen, durch rastlosen Fleiß vermuthlich noch geschwinder zerrütteten Körpers kaum 48 Jahre alt zu Basel gestorbne Mann ist allerdings den Reformatoren beyzuzählen, die in Betreff der Glaubensreinigung sich um Oberdeutschland, die Schweiz aber ganz besonders, auf immer verdient gemacht haben. Da seine Aeltern wohlhabende Leute, und seine Erziehung

so gut, als sich's damals thun ließ, gewesen, entwickelten auch die Fähigkeiten des Knaben sich zeitig, und sein ruhiges Temperament machte ihn einer Beharrlichkeit und Sanftmuth empfänglich, die in jenem stürmischen Zeitraume ihrem Besitzer doppelt zu statten kamen. Zu Heidelberg waren seine Fortschritte bereits so auszeichnend, daß man ihm im 15ten Lebensjahre das Baccalaureat ertheilen konnte. Bologna, wo er die Rechte studieren sollte, daran aber wenig Geschmack fand, verließ er, mancherley Hindernisse wegen, schon nach Verlauf eines halben Jahres, und gieng nach Heidelberg zurück, um sich daselbst den theol. Wissenschaften ungetheilt zu widmen. Indeß hatten seine Aeltern eine geistliche Pfründe in der Vaterstadt für ihn gestiftet, die er auch wirklich antrat; sie aber eine Zeitlang wieder aufgab, um erst zu Stuttgart, unter Anleitung Reuchlin's, die griechische, so wie bald nachher, unter der eines Spaniers, die hebräische Sprache zu erlernen. Sein Aemtchen im Vaterlande bekleidete er sodann sehr exemplarisch bis 1515, wo sein Freund Wolfg. Capito ihn dem Bischof von Basel so nachdrücklich empfahl, daß dieser ihn zu einer Predigerstelle an baseler Hauptkirche berief. Hier ward ihm das Glück, den trefflichen Erasmus kennen zu lernen, der eben mit erster Ausgabe des griechischen N. Testaments sich beschäfftigte, und den wißbegierigen jungen Mann lieb gewann. In der Folge jedoch mußte diese Zuneigung, wie natürlich, etwas erkalten, da E. in Allem auf Evolution, nicht Revolution, es anlegte; Oekolampadius aber von der ungleich heftiger zu Werke gehenden Partey der Luther und Zwingli mit fortgerissen wurde.

Kein Zweifel indeß, daß die nähere Bekanntschaft des geistreichen Holländers unserm Landsmanne für sein ganzes Leben nützlich, und für seine Studien wenigstens überaus heilsam geblieben seyn werde. Warum O. schon im Jahre 1516 Basel wieder verließ, und einem Rufe nach Augsburg folgte, findet sich nicht angezeigt. Aber auch da noch nicht fand er sich an der rechten Stelle; sondern zog, um sein Studieren ungehinderter fortsetzen zu können, den Aufenthalt in einem benachbarten Kloster vor; mit dem Vorbehalte jedoch, es nach Belieben wieder verlassen zu dürfen. Gerade hier scheint das überall ihn begleitende Gefühl einer hochnöthig gewordnen Kirchenreform den wackern Mann

über-

überwältigt zu haben. Sehr bald also merkten die Mönche Unrath, und fiengen das Leben ihm so sauer zu machen an, daß er von Glück zu sagen hatte, noch mit heller Haut aus ihren Klauen zu kommen, und bey einem kleinen Dynasten Schloßprediger oder Kaplan zu werden. Man rathe, bey wem? Bey niemand andern, als dem starrköpfigen und rachsüchtigen Franz von Sikingen; mit dem es denn auch früh genug ein so herbes Ende nahm, daß O. im Jahre 1523 sich wieder nach Basel zurückziehen, und für's erste als privatisirender Schriftsteller sein Brodt suchen mußte. Nicht lange jedoch drückte ihn diese Lage; denn man ernannte ihn bald zum Professor der Theologie, und kurz darauf auch zum Subsititut einer dasigen Kirche. In beyden Aemtern benahm er sich mit so viel Fleiß, Klugheit und exemplarischem Lebenswandel, daß er zu Basel endlich festen Fuß gewann, immer höher rückte, und solches nie wieder verlassen zu wollen sich anheischig machen mußte. Da unterdessen die von den Wittenbergern und Zürichern mit so vielem Muthe begonnene Glaubensreinigung überall ähnliche Erschütterungen hervorbrachte, und O. unter die sehr früh heller sehenden gehört, kann man sich vorstellen, daß es auch ihm nicht an Gelegenheit fehlte, zu Basel selbst, wie in den benachbarten Gegenden, seinen Eifer für's Bessere hinlänglich zu beurkunden; und in der That wurde schriftlich sowohl als mündlich selten etwas von Wichtigkeit in jenem denkwürdigen Zeitraum verhandelt, wo man seine Kenntnisse und Erfahrung unbenutzt gelassen hätte.

Daß O., im Vertrauen auf Zwingli's felsenfesten Muth, sich zeitig an diesen schloß, hat man schon oben erwähnt; und daß er wegen größerer Schulgelehrsamkeit und Milde das für ihn wurde, was Luther an seinem Melanchthon besaß, ergiebt sich aus dem Verfolge der ganzen Zeitgeschichte. Umständlicher den Antheil bemerklich zu machen, den er an den Streitigkeiten der Wittenberger und Schweizer nahm (andre Sekten, worin diese Hauptparteyen zerfielen, noch ungerechnet), würde zu weit führen; sein zu Basel, 1525, gedruckter Traktat: de genuina verborum Domini, *Hoc est corpus meum*, iuxta vetustissimos auctores expositione — darf indeß nicht unerwähnt bleiben; denn er sowohl, als die nachherigen deßhalb von ihm geschriebnen Vertheidigungen und Nachträge, halfen der Mei-

nung unsrer reformirten Glaubensbrüder zu einer festern Richtung. Auch außer den hierauf Bezug habenden Arbeiten des Mannes, machte sich solcher durch mehrere Uebersetzungen aus den Kirchenvätern, Schrifterklärungen, Ausführung andrer Lehrsätze, Predigten u. s. w. um seine Zeitgenossen verdient; worunter manches, besonders lateinisch Geschriebne sich befindet, was selbst jetzt noch der Ansicht nicht unwerth ist. Bekanntlich blieb Zwingli auf dem Schlachtfelde; ein Verlust, der seinen Freund so tief erschütterte, daß er der ohnehin schwächlichen Gesundheit desselben den letzten Stoß gab. Wirklich starb O. wenig Wochen darauf; nicht aber, ohne vorher noch den ehrenvollen, von ihm jedoch abgelehnten, Ruf nach Zürich erhalten zu haben, um Zwingli's Stelle daselbst zu ersetzen. Nur spät erst hatte der bedächtige Mann sich zur Heyrath entschließen können, und hinterließ 3 noch ganz unmündige Kinder, für deren Erziehung Capito, und in der Folge Bucer, hoffentlich werden gesorgt haben; denn mit diesen verheyrathete sich wieder O—s Gattinn, die auch vor der Ehe mit ihm schon Wittwe geworden war. Daß eine Frau, die vier Männer gehabt, noch immer ein wackres Weib gewesen seyn könne, ist freylich keine Unmöglichkeit; aus den vier Heyrathen aber auf die Vortrefflichkeit ihres Charakters sogleich schließen zu sollen, ist doch auch etwas bedenklich. Herr A. G. indeß verlangt dieses ohne weiters.

Denn kein andrer, als eben dieser aus den frühern Bändchen schon hinreichend bekannte A. G., ist auch Verfasser der vorliegenden Lebensbeschreibung. Wie also der nach wie vor ihm verhaßt bleibende Erasmus auch in dieser behandelt werde, kann man sich vorstellen. Der Vorrede zu Folge war dem A. G. zwar keineswegs unbekannt geblieben, daß seine Beurtheiler es anstößig gefunden, einen offenbar noch sehr kleinen Mann dem notorisch großen so unanständig mitspielen zu sehen; hierauf aber weiß jener nichts Gescheidteres zu antworten, als: »die ganze Sache auf sich »beruhen zu lassen; weil dem Herkommen und dessen An»hängern zu Liebe, er, der Erasmomastix, in seiner Mei»nung nichts ändern, und mithin die demselben gebühren»de Verachtung auch hier nicht unterdrücken könne!« — Rec. hatte des Einfalls Oekolampadii oben erwähnt, in einem Kloster Ruhe und Frieden zu suchen. Erst, nachdem

P. diesen übereilten Schritt schon gethan, erfuhr es Erasmus; dem also nichts weiter, als der Wunsch übrig blieb, daß es ihn nicht gereuen, und die gesuchte Abgeschiedenheit von der gehofften Wirkung seyn möge! Mehr braucht es nicht, unsern A. G. sogleich in Erasmi Betragen eine Unächtheit wittern zu lassen! S. 108 hingegen trägt er wiederum kein Bedenken, den Oekol., wie folgt, nicht etwa nur zu entschuldigen; sondern sogar zu rechtfertigen: »Darum liebte P., sich in die Stille eines Klosters zurückzuziehen. — Dieser Hang, der allen sinnigen und schönen Gemüthern eigen ist, und mit dem Pflanzen- und Blumenleben wohl verglichen werden kann, der um so stärker und inniger ist, je mühseliger und bis zur unheiligsten Entehrung schaal das Ringen und Treiben der Welt ist, konnte wohl für Schwärmerey, oder für pflichtwidrige Verschlossenheit und Gleichgültigkeit gegen die Welt gehalten werden, je nachdem man den Werth des Menschen entweder in Glanz und Ansehen, oder in entschiednem Wirken und Handeln nach außen hin setzte; wiewohl, richtig angesehen, hier keines von beyden der Fall war ⁊c ⁊c.« — Schon diese Stelle belegt zur Genüge, daß Herr A. G. von seiner alten Phrasenmacherey, seinen Amplifikationen und Antithesen, wo er dann zu oft nur in baaren Galimathias sich verliert, noch immer nicht zurückgekommen. Auch die vorhergehende Stelle enthält einen solchen: »Denn nur in der Religion (?) »ist wahre Bescheidenheit, die gleichfern von frecher Anmaaßung, wie von feiger und knechtischer Demuth, nie »vergißt, daß sie in der Reihe des Weltalls nur ein Punkt »ist;« (die Bescheidenheit ein Punkt, und das im Weltall!) »der aber einer unendlichen Erweiterung und Ausdehnung »fähig ist, (einen solchen unendlich erweiterten Punkt von Bescheidenheit möchte Rec. doch kennen lernen!) »und »eben nur durch sie Würde und Gestalt erhält.« — Von dergleichen, im Grunde gar nichts sagenden, Aeußerungen, strotzt das ganze Machwerk, und soll doch für den unstudierten Leser berechnet seyn!

Daß Herr A. G. in seiner Bearbeitung an die von Salom. Heß, zu Zürich 1793, herauszugeben angefangnen Lebensbeschreibungen berühmter schweizerischer Reformatoren sich vorzüglich hielt, war eben nicht zu tadeln, weil dieser Gelehrte es am Nachforschen nicht fehlen lassen, noch

unbe-

unbenutzte Urkunden vorgefunden, und, ob seine Darstellung auch durch guten Geschmack sich empfehle? hier keine der Hauptfragen blieb. In Rücksicht auf letztere, den guten Geschmack nämlich, giebt es an vorliegender Nachbildung, wie man gesehen, noch weniger zu loben; und nach anderweitigen Aufklärungen sich lange umzusehen, hielt der neue Bearbeiter für nicht viel klüger, als leeres Stroh dreschen, oder den Bock — sein eigner Ausdruck — melken zu wollen! Bey dem Allen hätte dieser sich's so leicht machende Epitomator gar nicht übel gethan, dann und wann an den leidigen Umstand zu denken, daß, wenn von berühmten Leuten die Rede ist, die an Männern ihrer eignen Partey Lobredner oder Apologeten gefunden, sehr große Behutsamkeit nöthig, und die preiswürdige Mittelstraße hier ausfindig zu machen, oft schwerer wird, als wenn es die Beschuldigungen ihrer erklärten Feinde zu prüfen giebt. Dieser Behutsamkeit aber ist Herr A. G. so wenig eingedenk gewesen, daß er vielmehr Alles, was sich zu Gunsten seines Helden vorfand, selbst in den Händeln desselben mit dem göttlichen Luther, für baare Münze nimmt, als solche wieder ausgiebt, und was ein Bekenner der Augsburgischen Glaubensformel billig etwas genauer hätte in's Auge fassen sollen, ganz ungeprüft und unberichtigt vorüberrücken läßt.

Diese Kritik durch Belege darzuthun, fehlt es an Raum; denn noch hat Rec. anzuzeigen, daß, weil aus der Lebensbeschreibung des O. ein gar zu dünnes Bändchen geworden wäre, man noch den an Theob. Gerlach, genannt Billikanus, damals Prediger zu Nördlingen, im Jahr 1526 von ihm geschriebnen Antwortsbrief verdeutscht zu lesen bekommt. Dieser Brief, worin O. seine Abendmahlslehre vertheidigt, füllt den Raum von S. 113 bis Ende des Bändchens, und also mehr, als die Hälfte. O. schrieb, wie schon gesagt, kein schlechtes Latein, war nicht ohne Vorkenntnisse, dachte größtentheils ziemlich folgerecht, mithin gemäßigt, und da seine längst außer Umlauf gekommnen Schriften nunmehro nur in öffentlichen Büchersälen noch sich finden, würde diese oder jene hervorragende Stelle aus ein paar derselben (seine deutschen sind gar nicht mehr genießbar) dem von Bibliotheken entfernten Leser vielleicht nicht unwillkommen gewesen seyn. Der hier aufgenommne,

 ihm

ihm abgenöthigte Vertheidigungsbrief hingegen gehört nicht unter seine gelungensten Arbeiten, und wird nunmehr eben so wenig noch zur Erbauung, wie der Dolmetscher meint, als zur Belehrung beytragen. Auch hier indeß hat dieser es dem Rec. sauer genug gemacht; als welcher, ohne alle Nachweisung, wo gedachter lateinische Brief zu suchen, mehrere Stunden verzplittern mußte. Er fand sich endlich in einer 1526 in Octav gedruckten Sammlung, die den Haupttitel führt: Apologetica Ioannis Oecolampadii; und mag auch wohl einzeln abgedruckt worden seyn. Papier und Lettern in der Züricher Ausgabe ungemein sauber; aber voller Druckfehler, die am Ende nur zum Theil angegeben stehen. In sancto hoc libello, wie es der ehrliche Christoph Froschauer begrüßt, sich so versündigt zu haben, entschuldigt er mit der großen Eile, die wegen nah bevorgestandner Frankfurter Messe ihn gepeinigt hätte. Eine, wie man sieht, sehr alte Verlegerklage! — Bey angestellter Vergleichung mit dem Originale ließ die Verdeutschung ungleich besser sich lesen, als die Biographie selbst; mag jene nun von Herrn A. S., oder von wem sie will, gefertigt seyn; und dieß ist Alles, was hiervon zu sagen, wegen gänzlichen Platzmangels, dem Rec. noch vergönnt blieb.

Nl.

Chrestomathia patristica latina, chrestom. Hieron. continens, ed. *Ioa. Buttner*, Pastor eccl. Oetinghus. et Ottowindae. Halae, apud Hendel. 1804. 189 S. 8. 12 gr.

Rec. glaubt nicht, daß durch diese Chrestomathie viel gefrüchtet werde. Um den angehenden Theologen Geschmack an die Lektüre der erstern und bessern Schriftsteller des Christenthums beyzubringen, wohin Hieron. vorzüglich gehöret, dazu ist sie nicht geeignet, indem sie so manche unwichtige und obsolete Vorstellungen enthält, welche in einem gereiftern Zeitalter besser gefunden werden. Wer als Literator des Hieron. bedarf, wird sich nicht bloß mit Auszügen begnügen.

Atz.

Salomon

Salomon Hirzel's Denkmal der Liebe und Freundschaft, seinem verewigten Bruder D. Hans Caspar Hirzel, und seinen beyden Freunden, Ulrich und Schinz, geweiht. Zürich, bey Orell und Füßli. 1804. 154 S. 8.

Den Freund von Kleist, Gleim und Sulzer, den Zeugen und Genossen der schönen Literaturperiode in dem dritten Viertheile des vorigen Jahrhunderts, der in seinem sieben und siebzigsten Jahre, lebenssatt (denn Gattinn, Vaterland, um nicht auch zu sagen, jene Blüthe der Literatur, hatte er überlebt) endlich gestorben, sehen wir von seinem nun acht und siebzigjährigen Bruder mit Herzlichkeit in den Hauptzügen geschildert. Das Umständliche der Manier und Stimmung, und des Gangs dieser Väter, wird einst durch Auszüge ihrer Tagebücher und Korrespondenz bekannt werden. Es ist in dieser Schrift, wie in Hirzel's Leben, eine patriarchalische Tugendsamkeit und ein gewisser Frohsinn, wie er ihn von Jugend auf hatte. Seine erste akademische Schrift handelte von dem Einflusse der Fröhlichkeit auf des Menschen Gesundheit. Aus dem Wohlwollen, welches einem solchen Gemüthe natürlich ist, floß das Bestreben, vielmehr populär nützlich, als wie Gelehrter, zu erscheinen; darum auch war er in Staatsverhandlungen so billig und gemäßigt; und bey der Freude, welche er hatte, den ganzen Gang einer Untersuchung vorzutragen, hatte er dennoch eine gewisse Nachgiebigkeit, wenn Andere zuversichtlicher glaubten, die Wahrheit gefunden zu haben. Darum waren auch seine Schriften sämmtlich dem gemeinen Nutzen geweihet, und nicht weniger durch diesen Zweck, als die Deutlichkeit des Vortrages und eine patriotische Wärme qualificirt, Eindrücke zu machen. Mehr aus dem Umgange, als den Büchern, glaubte er gelernt zu haben; in der That sind auch in seinen Büchern originelle Bemerkungen, wie zu erwarten von einem Manne, der von Jugend auf unter Landleuten zu leben liebte, mit Kleinjogg seine schriftstellerische Laufbahn anfieng, und, nach der guten Art der Alten, mit seinen Studien das praktische Leben zu verbinden pflegte. Aus diesem Grunde floß jedes Buch aus ihm, und wurde nicht zusammengelesen; mit äußerster Anstrengung schrieb er, ließ aber die Feder fortlaufen. Man sieht, was die

Ereignisse des Tages vermögen: der feste Mann unterlag nun dem Trübsinne. Man erkennt aber auch das Gegenmittel; er legte nie die Alten aus der Hand; am letzten Abende las er und ließ sich lesen, sank zusammen und entschlief.

Es wäre dieses und jenes auszustellen; Vieles wird nicht erklärt, wie er z. B. nach Potsdam, wie er zu Kleists täglichem vertrauten Umgange kam; ein merkwürdiger Brief wird (S. 24) angeführt, nicht geliefert; man sieht nicht kommen, auch nicht die Verhältnisse mit Kleinjogg; auch werden die verfassungsmäßigen Formeln (wie S. 114 Mannschaft) nicht Jedem deutlich seyn; aber wer wird dem Greise, was er von seinem Bruder sagt, kritisiren, sein Danken, Daßnahen, und andere Kanzleyformeln, vor die seynsollenden Richterstühle unserer Grammatik ziehen! Genug, es ist eine brüderliche Standrede über der Leiche, ohne einige Uebertreibung erzählend.

Es folgt das Leben des Antistes Ulrich (geb. 1728, st. 1795), eines gesetzten Mannes von der besten Tendenz. Sein auf Reisen gebildeter Vater, in dem der Geist des hellesten Jahrhunderts der französischen Litteratur war, gab ihm die Richtung; hiermit verband auch er lebenslänglich die alten Klassiker. Von haben sie (vor unserm scharfsinnigen Zeitalter, dem Virgil kein Dichter und Cicero ein Schwachkopf ist), daß gesundes Urtheil, den Paradoxen und Uebertreibungen freylich ungünstig, durch sie angewöhnt wird. Hierdurch wird, wie Ulrich, jeder in seinem Stande, der er soll. Mit einer, zu Athen erlernten, Beredsamkeit rügte er, nicht polternd, mit oft leiser Berührung, doch kenntlich, die Fehler der Zeit. Er hinderte nicht, wenn man über veralterte Formeln mit weiser Maaße sich erhob. (Man sah es bey dem Streit über das erläuternde Register der neuern Bibelausgabe). Er selbst mochte lieber bestehenden Anstalten einen neuen Geist geben; so benutzte er für die Sitten die Stillstände (Konsistorien; Vorgesetzte, die nach dem Gottesdienste bey dem Pfarrer stille stehen) über solche Dinge zu berichten und Maaßregeln zu verabreden; so belebte er die Dorfschulen, welche er oft in der größten Kälte besuchte, und gab durch sanftes Einwirken selbst auf gemeinsamen Herrschaften einer guten Schulordnung Eingang,

gung. Er hielt auf den Abdruck todter Buchstaben weniger, als auf lebendige Kraft, aus welchem Grunde er bey großer Thätigkeit wenig in das Publikum gab. So lebte der Antistes, liebenswürdig nicht weniger, als ehrwürdig, mit großer Heiterkeit, bis auf den Schlag, der einsmals ihn um Bewußtseyn und bald um sein Leben gebracht.

Der Statthalter Heinrich Schinz darf mit Johann Heinrich, dem diplomatischen Erforscher vieler merkwürdigen Punkte der deutschen und schweizerischen Geschichte, nicht verwechselt werden. Jener (g. 1727, st. 1792) war Salomon Hirzels eigentlicher Jugendfreund. Wer beyde kannte, wird sich nicht wundern; sie hatten beyde für das Vaterland ungemeinen Eifer, Forschungsgeist, Redlichkeit, einen gesetzten Ernst. Schinz hatte etwas Catonisches: gewisse Zunftmahlzeiten verwandelte er in einen Fonds für dürftige Zunftgenossen; und durch das Sittenmandat (1751) begründete er seinen Kredit. Es ist aber auch nicht Ein politisches Landesverhältniß, worin er sich nicht ein rühmliches Andenken gestiftet: als Freund der Eidgenossenschaft war er Mitstifter der von Schinznach, Arau und Olten benannten jährlichen Vereinigung. Die verwirrte Haushaltung einiger Armenhäuser ordnete er so, daß Ueberschuß war. (Bey solchen Anlässen wird ein Geschichtschreiber durch die Aushebung der Grundsätze und Feinheiten der durchgesetzten Operationen nützlich.) Das Almosenamt selbst wurde von ihm zweckmäßig geordnet. So vervollkommnete er auch die Gesundheitsvorsorgen, und was in Ansehung der Landwirthschaft dem Staate gebührt. Verhaßte Streitigkeiten (Landfriedenssachen) wußte er gütlich beyzulegen. Während einer Amtshandlung in der Kirche, nach dem Gottesdienste, traf ihn der Schlag in seinem Stuhle. Daniel Bernoulli hat seinen Aufsatz über die Bevölkerung Zürichs gelobt.

Der Verf. schließt mit einer Rede, womit er 1794 die Ablegung der Rechnungen des Stadtvermögens (der Seckelmeisterey) begleitet; den patriotischen Sinn wird Niemand verkennen, den Anfang schwerer Zeiten Jedermann begreifen, einige Anspielungen müssen dem Ausländer dunkel seyn. Der Verf., allezeit ein Mann von Forschungsgeist und biederm Eifer, so vielen der Besten lieb, auch Gegenparteyen ehrwürdig, würde durch Sammlung seiner lehrreichen »Neu-

nur auf eine flüchtige Rekognition des nach seinen Hülfsmitteln und seinem richtigen Urtheile doch an vielen Stellen verbesserten Textes, und auf kurze Zusätze, Berichtigungen und Ergänzungen der Ernestischen Anmerkungen; die aber, so anspruchlos sie hingegeben sind, überall den geübten und gewandten Kritiker und Grammatiker verrathen. Mit wahrem Vergnügen sieht man, wie er den in den andern Kommentarien, namentlich in Ernesti, vorhandnen Stoff oft benutzt, Ordnung und Klarheit hineinbringt, und das Wahre und Rechte bündiger darzustellen weiß. Viderunt, sagt er zum Octavian C. 2, rem et alii: nobis, uti saepe alias, id restat, ut accuratius caussas ponamus ad acuenda iuvenum ingenia. Der launigte Mann blickt auch durch diese kleinen Noten hie und da durch. So, wenn Suetonius vom Vespasian, der vornehmlich bey Tafel freye und schmutzige Scherze liebte, C. 23 sagt: de quodam procerae staturae *improbiusque nato*: Μακρὰ βιβὰς, κραδάων δολιχόσκιον ἔγχος. und der decente Ernesti den leichtfertigen Sinn dieser Anspielung mit den Worten abweist: Id vero curet Imperator tam bonus, tam publicae rei curiosus, quis bene *vasatus* sit? idque ei narret aliquis? Ridiculum sane est, hoc existimare, eum hominem illo nomine notum fuisse Imperatori, bestätiget Wolf den Sprachgebrauch improbius natus für improba natura praeditus, und setzt hinzu: Apud principes etiam bonos militares ioci et fabulae super coenam vigent hodie quoque in tanta morum sive orationis pudicitia; alia res est *apud gravem et eruditum hominem, praesertim theologum.*

Daß die Ernestische Ausgabe des Suetonius von Einem Bande zu vieren ausgedehnt worden, daran ist der große Kommentar des Casaubonus Schuld, welchen der neue Her. seines innern klassischen Gehaltes wegen ganz abdrucken ließ. Wir billigen es gar sehr, daß er nicht etwa bloß einen Auszug daraus gegeben, und wir denken darüber, wie Gräv, der dasselbe thuend in dem Vorberichte zu seiner Ausgabe des Suetonius sagte: Verebar, ne si haec glisceret pestis, quae nunc tam proterve tamque licenter grassatur in doctorum hominum lucubrationes, delibans inde, quae cuiusque respondent palato, qui saepe non magis sapit ad exquisitissimas delicias, quam suis ocellae, reiectis melioribus et abiectis, brevi tam docti et utiles libri plane inter-

truciderent, ac pro iis relinquerentur exsucca et male viva cadavera, magno cum rei literariae damno. Vix enim ipsa barbaries maiorem ei cladem importavit, quam genus hoc hominum, qui praestantissimorum ingeniorum monumenta redegerunt in epitomas, et suorum temporum inertiae lenocinarentur.

Eine schätzbare Zugabe ist auch ein diplomatisch genauer Abdruck von dem ancyranischen Marmor (über August's Regierung) mit Chishull's und Casaubonus Anmerkungen, und von den pränestinischen Fasten des Grammatikers Verrius Flaccus, nebst Foggini's gelehrten Erläuterungen. Die der Ernestischen Ausgabe beygefügten historischen und Sprachregister sind von einem Schüler Wolfs bereichert worden.

Hätte der Her. freylich weniger ein fremdes (Ernestisches) Werk zu fördern, als eine Ausgabe nach seinem eignen Plan und Gutmeinen zu besorgen gehabt; so würde er noch weit mehr geleistet haben. Denn es boten sich ihm um die Zeit, da er an dieses Geschäfft gieng, und während des Drucks, Hülfsmittel dar, die viel für den Schriftsteller versprachen. Von zwey Wolfenbüttelschen Handschriften war die ältere reich an guten Lesarten. Aus Bern erhielt er die Vergleichung zweyer Handschriften, durch H. H. Harles einen verglichenen Koder von Longolius, und überhaupt den Apparat dieses Gelehrten zum Suetonius, von welchem jedoch nichts, als Jac. Perizonius handschriftliche Anmerkungen, brauchbar waren. Endlich wurde ihm auch eine Vergleichung von zwey Mayländischen und neunzehn Pariser Handschriften angetragen. Da ihm aber die Proben aus den letztern keinen Ertrag zu geben schienen: so beschränkte er sich darauf, aus dem Colbertinischen Koder Suetonius Leben der Grammatiker und Rhetoren sorgfältig vergleichen zu lassen, und er hat aus ihnen manche brauchbare Lesart gewonnen. Noch benutzte der Her. bey den Leben der vier ersten Cäsaren Diktata von Ruhnkenius, die sich, nach seiner Weise, wie uns auch aus andern Heften dieses Humanisten bekannt ist, zwar bloß auf das Nothdürftige und auf grammatische Interpretation einschränken; aber doch Spuren eines gründlichen und feinen Kopfes an sich tragen. Von ähnlicher Beschaffenheit sind Joh. Friedr. Gronovs eigenhändig geschriebene Annotationes über das Leben der zwölf Kaiser, welche Rec. besitzt.

Gelehrte

Mehrere ausgeführte Emendationen und Observationen über einzelne Stellen theilte dieser große Gelehrte seinem Schüler Wolf für dessen Ausgabe des Suetonius mit. Auch Hrn. M. Tzschucke sollen wir dereinst Anmerkungen zum Sueton verdanken, von denen er in der Vorrede zu seiner großen Ausgabe des Eutrop S. XCV sagt: Ad Suetonium, ex Codd. etiam nondum consultis, conlecta servo et per lectionis usum paullatim aucta promoveo. Einige Anmerkungen von Reinesius hat Hr. Rektor Müller in dem Programm, dessen Titel wir oben angegeben haben, vom Rande eines Ex. des Casaubonischen Suetonius, welches die Zeitzer Stifts-Bibliothek besitzt, abgeschrieben und mitgetheilt. Sie sind theils historischer, theils grammatischer und kritischer Art; aber noch viel erheblicher ist die Zuthat eigner Bemerkungen, mit welchen Hr. R. Müller dieselben begleitet hat. Wir werden einige Beyspiele daraus anführen, indem wir hier noch Cäsars Leben durchlaufen, um das Eigenthümliche der Wolfischen Zusätze näher ins Auge zu fassen.

In einer ausführlichen Anmerkung zum Anfange des ersten Kapitels zeigt er, daß der Anfang dieser Biographie, die Familien- und Jugendgeschichte des Cäsar enthaltend, ohne allen Zweifel verloren sey, und daß man die Lücke auszufüllen und eine Art von Zusammenhang zu erkünsteln gesucht habe, indem man die unlateinisch gestellten Worte an die Spitze setzte: Iulius Caesar Divus, welche der Her. wieder herauswirft, und durch Punkte als Zeichen einer Lücke ersetzt. Die umklammerten Worte: flamen Dialis destinatus, hält er für eine Randglosse, die dahin gehöre, wo weiter unten in diesem Kap. von Cäsars Priesterthum die Rede ist. Endlich berichtigt er noch Ernesti's Bemerkung, daß destinati in Suetons Zeitalter diejenigen genannt worden, welche bey Cicero und Livius designati geheißen, und bemerkt dagegen, daß designare immer das eigentliche Wort in der Sprache der Komitien geblieben; daß man es aber bisweilen mit destinare oder nominare vertauscht habe. Weiterhin treten wir Ws. Urtheile völlig bey, daß: discedere e medio — cogeretur, seque — redimere der Lesart anderer Handschriften: discederet — redimeret, vorzuziehen sey. Deutlich ist gleich darnach die Auseinandersetzung des Unterschiedes von divinatio und coniectura.

Kap. 3.

Kap. 3. stellt der Hr. aus den besten Handschriften, denen auch die Longolius'sche, und die zweyte Wolfenbüttler beytritt, die gewähltere Lesart: diffisus occasione s. occasioni, her, und erläutert sie durch die Analogie von fido und confido mit dem Ablativ.

Kap. 4. setzt er statt indignatione die Konjektur in den Text: mansitque (Caesar) apud eos (praedones) non sine summa *dignatione*, und bemerkt, daß in dem non sine auf etwas Ungewöhnliches hingedeutet werde, welches darin lag, daß die rohen Piraten ihren Gefangnen so ehrerbietig (dignatio) behandelten. Gronov erklärt es in unserm MS. kurz und bündig in honorata custodia. Die Worte: plane absurda est correctio Burmanni, verglichen mit Ernesti's Note, können den täuschen, der nicht weiß, daß Burmann auch vorgeschlagen hat zu lesen: non nisi summa in dignatione, worauf dieser Tadel geht. Bey den Worten: Cäsar habe sein Gefolge nach Rom abgeschickt, ad *expediendas* pecunias, quibus redimeretur, bemerkt Ernesti, daß dieß das eigenthümliche, vornehmlich Ciceronische Wort von Geldangelegenheiten sey, und daß es hier heiße: sumendas mutuo. »Scilicet, fügt W. bedeutungsvoll hinzu, quas »numquam redditurus erat, ut decet *magistratus magnarum nationum*, praesertim in *pecunia publica civitatum*. v. Vellej. 2, 42.«

Kap. 6, zu Anfang nimmt er Sed statt des Casaubonischen Et in den Text, und rechtfertigt es mit dem Redegebrauche jener Zeit. Gegen Ernesti, der sanctitas regum erklärt: Est *maiestas* et *inviolabilitas*, bemerkt W.: Non proprie *maiestas* inest in *sanctitate*, sed tantum *inviolabilitas*, ut barbara saecula loquebantur. Das folgende cerimonia deorum soll nach Ernesti gleichbedeutend mit sanctitas seyn; allein W. erinnert, sanctitas werde auch von Menschen, insonderheit Königen, gesagt; aber cerimonia gehe auf religiöse oder göttliche Anbetung.

Kap. 8. deutet der Hr. mit Casaubonus und Lipsius die colonias latinas auf die Transpadanischen Gallier, die das ius Latii hatten (davon coloniae latinae), aber nun auch das Stimmrecht und Ehrenstellen in Rom verlangten, und er fragt, was wohl Ernesti, der hier abweicht, unter seinen coloniis Romanis verstanden habe? Wir denken, er

hat

hat gemeint, was Gronov in unsern handschriftlichen Anmerkungen so ausdrückt: Sunt Italiae oppida ex Roma propagata, quibus erat datum Latii ius seu latinitas, quod proximum erat iuri civium. Qui autem ius Latii habebant, Romae non poterant honores gerere: tamen quia hoc ius proxime accedebat ad ius civium, hinc nonnunquam civitatem petere audebant.

Zu Kap. 10. und Kap. 86. stellt Ernesti die Behauptung auf, daß aliquantum, aliquanto nicht etwas Weniges, sondern viel heiße; wogegen der Hr. erinnert, daß jene Wörter an sich unbestimmt und relativ sind, wie aliquis, aliquamdiu, aliquot, und bald eine größere, bald eine kleinere Vielheit bezeichnen.

Zu Kap. 14. vertheidigt er Suetonius Quoadusque und usque eo quoad. Letzteres hat auch Cicero Verr. 3, 33.

Kap. 20. verwirft der Hr. die vorgeschlagene Versetzung in den Worten: quum quid per iocum testandi gratia signarent. Es kann nämlich hier nicht von einem ernstlichen Geschäffte die Rede seyn, bey welchem ein solcher Scherz übel angebracht gewesen wäre; sondern von irgend einem im Spaß abgefaßten Zeugnisse. — Bald hernach von der falschen Angabe des von Cäsar bestochnen Vettius heißt es in der gemeinen Lesart: in universos diversae factionis *inductum* praemiis, ut. Die Verbesserung induxit Vettium schreibt W. einzig dem Ursinus zu, wiewohl Casaubonus die nämliche Lesart aus einer Handschrift des Cujacius anzieht. In dem ersten Wolfenbüttler Koder fand W. inductum *quendam* praemiis, und er ahndet einen Fehler, der über das Alter unsrer Handschriften hinaus liegt. Daß der Name des Vettius nicht fehlen dürfe, ist auch ihm klar. Unsers Ermessens hätte man nicht nöthig gehabt, inductum zu ändern. Man lese nur: *inductum Vettium* praemiis — intercepisse veneno indicem creditur. Nichts ist begreiflicher, als wie Vettium durch die ganz ähnlichen beyden letzten Sylben des vorhergehenden Worts verschlungen wurde; den fehlenden Namen dachte nun der Abschreiber des Wolfenbüttler Koder durch sein quendam zu ersetzen.

Kein

Fein ist der zu Kap. 21. bemerkte Unterschied zwischen in alicuius *munus* succedere, und succedere *alicui* in munere.

Zu Anfange von Kap. 22. setzt er für das unstatthafte Galliam die Lesart aller Handschriften: *Gallias* potissimum elegit wieder in den Text, und zeigt, wie hinfällig die Stütze jener Lesart sey, die sich einzig auf den folgenden Singular gründet: *cuius* emolumento et opportunitate idonea sit materia triumphorum, da weder cuius noch sit hier passend ist. Der Palme würdig ist die Verbesserung des Hrn.: *Gallias* potissimum elegit, *cuivis* emolumento et opportunitate *idoneas et* materiâ triumphorum. Durch die emolumenta wird das Immerhöhersteigen in der Republik ausgedrückt. J. F. Gronov schlägt in den oben erwähnten handschriftlichen Anmerkungen vor: Gallias, — *cum* emolumento *tum* opportunitate *idoneas materias* triumphorum, und erklärt so: quae ob opulentiam et viciniam bellicosarum et parum amicarum nationum facile praeberent occasionem bello atque inde triumphis. — Zu Ende dieses Kap. nimmt der Hr. Syria aus den besten Handschriften statt Assyria auf.

Kap. 24. umklammert der Hr. perfecitque utrumque als eine interlineärische Glosse. Auch stehen diese Worte in einigen Handschriften zwischen den Zeilen, in einigen fehlen sie ganz. — Das ungewöhnliche prospere *decedentibus* rebus ist im Texte geblieben; obgleich der Hr. mit Ernesti die Grutersche Konjektur cedentibus für sehr wahrscheinlich hält. Wir vermuthen, Suetonius habe geschrieben: prospere *cedentibus decedens* rebus, so daß die beyden ähnlichen Wörter durch die incuria librariorum in Eins gezogen wurden.

Kap. 26. nimmt der Hr. mancipia *ex praeda* viritim dedit in Schutz, und sieht es als eine Formel, von gleicher Bedeutung mit de manubiis, an. Cäsar machte darin eine Neuerung, daß er die im Kriege Gefangengenommenen, was sonst nicht geschehen war, mit zur Beute rechnete, und als solche unter die Soldaten austheilte.

K. 31. wird bey ad lucem bemerkt, daß dieses ad bald von der künftigen, bald von der gegenwärtigen Zeit gebraucht würde; daß es aber nach hergebrachtem Redegebrauche vorzüglich

zugleich die Nähe einer gewissen Zeit bezeichne, wonach z. B. ad lucem, gegen Morgen, kurz vor Tages Anbruch heisst; in welcher Bedeutung sonst auch sub steht.

Bey der Stelle Kap. 32: Tunc Caesar, *Eatur*, inquit, *quo deorum ostenta et inimicorum iniquitas vocat. Iacta alea esto*, inquit. erläutert der Hr. erst die sprüchwörtliche Redensart: iacta alea esto, und setzt das letzte inquit wieder in sein Recht und in den Text ein. Eine von ihm aus dem Plato angeführte Stelle wiederholt das ἔφη auf gleiche Art. Hr. R. Müller in seinem Programm äussert die Vermuthung: das wiederholte inquit möge sich auf zwey zu verschiedner Zeit gethane Aussprüche des Cäsar beziehen. Plutarch und Appian erwähne wenigstens beym Uebergang über den Rubico nur des letztern. Allein, so viel geht aus dem Zusammenhange im Suetonius (prosiluit ad flumen et — pertendit ad alteram ripam. Tunc Caesar, Eatur etc.) deutlich hervor, daß Cäsar auch das erstre beym Uebergang über den Rubico gesagt haben soll.

Kap. 34. werden einige feine Sprachbemerkungen gemacht. Redigere ad deditionem heißt: Einen dahin bringen, daß er sich ergiebt; redigere in deditionem, einen in den Zustand der Sklaverey versetzen; redigere in ditionem, unter seine Gewalt und Herrschaft bringen. Vergl. Tzschucke zu Eutrop 6, 3.

Kap. 37. behält der Hr. axe diffracto für defracto, und zeigt, daß diffringere nicht bloß vom Zertrümmern in viele Stücke gebraucht werden könne.

Kap. 39. wird manere in der Bedeutung von übernachten erläutert, wie es beym Horaz steht: Manet sub Iove frigido Venator.

Kap. 40. ruft der Hr. ut neque messium feriae *aestati* (statt aestate als absoluter Ablativ) — competerent, zurück, weil competere hier nicht absolut stehen kann. Vergl. die Note zu Kap. 42. über suppetere. — Kal. Ianuariis *novis* nimmt der Hr. auf, und vertheidigt es gegen das von Ernesti vorgezogne nobis.

Zu Ende des 42sten Kap. hält der Hr. die Worte ut Cicero scribit für eine Glosse.

Kap. 42. glaubte Ernesti, daß die Worte zu Anfange: repetundarum — movit an die unrechte Stelle gerückt worden, und um einen Satz früher kommen müßten; welches aber der Her. für unnöthig erklärt, da man in diesen lose an einander gereihten Bemerkungen und Charakterzügen der Kaiser keine strenge Ordnung und Folge zu suchen habe.

Zu Kap. 45. Inter res agendas wird erinnert, daß res agere das Allgemeinere ist, was Geschäffte des Kriegs, wie des Friedens, in sich schließt, und daß res gerere, welches vom Kriege gesagt ist, unter jenem begriffen wird. Kein sucht Tschucke in der großen Ausgabe des Eutrop 2, 9. den Unterschied von agere und gerere zu bestimmen. Sehr gut widerlegt der Her. Ernesti's Bedenken gegen die gemeine Lesart: (Caesar) deficientem capillum revocare a vertico assueverat. Nicht die Scheitel, sondern die Stirn oder das Vorderhaupt des Cäsar war kahl; um diese Kahlheit zu verstecken, ließ er die Haare von der Scheitel in die Stirn hereinkämmen. Revocare a vertice ist eben so viel, als compellere in frontem beym Seneca.

Im 46sten Kap. von der Villa, die Cäsar erbaut hatte, aber wieder einreißen ließ, quia non tota ad animum ei responderat, bemerkt W. gegen Ernesti, daß respondere an sich nirgends succedere heiße; daß aber die hier gebrauchte Redensart dem französischen repondre à son attente entspreche; welches mit Burmanns Erklärung übereinstimmt. Auf ähnliche Art drückt sich Theocrit 13, 14 von Hercules aus, der den Hylas in Allem unterrichtete: Ὡς αὐτῷ κατὰ θυμὸν ὁ παῖς πεπονημένος εἴη.

Kap. 54 nimmt er sich der Lesart: in Hispania a Proconsule et a sociis, die auch in der Longolius'schen und in der ersten Wolfenbüttelschen Handschrift steht, an. Auch vertheidigt er divideret statt divenderet, von dem Golde, das Cäsar zum Verkauf an mehrere Menschen vertheilen ließ.

Zu Anfange von Kap. 55. schreibt der Her. nach Konjektur: Eloquentia militari*que arte*, worauf die Lesart der Handschriften militari qua re führten, welche Lipsius nicht sehr bequem in militarique re verwandelte.

In Kap. 56. zu Anfange hat der Her. enim und Caesaris in Klammern eingeschlossen; denn beyde Worte sind müs-

sig und fehlen in den guten Handschriften. Aus den Worten: Exstant et ad Ciceronem, item *ad Familiares* domesticis de rebus (epistolae) läßt sich, nach des Hr. Meinung, die Ueberschrift der Ciceronischen Briefe rechtfertigen, welche man h. z. T. gewöhnlich, aber unlateinisch, ad diversos überschreibe. Daß die Briefe nicht an lauter Freunde gerichtet, thue nichts zur Sache, da die Benennungen von der Mehrzahl hergenommen zu werden pflegten, und unter den familiares auch nicht gerade Freunde im eigentlichen Sinne zu verstehen wären. Eine wichtige Verbesserung einer Stelle, bey welcher noch kein Gelehrter angestoßen ist, verdankt man Hrn. R. Müller. Suetonius berichtet vom Cäsar: Reliquit et *de analogia* libros duos, et *Anticatones* totidem. Hr. Müller bemerkt, daß nirgends zwey Schriften von Cäsar gegen den Cato, oder Anticatones erwähnt werden; sondern, daß das Buch allezeit Anticato genannt werde, aber vermuthlich in zwey Bücher getheilt gewesen, dem zu Folge er mit der leichtesten Veränderung liest: et *Anticatonis* totidem sc. libros.

Kap. 61, setzt der Hr. nec patientem sessoris alterius (equum) primus *ascendit* wieder in seine Stelle ein, statt des escendit, welches Ernesti mit Gräv annahm, welcher letztre zu Cicero de off. 3, 20. zu erweisen sucht, daß die Römer häufig escendere für ascendere gesagt. Der Herausg. macht dagegen den feinen Unterschied bemerklich zwischen ascendere, besteigen, und escendere, ersteigen, welches letztre sich wohl vom Trojanischen Pferde, das instar montis war, sagen ließe; aber nicht von dem, welches Cäsar bestieg. Auch Burmann z. Phäder 4, 21, 9. macht darauf aufmerksam, daß man den Schriftstellern oft unnöthiger Weise escendere für ascendere aufgedrungen habe. Vergl. Ruhnken z. Rutilius Lupus S. 48.

Bey Kap. 69, wo es von Cäsar heißt, er habe die rebellirende ganze neunte Legion bey Placentia mit Schimpf entlassen, quamquam adhuc in armis Pompejus esset, fragt Hr. Müller, ob denn Pompejus jemals die Waffen niedergelegt habe; begnügt sich aber nicht damit, nach Torrentius Vorschlag, adhuc durchzustreichen; sondern er sucht den Fehler in Pompejus, und schlägt dafür Domitius vor; denn dieser, welchem Pompejus die Vertheidigung von Massilien anvertraut

vertraut hatte, war noch nicht besiegt, als Cäsar von Massilien weg nach Placentia eilte, um die aufrührerischen Soldaten zu züchtigen. Einen zweyten Vorschlag dieses Gelehrten zur Verbesserung der Stelle übergehen wir; und wir sind überhaupt noch nicht von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugt, da Suetonius ja wohl sagen konnte: Cäsar wagte es, eine ganze Legion zu verabschieden, die ihm viel schaden konnte, wenn sie die Partey des Pompejus verstärken half, der damals noch gegen ihn in den Waffen stand, und noch nicht bezwungen war.

Kap. 70. mißbilligt W. mit Ruhnkenius die Partikel in in folgender Verbindung: »ardente tunc in Africa bello.« Non enim, sagt er, *ardere* dicitur *bellum*, sed *regio bello*. Wir denken, daß schon im Homer mehr als einmal steht: *πόλεμος τε δεδήει*. Hr. R. Müller, der hier die Sache der Partikel mit geschickter Hand führt, macht überdem darauf aufmerksam, daß nicht sowohl Afrika, die so friedliche Provinz der Römer, den Krieg geführt, als daß sich der Bürgerkrieg aus Italien und Griechenland dorthin gezogen, und in Afrika mit der größten Wuth von den Resten der Pompejaner geführt worden. Wenn ja etwas zu ändern wäre: so schlägt er allerdings sehr passend vor zu lesen: *exardente* (oder exardescente) tunc in Africa bello, indem der Krieg damals in Afrika aufloderte, welches durch den Cicero pro Ligar. I. bestätigt wird, welcher sich so darüber ausdrückt: bellum exarsit subito. Die erste Sylbe gieng durch die Endsylbe des vorhergehenden flagitantes verloren.

Kap. 72. wird die Leutseligkeit des Cäsar gerühmt, der auf dem Marsche dem plötzlich krank werdenden Oppius das einzige Kämmerchen in einer armseligen Hütte (wie Plutarch bestimmt erzählt) zum Nachtlager eingeräumt — ut C. Oppio — deversoriolo, quod unum erat, [loco] cesserit. Loco will W. ganz ausgetilgt wissen; es stand in den Handschriften deversorio loco, welche Lesart aus der wahren deversoriolo entstanden seyn soll. Allein Hr. M., der diese Stelle näher beleuchtet, macht wahrscheinlich, daß der Fall umgekehrt sey, daß die Lesart der Handschriften die ächte, der ganze Satz aber nach dem Plutarch also zu lesen sey: in deversorio loco, qui unus erat, cesserit. Locus ist hier gleichbedeutend mit Plutarchs *οἴκημα*, cubiculum, dormitorium.

torium. (Vgl. Phäder 1, 19, 5. 9 f.) Für das Folgende: sub divo cubuerit, welches Ernesti vertheidigt, nimmt sich Hr. M. der gewähltern Lesart: accubuerit i. iuxta cubuerit, an; Cäsar schlief vor der Thür der Hütte.

Kap. 75. setzt der Hr. die Lesart coniurationes conventusque — esse sibi notas f. nota in den Text, und zeigt, daß sich bisweilen das Prädikat nach dem Geschlechte des entfernteren Subjekts richte.

Kap. 76. stimmt er ganz für die Lesart: nonnullos honores (statt nullos non h.) ad libidinem cepit; hat aber doch die andre im Texte stehen lassen.

Doch, wir brechen hier ab, indem wir schon genug Beyspiele von der feinen Kritik und Interpretation des Her. gegeben zu haben glauben. Im Uebrigen stimmen wir in den Wunsch des Hrn. R. Müller ein: Optandum esset, ut (iuvenes) epulis exquisitis ab Ill. Wolfio nuper tam liberaliter exhibitis, quas vero nimium libri pretium iis invidet, frui cupiditatique suae indulgere atque satisfacere possent. Speramus autem, immo confidimus, redemtorem Fritschium pro liberalitate sua, ne iuvenes litterarum lat. studiosi his deliciis diu carere cogantur, omissis Voll. posterioribus duo priora typis paullulum minoribus expressa et in unum Volumen coacta recusurum, atque ita effecturum esse, ne editio Ernestiana iam divendita desideretur. So hoch wir auch den Werth des Casaubonischen Kommentars mit Ernesti und Wolf anschlagen: so kann doch nur die Minderzahl die durch diesen Kommentar so sehr vertheuerte Ausgabe kaufen, und für diese wäre allerdings ein einzelner Abdruck des Textes mit Ernesti's und Wolfs Anmerkungen zu wünschen; was auch der Letztere in der Vorr. S. 7 darüber sagen mag.

R.

Römische Thalia oder Gespräche aus Plautus und Terenz zur Erlangung der Fertigkeit, gutes Latein zu sprechen, gesammelt von D. *Joh. Jacob Meno Valett*, Rektor der Hauptschule des Landes Hadeln, zu Otterndorff. Ronneburg und Leipzig,

Leipzig, bey Schumann. 1803. 10½ Bog. 8. 12 gr.

Die Absicht dieser Gespräche aus fünf Stücken des Plautus (denn obgleich der ein wenig allzu gesucht klingende Titel auch dergleichen aus dem Terenz verspricht: so finden sich deren doch keine) gehet dahin, die Uebung im Sprechen des Lateinischen befördern zu helfen. Es läßt sich zwar nicht bezweifeln, daß sie im Allgemeinen dazu dienen können; aber es ist doch noch die Frage, ob dadurch eine Fertigkeit im Sprechen des Lateinischen aus dem Plautus und Terenz erworben, für die etwanigen Bedürfnisse des Lateinredens in unsern Tagen viel gewonnen, und ob nicht dadurch etwas bloß in futuram oblivionem erlernet werde? Denn da diese Schriftsteller uns nur mit der Konversationssprache ihrer Zeit bekannt machen, und zu unsern Zeiten das Lateinreden nur bloß in literarischen Hinsichten etwas nützen kann: so würde wohl die aus ihnen erlernte Fertigkeit im Sprechen zu dieser Absicht nicht hinreichen. Die hier aus dem Plautus ausgezogenen Gespräche stehen zu sehr als abgerissene Theile da, und können daher eben nicht anziehen. Es wäre deßwegen gut gewesen, wenn der Verfasser dieser Auszüge durch einige Anmerkungen und Ergänzungen die Uebersicht des Zusammenhanges erleichtert hätte, welches mit Wenigem genug gewesen seyn würde.

Ht.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Gemeinnützige und wohlfeile deutsche Sprachlehre. Mit besonderer Rücksicht auf Volksschulen bearbeitet von Karl Hahn, Rektor der Garnisonschule in Berlin. Berlin, bey Dieterici. Leipzig, in Kommission bey Köhler. 1803. XI u. 160 S. 8. 6 gr.

Rec. nahm diese auf dem Titel als wohlfeile Waare sich ankündigende deutsche Sprachlehre um des Titels willen mit einem gewissen Widerwillen in die Hand. Doch bald lösete sich dieser Widerwille in Wohlbehagen und in Achtung gegen den Verf. auf. Dieser wollte nämlich durch seine Arbeit armen Schülern eine Sprachlehre in die Hände liefern, die ihnen, bey möglichst geringen Kosten dennoch Nutzen schaffe. Seiner Versicherung nach würde er bey der vorhandenen großen Anzahl deutscher Sprachlehren die öffentliche Erscheinung der gegenwärtigen für überflüssig gehalten haben, wenn sich nur jene große Anzahl der Gemeinnützigkeit auch in Rücksicht des Preises näherte. Auch betheuert er als redlicher Mann: ohne die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit seiner Arbeit würde er nie die Feder zu derselben angesetzt haben.

Bey manchen Mängeln, die diese Sprachlehre hat, würde es dennoch Schade seyn, wenn sie uns der Verf. vorenthalten hätte. Die lichtvolle, faßliche Darstellung der abstrakten Regeln, mit vielen Beyspielen und Worten durchwebt, eignet sie recht vorzüglich zu einem Lehrbuche für Volksschulen. Indessen würde man sich irren, wenn man glauben wollte, sie wäre nur für diese allein brauchbar. Auch der Gelehrte wird hier Manches finden, was ihm zwar sein feineres Gefühl ahnden ließ; worüber er aber in hundert andern dickleibigen Sprachlehren vielleicht vergeblich nach Belehrung suchte. Fast überall finden sich Spuren eines feinen Sprachgefühls und einer geläuterten Sprachkenntniß.

Der erste Theil, welcher die Wörter an sich, ihre Entstehung, Bildung und Veränderung begreift, ist — weil er sich am besten zur Weckung und Bildung des logischen Denkens eignet — weitläuftiger abgehandelt, als der zweyte, welcher sich mit der Wortfügung beschäfftigt. Das Ganze schließt mit einem Anhange über die Schreibezeichen. Die deutschen Ausdrücke der hier aufgeführten neuen Terminologie sind zum Theil gut gewählt, wenn Rec. gleich nicht zur Aufnahme eines jeden stimmen möchte. So mißfällt es ihm unter andern, daß »abändern« sowohl für dekliniren, als konjugiren, gebraucht wird. Geschlechtswort statt Artikel giebt einen völlig schielenden Begriff. Warum

nicht

nicht lieber Selbstandswort, wenn doch einmal ein deutsches gewählt werden soll? Das Kapitel von den Buchstaben ist mit vieler Feinheit nach Olivier'schen Grundsätzen bearbeitet. Vorzüglich haben dem Rec. das 4te und 10te Kapitel, von der Eintheilung der Wörter und vom Zeitworte, gefallen. Daß der Verf. auf Sprachfehler in der Mark Rücksicht nahm, ist löblich, da er zunächst für die Mark schrieb. Doch des Guten ist zu viel, um ins Einzelne zu gehen; dieses muß aber bey den Fehlern dieser Sprachlehre geschehen.

S. 8. Z. 19 ist es falsch, wenn der Verf. st am Anfange einer Sylbe wie schte gelesen haben will.

S. 33. Z. 24 ist es unrichtig, wenn der Verf. behauptet: Zur Bildung der abgeleiteten Hauptwörter habe man sich nur der Vorsylben be und ge bedient. Sind denn die Sylben: er, ent, un, ur und ver in den Wörtern: Erguß, Entwurf, Unthat, Urfehde und Vertrag keine Vorsylben?

S. 41. Z. 21 Ofen hat Oefen; aber nicht »Ofen« in der Mehrheit.

S. 42. Z. 13 nimmt der Verf. fälschlich eine Mehrheit vom Worte Adel an. Haspel hat in der Mehrheit Haspeln und nicht »Haspel.« Auch scheint der Verf. den Unterschied in der Bedeutung des Wortes Faden zu übersehen, wenn er Z. 22 sagt: »Es ist rathsamer, »Faden (in der Mehrheit) zu sagen.« Fäden heißt es, wenn vom Zwirn; Faden, wenn vom Längenmaaß die Rede ist.

S. 48. Z. 1. Daß der Verf. nur 5 Deklinationen der Hauptwörter annimmt, und sogar die weiblichen mit in die Deklination der männlichen und sächlichen Hauptwörter bringt, kann Rec. nicht billigen. Welche Verwirrung herrscht schon in der ersten Deklination, wo die Hauptwörter: Regel, Schüssel und Siegel, unter einen Hut gebracht werden! — Auch vermißt Rec. den Ablativ sehr ungern.

S. 51. Z. 18. Wenn der Verf. sagt: Die weiblichen Hauptwörter wären keiner Veränderung fähig: so muß hinzugesetzt werden: im Singular. Auch widerspre-

 chen

chen ihm die selbstgewählten Beyspiele der ersten Deklination: die Kegel, die Schüsseln, die Jäger, die Kammern, wenn er behauptet, daß die Fälle der Mehrheit bey allen Hauptwörtern in allen Geschlechtern übereinstimmten.

S. 67. Z. 29. Unsrer und eurer sind nicht die Genitive des Plurals von ich und du; sondern von den zueignenden Personenwörtern: unser und euer.

S. 68. Z. 11. Es ist falsch, wenn der Verf. jemand und niemand im Dativ und Akkusativ unverändert lassen und nur im Genitiv beugen will. Schon der Analogie nach ist es richtiger, jene beyden Beugungsfälle durch en zu bezeichnen. Ueberdieß würden manche Mißverständnisse entstehen, wenn dieses nicht geschähe, wie z. B. in dem Satze: Mein Herz kennt Jemand.

S. 112. Z. 29. Nicht minder falsch ist folgende Regel: »Bey Hauptwörtern, welche durch chen und lein, »wie Mädchen und Fräulein, verkleinert sind, »nimmt man am richtigsten auf das natürliche Ge»schlecht Rücksicht, als: hast du das Fräulein Emilie »gekannt? sie ist an ihrem Geburtstage gestorben. — »Was will denn das Mädchen? gieb ihr doch ihre »Puppe, statt: es ist an seinem Geburtstage gestor»ben; gieb ihm doch seine Puppe.« Vermuthlich verleitete den Verf. zu dieser sprachwidrigen Regel der von manchem Schriftsteller unsrer Zeit gemachte Unterschied zwischen der adelichen Fräulein und dem alten Fräulein oder Mütterlein.

S. 159. Z. 9. Rec. stimmt nicht mit dem Verf. überein, wenn er sagt: »das Kolon stehet, wenn weil »oder denn folgt.« Auch könnten die Regeln für den Gebrauch des Semikolons deutlicher bestimmt seyn.

Ungern vermißt man ein Verzeichniß der unregelmäßigen Zeitwörter; billig erwartete Rec. Etwas über die Interjektionen, da sie der Verf. nicht als Empfindungslaute, sondern als Empfindungswörter aufführt, und ihnen also unter den Redetheilen ihre Stelle anweiset; aber am meisten bedauerte

dauerte er den gänzlichen Mangel aller Regeln für die Rechtschreibung. Die Gründe, die den Verfasser zur Weglassung derselben bewogen, beruhen hauptsächlich auf dessen Widerwillen gegen die seitherige Rechtschreibung, und genügen daher Rec. nicht. Doch, sie scheinen dem Verf. selbst nicht Genüge zu leisten; denn er verspricht, um einen äußerst mäßigen Preis, noch einen Anhang über die »alte« (?) Rechtschreibung nachzuliefern, damit auch von dieser Seite nichts vermißt werde.

Möge dieser Anhang recht bald erscheinen und dieser Sprachlehre gleichen, um mit ihr zugleich in recht vielen Schulen eingeführt zu werden. Sie verdient es nicht nur wegen ihrer Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit; sondern auch wegen ihres wohlfeilen Preises, indem der Verleger den Ankauf derselben für Schulen noch dadurch erleichtert hat, daß er bey 12 Exemplaren, die man zugleich nimmt, den Preis zu 4 Gr. bestimmt; bey 25 zugleich (à 4 Gr.) genommenen Exemplaren aber noch außerdem gegen kontente Zahlung 4 Frey-Exemplare bewilligt.

Rz.

Erziehungsschriften.

Moralische Kinderbibliothek (,) oder die menschlichen Pflichten (,) in Erzählungen für die erwachsenere Jugend (,) von M. Fr. Herrmann, Konrektor am Lyceum zu Lübben, der Oberlausitzischen Gesellsch. d. Wissensch. Mitglied. Erster Theil. Ueber die Bestimmung des Menschen, das Wesen und die Eigenschaften ächter Tugend, und das Geschäfft der sittlichen Veredelung. XVI u. 486 Seit. 8. 1 Rh. 12 Gr. Zweyter Theil. Enthält die Erste Abtheilung der Pflichten gegen uns selbst. XVI u. 463 S. 1 Rh. 12 Gr. Dritter Theil. Enthält die Zweyte Abtheilung der Pflich-

Pflichten gegen uns selbst. VIII u. 557 S. 1 Rt. 16 gr. Lübben, bey Gotsch. 1802 u. 1804.

Eine moralische Kinderbibliothek, die die ganze Pflichtenlehre in lauter Erzählungen lehren und in Beyspielen anschaulich darstellen soll, kann wohl nicht anders, als ziemlich bändereich werden; und das ist doch schon — bey aller, nicht zu verkennenden Güte dieser Methode — eine bedeutende Unbequemlichkeit. Kommt nun noch eine etwas weitläuftige Behandlungsart hinzu, wie es in gegenwärtigem Werke der Fall ist: so wird diese Unbequemlichkeit noch größer. Der Verf. glaubt die ganze Pflichtenlehre in sechs Bänden zu fassen. Nach den vorliegenden zu urtheilen, muß Rec. dieß bezweifeln.

Auf Beurtheilung einer jeden einzelnen Erzählung kann sich Rec. nicht wohl einlassen; das würde der Raum nicht zulassen. Den bey weitem größeren Theil derselben findet Rec. — die, besonders in Hinsicht auf den weitläuftigen Plan des Werkes, schon gerügte, etwas zu große Weitläuftigkeit abgerechnet — gut; einige vorzüglich, namentlich die im ersten Theile S. 389: Die Tugend erlaubt keine schlechten Mittel zur Erreichung edler Zwecke; so wie Unglaube — Leichtgläubigkeit — Aberglaube — Vorurtheil — Schwärmerey, im zweyten; und Luxus — Kleiderpracht — Sparsamkeit — Wirthschaftlichkeit — Reinlichkeit — Ordnungsliebe — Pünktlichkeit und Leichtsinn, im dritten Theile.

Unter allen am wenigsten gefiel Rec. im 2ten Th. das Schauspiel: Die gebesserte Neugierde. Der Dialog ist bey weitem nicht lebhaft und fließend genug, und die fehlerhaften Charaktere sind bis zur Widrigkeit und Unwahrscheinlichkeit stark gezeichnet. Gräfinn Ulrike, schön, wohl erzogen, edel, sonst sehr verständig, geistreich, aber neugierig; nicht etwa ein Kind, sondern sechszehn Jahre alt, geht in die einmal nicht verschlossene Kammer des Sekretärs ihres Onkels, und durchstöbert aus Neugierde seinen Mantelsack. Wie plump! Die Rache, die Friedel, der Sekretär, dafür an sie nimmt, ist eben so plump.

Ulrike entschnürt und durchkramt den Bündel einer Zigeunerinn, die eben zu Ulrikens Onkel gerufen war, und von ihm

ihm verhört und als Gesindel über die Gränze gebracht werden soll. Die Zigeunerinn ertappt sie dabey, und mißhandelt sie mit ächt zigeunerischen Schimpfwörten.

Hr. v. Steinbrück, ein höchst gebildeter Mann — der er seyn soll — kömmt eben an, um sich um Ulrikens Hand zu bewerben; zum erstenmale steht er vor Ulriken und ihrer Mutter, und schildert? — mit grellen Farben, die Gräuel des Krieges und der Schlachten und Belagerungen, denen er, als Officier, beywohnte. Man muß es wohl der Liebe zuschreiben, die Ulrike schon zu ihm gefaßt hatte, wenn sie, nach dieser Unterredung, in der er ihr denn doch geligentlich auch so etwas von Liebe zu verstehen gegeben hatte, unter vielen Vortrefflichkeiten, auch besonders seine hinreißende Beredtsamkeit rühmt. Der vortreffliche, Ulriken ganz nagelneue, aber doch schon ein Wenig geliebte, v. Steinbrück, entfernt sich nur ein Wenig, und die vortreffliche Ulrike? greift flugs in seinen zurückgelassenen Reiserock, zieht ein Stammbuch aus demselben hervor, entfaltet und liest den Brief, der im Stammbuche liegt u. s. f. Welche Züge in einer wohlerzogenen sechszehnjährigen Gräfinn! Das muß man aber sagen; poetische Gerechtigkeit übt der Verf. an die neugierige Ulrike, und das muß recht interessante Scenen fürs Parterre geben. Ulrike wird auch hier wieder auf der Stelle von Hrn. von Steinbrück bey dem sauern Unternehmen ertappt; wobey denn Hr. v. St. Gelegenheit hat, sich ungemein fein gegen die ungemein plumpe, aber doch sehr edle Ulrike zu zeigen.

Horchen ist der edlen Gräfinn eine Kleinigkeit. Auch jetzt behorcht sie die ganze hochverehrliche Versammlung von Vater, Mutter, Onkel und quasi Bräutigam. Aber der Verf. weiß sie auch zu bestrafen. Hr. v. St. öffnet plötzlich die Thür, und die liebenswürdige Horcherinn fällt der Länge nach, ihm entgegen, ins Zimmer hinein. (Muß auf dem Theater viele Wirkung thun!) Alle sind sehr aufgebracht. Vater, Mutter und Onkel, stoßen die Horcherinn von sich. Alle aber verzeihen der reuigen, weinenden Sünderinn auf der Stelle; und Ulrike fühlt auf der Stelle sich wieder unaussprechlich glücklich. (Freylich besser, als wenn sie vor Schaam den Tod gehabt hätte.)

Nun

Pflichten gegen uns selbst. VIII u. 557 S. 1 Rt. 16 gr. Lübben, bey Gotsch. 1802 u. 1804.

Eine moralische Kinderbibliothek, die die ganze Pflichtenlehre in lauter Erzählungen lehren und in Beyspielen anschaulich darstellen soll, kann wohl nicht anders, als ziemlich bändereich werden; und das ist doch schon — bey aller, nicht zu verkennenden Güte dieser Methode — eine bedeutende Unbequemlichkeit. Kommt nun noch eine etwas weitläuftige Behandlungsart hinzu, wie es in gegenwärtigem Werke der Fall ist: so wird diese Unbequemlichkeit noch größer. Der Verf. glaubt die ganze Pflichtenlehre in sechs Bänden zu fassen. Nach den vorliegenden zu urtheilen, muß Rec. dieß bezweifeln.

Auf Beurtheilung einer jeden einzelnen Erzählung kann sich Rec. nicht wohl einlassen; das würde der Raum nicht zulassen. Den bey weitem größeren Theil derselben findet Rec. — die, besonders in Hinsicht auf den weitläuftigen Plan des Werkes, schon gerügte, etwas zu große Weitläuftigkeit abgerechnet — gut; einige vorzüglich, namentlich die im ersten Theile S. 389: Die Tugend erlaubt keine schlechten Mittel zur Erreichung edler Zwecke; so wie Unglaube — Leichtgläubigkeit — Aberglaube — Vorurtheil — Schwärmerey, im zweyten; und Luxus — Kleiderpracht — Sparsamkeit — Wirthschaftlichkeit — Reinlichkeit — Ordnungsliebe — Pünktlichkeit und Leichtsinn, im dritten Theile.

Unter allen am wenigsten gefiel Rec. im 2ten Th. das Schauspiel: Die gebesserte Neugierde. Der Dialog ist bey weitem nicht lebhaft und fließend genug, und die fehlerhaften Charaktere sind bis zur Widrigkeit und Unwahrscheinlichkeit stark gezeichnet. Gräfinn Ulrike, schön, wohl erzogen, edel, sonst sehr verständig, geistreich, aber neugierig; nicht etwa ein Kind, sondern sechszehn Jahre alt, geht in die einmal nicht verschlossene Kammer des Sekretärs ihres Onkels, und durchstöbert aus Neugierde seinen Mantelsack. Wie plump! Die Rache, die Friedel, der Sekretär, dafür an ihr nimmt, ist eben so plump.

Ulrike entschnürt und durchkramt den Bündel einer Zigeunerinn, die eben zu Ulrikens Onkel gerufen war, und von ihm

ihm verhört und als Gesindel über die Gränze gebracht werden soll. Die Zigeunerinn ertappt sie dabey, und mißhandelt sie mit ächt zigeunerischen Schimpfwörtern.

Hr. v. Steinbrück, ein höchst gebildeter Mann — der er seyn soll — kömmt eben an, um sich um Ulrikens Hand zu bewerben; zum erstenmale steht er vor Ulriken und ihrer Mutter, und schildert? — mit grellen Farben, die Gräuel des Krieges und der Schlachten und Belagerungen, denen er, als Officier, beywohnte. Man muß es wohl der Liebe zuschreiben, die Ulrike schon zu ihm gefaßt hatte, wenn sie, nach dieser Unterredung, in der er ihr denn doch gelegentlich auch so etwas von Liebe zu verstehen gegeben hatte, unter vielen Vortrefflichkeiten, auch besonders seine hinreißende Beredtsamkeit rühmt. Der Vortreffliche, Ulriken ganz nagelneue, aber doch schon ein Wenig geliebte, v. Steinbrück, entfernt sich nur ein Wenig, und die vortreffliche Ulrike? greift flugs in seinen zurückgelassenen Reiserock, zieht ein Stammbuch aus demselben hervor, entfaltet und liest den Brief, der im Stammbuche liegt u. s. f. Welche Züge in einer wohlerzogenen sechszehnjährigen Gräfinn! Das muß man aber sagen: poetische Gerechtigkeit übt der Verf. an die neugierige Ulrike, und das muß recht interessante Scenen fürs Parterre geben. Ulrike wird auch hier wieder auf der Stelle von Hrn. von Steinbrück bey dem sauern Unternehmen ertappt; wobey denn Hr. v. St. Gelegenheit hat, sich ungemein fein gegen die ungemein plumpe, aber doch sehr edle Ulrike zu zeigen.

Horchen ist der edlen Gräfinn eine Kleinigkeit. Auch jetzt behorcht sie die ganze hochverehrliche Versammlung von Vater, Mutter, Onkel und quasi Bräutigam. Aber der Verf. weiß sie auch zu bestrafen. Hr. v. St. öffnet plötzlich die Thür, und die liebenswürdige Horcherinn fällt der Länge nach, ihm entgegen, ins Zimmer hinein. (Muß auf dem Theater viele Wirkung thun!) Alle sind sehr aufgebracht. Vater, Mutter und Onkel, stoßen die Horcherinn von sich. Alle aber verzeihen der reuigen, weinenden Sünderinn auf der Stelle; und Ulrike fühlt auf der Stelle sich wieder unaussprechlich glücklich. (Freylich besser, als wenn sie vor Schaam den Tod gehabt hätte.)

Nun

Nun muß billig der Sekretär Friedel noch vor der ganzen hochansehnlichen Versammlung seinen Verweis in Empfang nehmen, dafür, daß er Ulriken Nasen angedrehet hat, wie sich der Hr. Graf ungemein fein ausdrückt. Ulrike ist gar nicht zu verschämt, oder zu delikat, zugegen zu seyn; hat aber dabey auch Gelegenheit, durch Fürbitte für den gedemüthigten Friedel ihren Edelmuth zu beweisen; und so nimmt denn Alles ein erwünschtes gutes Ende.

Hier und da sehr starke Farben auf seine Gemälde zu tragen, liebt der Verf. sehr. Rec. liebt das gar nicht; am wenigsten in einer Gemälde-Gallerie, für die Jugend aufgestellt. Georg Carleton (1r Th. Nr. 1), Jussuff (1r Th. Nr. 2), Albert Angely (3r Th. Nr. 7) sind wahre Heroen ihrer Art, als Geizige, als Habsüchtige. Man kann ein braver Nichtswürdiger seyn, und gegen diese gehalten, sich beynahe tugendhaft finden. Und das ist es, warum Rec. besonders in Schriften für die Jugend, so stark gezeichnete Charaktere nicht gern hat. Die Jugend zieht ihre Welt- und Menschenkenntniß nicht aus Beobachtung der Welt und der Menschen; sondern aus Büchern, oder Unterricht, wobey gewöhnlich Schriften für die Jugend zum Grunde gelegt sind, und da, fürchtet Rec., könne es sehr schädlich werden. Starke Züge der Lasterhaftigkeit sind nur für entartete Menschen nöthig; und es würde ein schlimmes Zeichen seyn, wenn unsre Jugend wirklich solcher Gemälde bedürfte. Der Originale des Geizes kannte Rec. mehrere; kannte besonders eines derselben; die ganze Stadt belachte, verachtete den Knicker. Aber gegen Georg Carleton, gegen Jussuff, selbst gegen Albert Angely gehalten, hätte er fast noch für ein verehrliches Wesen gelten können.

In der Natur haben wir der moralischen Ungeheuer verhältnißweise doch wirklich weniger, als in Büchern. Da nun, wie schon gesagt, unsre Jugend die Menschen weniger aus der Welt, als aus Büchern kennen lernt: so muß es sehr schaden können; muß leicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihr Urtheil über sich selbst, und leicht den Gedanken zur Folge haben: »ich danke dir, »Gott, daß ich nicht bin, wie andre Menschen;« denn dabey kann man, der Wahrheit nach, sehr schlecht seyn; sich selbst aber sehr gut finden.

Bringen

Bringen nur solche Weiber ihre Männer durch Unreinlichkeit früh unter die Erde, und richten die Haushaltung dadurch zu Grunde? die, wie Hannchen, das sonst so gute Hannchen, ihr Schlafzimmer des Jahrs nur zweymal reinigen? in deren Schlafzimmer Stroh, Kleider, schmutzige und weiße Wäsche, Ueberreste verbrannter Unschlittlichter, von Moder halbverzehrte Schuhe, Aepfel- und Birnenschaalen, Pflaumenkerne u. dgl. in wilder Mischung durch einander liegen? die die Fässer und Wasserkannen mit einer Decke von Schmutz sich überziehen lassen? deren Männer von einem Teller wohl zwanzig Gerichte essen müssen, ehe das Weib es einmal für gut findet, ihn abzuwaschen, oder abwaschen zu lassen? die ihre schmutzigen Handschuhe und dergleichen in der Suppe mit kochen, und in der Terrine mit zu Tische bringen?? (3r Th. S. 215.) O dann dürfen unsre unreinlichsten Weiber — und der unreinlichen giebt es leider! gar zu viele — sich trösten; dürfen keck der Unzufriedenheit der Männer schelten; sich ihrer Reinlichkeit rühmen, und voll innerer Behaglichkeit ihre Männer auffordern, Gott zu danken, daß ihre Weiber nicht sind, wie Hannchen Soltau.

Um möglichst auch selbst den Schein der Unbilligkeit zu vermeiden, will Rec. noch ausdrücklich hinzusetzen: daß bey weitem nicht alle Bilder mit so starken Farben gemalt sind; aber viele sind es doch.

Styl und Sprache sind, mit weniger Ausnahme, fließend und rein.

Wenn man im zweyten Theil — im 1sten und 3ten ist es nicht der Fall — durchweg liest: auser (st. außer), liesen (ließen), Schoose (Schooße), Füse (Füße), Gröse (Größe), süsen (süßen), Unmäsigkeit, Gefräsigkeit (Unmäßigkeit, Gefräßigkeit), Maase (Maaße), geniesen (genießen) 3r Th. S. 221 Muse (Muße): so glaubt Rec., der Verf. — oder etwa ein verbesserungssüchtiger Setzer? — müsse wohl gute Gründe dafür haben. Wenn man aber immer lernte statt lehrte liest, wie Th. 1. S. 322. S. 361. S. 384. S. 387. Th. 2. S. 143: so können weder Verf. noch Setzer dafür gute Gründe haben.

Der erste Theil ist der Königinn von Preußen, der 2te. der Großfürstinn Anna Paulowna von Rußland, der 3te der Königinn von Schweden und der Kurfürstinn von Bayern gewidmet.

Ach das Dedikationswesen! wie mag bey dieser Frucht der Habsucht und der Eitelkeit, der Edelmuth bestehen, den Kenntnisse, den Gelehrsamkeit dem Charakter einprägen sollten?? Nicht immer ist es Frucht eines so unreinen Stammes; aber wer vermag das immer zu unterscheiden? Und unsre Großen? eher möchten sie den Pocken und dem Scharlachfieber entgehen können, als den Dedikationen!

Indessen, Rabener hat, mit der Geißel in der Hand, diesem Unwesen nicht steuern können; da wird denn wohl vollends des Rec. Stimme die Stimme eines Predigers in der Wüste seyn.

Pm.

Handlungswissenschaft.

Allgemeine Anweisung zur kaufmännischen Korrespondenz und zu allen vorkommenden merkantilischen Aufsätzen. Als Unterricht für Anfänger u. s. w. Von Andreas Wagner, Lehrer der Rechenkunst in Leipzig, ꝛc. Leipzig, bey Sommer. 1804. VIII u. IV S. Vorrede u. Inhalt, auch 408 S. gr. 8. 1 Rg.

Die Ansichten, die der Vf. von dem oft mangelhaften Brief- und Sprachstyl in schriftlichen Aufsätzen der Kaufleute liefert, während letztere im Uebrigen mit vielen, wenigstens den vorzüglichsten Hülfskenntnissen im Rechnen und Schönschreiben ausgerüstet wären, und, außer der praktischen Waarenkenntniß, sogar mehrere Sprachen zu reden und zu schreiben verstünden, sind hier zweckmäßig angebracht; ob aber die S. VI gewagten Ausfälle auf die Handlungsschulen so allgemein verstanden werden dürfen, wie es wenigstens der Verf. zu nehmen scheint, wollen wir weder untersuchen, noch rechtfertigen. Darin hat er aber recht, daß, wenn der Unterricht im

kauf-

kaufmännischen Briefwechsel ganz zweckmäßig und lehrreich seyn soll: so muß er so eingerichtet werden, daß die Schüler, gleichsam, wie in einer wirklichen Handlung, Briefe, nach einem aufgegebenen Thema, entwerfen, und die dabey vorkommenden Fakturen, Noten, Wechsel rc. nicht nur berechnen; sondern auch selbst ausfertigen lernen. Was der Verf. von der Vernachlässigung dieses Zweigs der wissenschaftlichen Bildung junger Leute in den berühmtesten Handlungsschulen beybringt, scheint er auf eigene Erfahrung zu gründen; das wie? wird aber so wenig, als die Ursache: warum er Magdeburg mit Leipzig, seinem ehemaligen und jetzigen Wohnorte, wieder vertauschet, angegeben. Der Plan dieses Werks und die Absicht seines Verf. ist der: dem zur Handlung bestimmten Jüngling ein Mittel an die Hand zu geben, durch welches er in den Stand gesetzt werde, alle und jede kaufmännische Aufsätze kurz, und, wie der Verf. sich ausdrückt, bündig und mit Anstand entwerfen zu lernen; angehenden Lehrern aber, ihren Unterricht im kaufmännischen Briefwechsel, im ganzen Umfange des Worts, zu erleichtern. (Das ist wieder ein Probestück von der Selbstgenügsamkeit unsers Verf., der sich so gern über andre Vorgänger oder Zeitgenossen erhebt, und doch ihren Ideen- und Geschäftsgang benutzet, ohne ihrer im Mindesten zu erwähnen. Nicht ein einzigesmal, so viel wir uns erinnern, hat Hr. W. in diesem Buche, den Namen und die Anleitungen zur Handlungskorrespondenz, sogar nicht einmal der vollgültigsten Werke der Art gedacht. Alles, was er deßhalb erwähnt, besteht schlechtweg in der Bemerkung: »man hat dazu eine Menge wohlgerathener Werke;« das seinige wird also nicht das letzte seyn, indem es noch immer Schriftsteller giebt, die auf den Ruhm ihrer Vorgänger den ihrigen anspruchslos zu bauen, bemüht sind. —)

Die vorliegende Anweisung zerfällt in vier Hauptabschnitte; jeder derselben aber in mehrere Unterabtheilungen, die der Verf. bald Kapitel, bald Abtheilungen nennt. Nach der Einleitung wird im ersten Abschnitt eine Darstellung der allgemeinen Grundsätze geliefert, welche zu der guten Ausarbeitung eines Briefes erfordert werden. Der zweyte Abschnitt handelt von der kaufmännischen Korrespondenz insbesondere, wobey auf die dazu nothwendigen

Erfor-

Erforderniße überall Rücksicht genommen wird. Der dritte Abschnitt enthält diese Art Briefwechsel in einer Menge Musterbriefe, die im Handel vorkommen, wobey der Verf., in Berghausscher Manier, immer das Thema vorangehen läßt. Der vierte oder letzte Abschnitt ist allen kaufmännischen Aufsätzen, die den Land- und Seehandel betreffen, gewidmet, und zum Theil recht gut bearbeitet. Die S. 321 — 323 eingerückten alten Wechselformulare hat der Verf., wenn wir nicht irren, in seiner Anleitung zum Buchhalten in der Einleitung bereits abdrucken lassen.

Mi.

Kriegswissenschaft.

Mémoires sur les Campagnes des Pays-Bas, en 1745, 1746 et 1747. Publiés par *Arn. Germ. Louis Heeren*, Professeur d'Histoire à Goettingue. A Goettingue, chez Roewer. 1803. 315 S. 8.

Diese Memoiren sind, laut des Vorberichts des Herausgebers, aus den Papieren des verstorbenen Fürsten v. Waldeck gezogen, welcher damals die holländischen Hülfstruppen kommandirte. Der jetzt regierende Fürst hat dem Herausgeber hierzu die Erlaubniß ertheilt.

In der kurzen Vorrede setzt der V. den Leser in den Standpunkt, aus welchem Letzterer diese Schrift betrachten muß. Es sollen nämlich in derselben die großen Begebenheiten, welche den zu beschreibenden Feldzügen vorhergiengen und solche veranlaßten, nur kurz geschildert; dahingegen vorzüglich unparteyisch untersucht werden: welche Ursachen, außer dem Einflusse des Genie's eines Moritz von Sachsen, den glücklichen Erfolg der französischen Waffen begünstigt haben.

Da uns auf diese Art eine neue Ansicht der damaligen Begebenheiten eröffnet wird: so werden wir dem V., welcher, nach seinem Range und seinen Verhältnissen, selbst eine der mithandelnden Hauptpersonen war, folgen. Die Widerwärtigkeiten alliirter Armeen, welche einen großen

Gegner gegenüber haben, sind zwar nichts Neues, und kommen meistens aus einer und ebenderselben Quelle her. Indeß ist es ohne Zweifel lehrreich, die hier geschilderten Feldzüge kennen zu lernen, da der hohe V. mehr, als jeder andre tiefer Stehende, dazu berechtigt zu seyn scheint, der Nachwelt das Innere der damaligen Angelegenheiten zu schildern.

Den Anfang bis S. 32 macht die Uebersicht der Begebenheiten vom Tode Kaiser Karls VI. bis zu Ende der Campagne von 1744.

Hierauf folgt die Beschreibung des folgenden Feldzugs im J. 1745.

Die französische Armee unter dem Marschall von Sachsen bestand aus 111 Bataillons und 168 Schwadrons.

Die alliirte, aus Engländern, Holländern, Hannoveranern und Hessen bestehende Armee war, die Garnisonen einiger Plätze abgerechnet, etwas über 50000 Mann stark. Der Herzog von Cumberland hatte den Oberbefehl. Die Oesterreicher wurden durch den FM. Gr. Königseck; und die Holländer durch den Fürsten von Waldeck angeführt. Letzterer stand eigentlich als Feldzeugmeister in Oesterreichischen Diensten.

Der Marschall von Sachsen, welcher schon an der Wassersucht sehr litt, hatte beschlossen, die Campagne mit der Belagerung von Tournay zu eröffnen. Er fieng mit einer Bewegung gegen Maubeuge d. 20. April an, von wo er über Condé gegen die zu belagernde Festung rückte, und solche den 26. und 27sten berennte. Bey Leuze stand ein Observationscorps. Die Französische Armee war noch nicht völlig versammelt, welches erst Anfangs May Statt fand.

Die Besatzung von Tournay bestand aus 11 Bataill. und 3 Schwadrons Holländer, unter dem Gen. Lieutenant von Dorth.

Den 30. Apr. eröffneten die Franzosen die Laufgräben nordwestlich der Festung zwischen der Schelde und der Chaussee nach Lille.

In der Nacht vom 7ten zum 8ten May war bereits die zweyte Parallele vollendet, und den folgenden Tag der be-

bedeckte Weg genommen. An dem{.} Tage sprang ein Pulvermagazin der Citadelle; und in der Nacht auf d. 10. wurde die Descente des Grabens eines Ravelins angefangen.

Die alliirte Armee hatte sich endlich d. 28. Apr. bey Anderlecht, ohnweit Brüssel, versammelt. Den 2. May setzte sie sich zum Entsatz der belagerten Festung in Bewegung, und nahm den 9ten ein Lager bey Brissuell, zwischen dem Gehölze von Barri und Maubray. Der Marschall von Sachsen, heißt es, glaubte, daß die alliirte Armee eine Diversion unternehmen könne, und detaschirte deshalb 5 Bataillons nach Maubeuge, 3 Batall. nach Dünkirchen, 1 Bat. nach Lille, und eins nach Furnes. »Allein »er wurde bald gewahr, daß es zu einer Schlacht kommen müsse, und entschloß sich, wir wissen nicht genau, »warum, dieselbe anzunehmen.« u. s. w.

Rec. übergeht die nähere Beschreibung der Dispositiön zur Schlacht von Fontenoy, so wie die Relation der letztern selbst, indem solche den Lesern bekannt seyn wird.

Gewöhnlich hat der Angreifende den Vorzug; auch hält der V. dieser Memoiren es für möglich, daß die Franzosen die Alliirten hätten angreifen können. (s. S. 47, Note.) Statt dessen stand die Französische Armee mit der Mitte in einem auswärts gehenden Winkel, vor welchem sowohl, als an mehrern Orten, große Redouten angelegt waren.

Die ersten Befehle des Herzogs von Cumberland zur Besetzung des Gehölzes von Barri, und zur Wegnahme der an dem Rande desselben befindlichen Redoute, wurden schlecht, oder eigentlich gar nicht befolgt.

Die Alliirten griffen hierauf Fontenoy, oder das Centrum der Französischen Armee, auf dringende Vorstellung des Fürsten v. Waldeck, und zugleich auch die feindliche Verschanzung des rechten Flügels bey Antoin, an. Der Angriff auf Fontenoy mißlang, und der andre, auf Antoin, durch ein Mißverständniß, welches zwischen dem, denselben anführenden, Holländischen General und dem Fürsten herrschte, ebenfalls. Ein wiederholter Befehl des Fürsten an diesen General wurde eben so wenig befolgt. Der Fürst begab sich selbst nach diesem linken Flügel, befahl nochmals den

 An-

Angriff, und kehrte dann nach der Mitte zurück. Allein dieser Angriff mißlang zum dritten Male. Es scheint, daß ein zu langer Friede den Holländischen Truppen geschadet hatte.

Auf dem rechten Flügel hatten die Allirten einen bessern Erfolg. Sie drangen, Fontenoy links lassend, in die feindliche Linie; wurden jedoch durch die zu beyden Seiten befindlichen Redouten sehr mitgenommen. Hierdurch entstand, indem die zweyte Linie dicht aufrückte; die berühmte Colonne dieser Schlacht, deren in allen Relationen erwähnt wird; welche jedoch lediglich ein Werk des Zufalls war, und aus einer auf einander gedrückten Menschenmasse bestand. Endlich wurde diese vermeintliche Colonne, durch einige gut angebrachte Kanonenschüsse, dünner gemacht, und dadurch der Sieg für die Franzosen entschieden. Der V. tadelt es, daß der Herz. von Cumberland diese Masse nicht durch 50 Schwadrons, welche er in dritter Linie hatte, unterstützt habe; denn der Marschall von Sachsen war auf dem Punkt, Alles für verloren zu halten, und den Befehl zum Rückzuge zu geben. Auch hatten die Holländischen Truppen, unter Anführung des Fürsten von Waldeck, den befestigten Kirchhof von Fontenoy erreicht, und die Munition der Franzosen war beynahe verschossen. Es scheint also, daß der gedachte Tadel sehr gegründet ist, und daß Mangel an Entschlossenheit des kommandirenden Generals, und Mangel an Harmonie der andern Befehlshaber, den Verlust der Schlacht zur Folge hatten.

Die Flucht der Allirten war so übereilt, daß sie 40 Kanons stehen ließen, und der Fürst von Waldeck den Herzog von Cumberland nicht bewegen konnte, eher, als bey Ath, halt zu machen. Der Fürst kommandirte die Arrieregarde.

Ein Blick auf die Ferrarische Karte der Niederlande giebt zu vielen Betrachtungen über diese Schlacht Veranlassung. Man kann es nicht begreifen, warum die Allirten Fontenoy und Antoin zum Angriffspunkte wählten, und nicht vielmehr ihre Hauptmacht gegen den linken Flügel der Franzosen wendeten, um, durch das Bois de Barri, und um dasselbe herum, den Hauptangriff zu unternehmen. Es ist wahr, die Franzosen hatten die Dörfer ihres linken Flügels

gels besetzt; auch versichert der Fürst, daß daselbst ein schwieriges Terrain zu passiren gewesen seyn würde. Allein diese Schwierigkeiten scheinen nicht mit denen verglichen werden zu können, welche man bey Fontenoy fand; und obgleich der Fürst nichts davon erwähnt, warum von den Alliirten dieser Angriffspunkt gewählt worden: so scheint derselbe doch den Tadel, mit welchem man selbst in der Französischen Armee die Anordnungen des Marschalls betrachtete, nicht für ungegründet zu halten. Indeß ist es nicht mehr wie billig, sich in den Gränzen bescheidener Muthmaaßung und mäßiger Beurtheilung zu halten, und nicht sogleich zuzufahren, und über die kommandirenden Generale beyder Armeen ein Urtheil zu fällen. Hinterher ist freylich nichts leichter; allein auch, wie man heut zu Tage zuweilen gewahr wird, nichts unsicherer. Abgerechnet, daß man nicht als Augenzeuge urtheilen, daß man das Terrain nicht mit eigenen Augen besichtigen kann: so läßt sich auch nicht leicht über die persönliche Lage und Verhältnisse urtheilen, in denen beyde Feldherren sich befanden. Der M. v. S. hatte im höchsten Grade mit einer tödtlichen Krankheit zu kämpfen. Man muß unter diesen Umständen die Thätigkeit und Energie, mit welchen er sich benahm, bewundern. Er hatte seinen Souverain bey der Armee; er war also immer abhängig, trotz der in diesen Memoiren, S. 48, angeführten Worte Ludwigs XV. Wie viele Rücksichten hatte er also zu nehmen! — Vielleicht gründete sich seine Anordnung auch auf die Kenntniß, welche er vom feindlichen General hatte. — Eben so schwer und unsicher ist es, das Betragen des Herz. v. Cumberland zu kritisiren, ohne vielleicht ungerecht gegen ihn zu seyn. Seine Armee bestand aus Truppen verschiedner Mächte, deren Manövrirfähigkeit wir jetzt nicht taxiren können. Auch mußte dieser Umstand der Kabale und den Intriguen in der alliirten Armee ein größeres Feld eröffnen, weil die Concurrenz der Talente, der Meinungen, die ein Jeder geltend machen zu müssen glauben konnte, einen weiten Spielraum fand. Schon dieß Chaos zu entwickeln, erfordert Talente, die man sich selbst nicht geben kann, deren Mangel man also an Andern nicht tadeln darf, und die nur ein Ferdinand von Braunschweig in großer Vollkommenheit in sich vereinigte. Ueberdem kann man das Hauptquartier eines kommandirenden Generals füglich mit einem Hofe, und ihn selbst mit einem Souve-

Angriff, und suchete dann nach der Mitte zurück. Allein dieser Angriff mißlang zum dritten Male. Es scheint, daß ein zu langer Friede den Holländischen Truppen geschadet hatte.

Auf dem rechten Flügel hatten die Alliirten einen bessern Erfolg. Sie drangen, Fontenoy links lassend, in die feindliche Linie; würden jedoch durch die zu beyden Seiten befindlichen Redouten sehr mitgenommen. Hierdurch entstand, indem die zweyte Linie dicht aufrückte, die berühmte Colonne dieser Schlacht, deren in allen Relationen erwähnt wird; welche jedoch lediglich ein Werk des Zufalls war, und aus einer auf einander gedrückten Menschenmasse bestand. Endlich wurde diese vermeintliche Colonne, durch einige gut angebrachte Kanonenschüsse, dünner gemacht, und dadurch der Sieg für die Franzosen entschieden. Der V. tadelt es, daß der Herz. von Cumberland diese Masse nicht durch 50 Schwadrons, welche er in dritter Linie hatte, unterstützt habe; denn der Marschall von Sachsen war auf dem Punkt, Alles für verloren zu halten, und den Befehl zum Rückzuge zu geben. Auch hatten die Holländischen Truppen, unter Anführung des Fürsten von Waldeck, den befestigten Kirchhof von Fontenoy erreicht, und die Munition der Franzosen war beynahe verschossen. Es scheint also, daß der gedachte Tadel sehr gegründet ist, und daß Mangel an Entschlossenheit des kommandirenden Generals, und Mangel an Harmonie der andern Befehlshaber, den Verlust der Schlacht zur Folge hatten.

Die Flucht der Alliirten war so übereilt, daß sie 40 Kanons stehen ließen, und der Fürst von Waldeck den Herzog von Cumberland nicht bewegen konnte, eher, als bey Ath, halt zu machen. Der Fürst kommandirte die Arrieregarde.

Ein Blick auf die Ferrarische Karte der Niederlande giebt zu vielen Betrachtungen über diese Schlacht Veranlassung. Man kann es nicht begreifen, warum die Alliirten Fontenoy und Antain zum Angriffspunkt wählten, und nicht vielmehr ihre Hauptmacht gegen den linken Flügel der Franzosen wendeten, um, durch das Bois de Barri, und um dasselbe herum, den Hauptangriff zu unternehmen. Es ist wahr, die Franzosen hatten die Dörfer ihres linken Flü-

gels

geis besetzt; auch versichert der Fürst, daß daselbst ein schwieriges Terrain zu passiren gewesen seyn würde. Allein diese Schwierigkeiten scheinen nicht mit denen verglichen werden zu können, welche man bey Fontenoy fand; und obgleich der Fürst nichts davon erwähnt, warum von den Alliirten dieser Angriffspunkt gewählt worden: so scheint derselbe doch den Tadel, mit welchem man selbst in der Französischen Armee die Anordnungen des Marschalls betrachtete, nicht für ungegründet zu halten. Indeß ist es nicht mehr wie billig, sich in den Gränzen bescheidener Muthmaaßung und mäßiger Beurtheilung zu halten, und nicht sogleich zuzufahren, und über die kommandirenden Generale beyder Armeen ein Urtheil zu fällen. Hinterher ist freylich nichts leichter; allein auch, wie man heut zu Tage zuweilen gewahr wird, nichts unsicherer. Abgerechnet, daß man nicht als Augenzeuge urtheilen, daß man das Terrain nicht mit eigenen Augen besichtigen kann: so läßt sich auch nicht leicht über die persönliche Lage und Verhältnisse urtheilen, in denen beyde Feldherren sich befanden. Der M. v. S. hatte im höchsten Grade mit einer tödtlichen Krankheit zu kämpfen. Man muß unter diesen Umständen die Thätigkeit und Energie, mit welchen er sich benahm, bewundern. Er hatte seinen Souverain bey der Armee; er war also immer abhängig, trotz der in diesen Memoiren, S. 48, angeführten Worte Ludwigs XV. Wie viele Rücksichten hatte er also zu nehmen! — Vielleicht gründete sich seine Anordnung auch auf die Kenntniß, welche er vom feindlichen General hatte. — Eben so schwer und unsicher ist es, das Betragen des Herz. v. Cumberland zu kritisiren, ohne vielleicht ungerecht gegen ihn zu seyn. Seine Armee bestand aus Truppen verschiedner Mächte, deren Manövrirfähigkeit wir jetzt nicht taxiren können. Auch mußte dieser Umstand der Kabale und den Intriguen in der alliirten Armee ein größeres Feld eröffnen, weil die Concurrenz der Talente, der Meinungen, die ein Jeder geltend machen zu müssen glauben konnte, einen weiten Spielraum fand. Schon dieß Chaos zu entwickeln, erfordert Talente, die man sich selbst nicht geben kann, deren Mangel man also an Andern nicht tadeln darf, und die nur ein Ferdinand von Braunschweig in großer Vollkommenheit in sich vereinigte. Ueberdem kann man das Hauptquartier eines kommandirenden Generals füglich mit einem Hofe, und ihn selbst mit einem Souve-

zain vergleichen, um dessen Gunst ein Jeder buhlt, welchem man sich überall, selbst in Relationen und Nachrichten vom Feinde, im besten Lichte zu zeigen sucht. Dieß ist zwar nicht recht; aber gewöhnlich dem Ehrgeize der Menschen eigen. Ein Jeder spricht, redet, schreibt und räth da so gut, wie er kann, oder vielmehr wie er wünscht, daß die Hauptperson die Sachen sehen, und darnach die Rollen vertheilen soll. Es muß also viel Ueberlegenheit des Geistes, viel Autorität und viel Nüchternheit in den Spekulationen dazu gehören, alle diese Räthsel zu lösen, die wahren und falschen Rapporte zu würdigen, den Tumult der Ehrgeizigen zu entfernen und ihnen Stillschweigen zu gebieten; und dieß muß noch schwerer seyn, wenn der kommandirende General nicht zugleich der Landesfürst ist. Friedrich, der große König, konnte dieß Alles; er leistete es unnachahmlich; und deßhalb ist es schwer, Ihn zum Maaßstabe der Beurtheilung andrer Feldherren zu wählen.

Wenn man also alle diese Dinge zusammennimmt: so wird man auch dem Herzog von Cumberland wenigstens Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und in den etwanigen Betrachtungen über ihn behutsam seyn. Recens. fühlt sich keinesweges berufen, diesem Fürsten eine Schutz- oder Lobrede zu halten. Er wollte bloß bey dieser Gelegenheit die Schwierigkeit der Beurtheilung eines kommandirenden Generals andeuten, und — mit Erlaubniß — vor den widrigen Urtheilen warnen, mit welchen junge, feurige Martissöhne so oft einen Feldherrn après coup herabzuwürdigen pflegen, d. h. einen Mann, welcher auf einer so hohen und gefährlichen Stelle steht, daß vielen von jenen feurigen Helden darauf ganz schwindlich werden würde. Denn wenn wir vom Rathhause zurückkommen, sind wir alle mit einander klüger; und nichts ist widerwärtiger, als dieses goldene Axiom vernachlässigt zu sehen. Es ist zwar natürlich, daß ein jeder Laie über einen Feldherren ein Urtheil fällt, weil man in gewissem Verstande die Kunst, den Krieg zu führen, vorzugsweise die Kunst des menschlichen Verstandes nennen könnte, und weil ein Jeder sich selbst wenigstens Verstand zutraut. Allein je tiefer man über einen Gegenstand der Spekulation, und insbesondre über diesen, nachgedacht hat: desto eher wird man geneigt werden, mit einem raschen Urtheile zurückzuhalten, und solches bescheiden-

gen

gen zu überlassen, welche am meisten dazu bereit sind, je weniger sie von der Sache verstehen. — »Voyez, Sire, sagte der Marschall von Sachsen zu seinem Könige, à quoi tiennent les Batailles!« — Ein Ausspruch, mit welchem Rec. den denkenden Leser zu denjenigen Betrachtungen einladet, zu welchen das Vorstehende Veranlassung geben kann.

Den Tag nach der Schlacht kehrte die Französische Armee zur Belagerung von Tournay zurück, welche mit der größten Lebhaftigkeit fortgesetzt wurde, so daß den 19. May bereits alle Außenwerke genommen, und der Hauptwall mit Breschbatterien beschossen werden konnte. Der Kommandant erhielt einen Aufschub von 8 Tagen, um nach dem Haag schicken zu können, und mußte dagegen sich in die Citadelle zurückziehen. Nachdem der Kommandant Befehl erhalten, dieselbe zu vertheidigen, fieng d. 30sten das Feuer von neuem an. Wir übergehen die umständliche Beschreibung der fernern Vorfälle bey dieser Belagerung, und fügen blos hinzu, daß die Citadelle den 19. Jun., nach einem lebhaften Widerstande, und bey beynahe gänzlich demontirter Artillerie und völligem Mangel an Munition, den Franzosen, unter der Bedingung übergeben wurde, daß die annoch 5000 Mann starke Besatzung, bis zum 1. Jan. d. J. 1747, nicht wieder gegen Frankreich dienen sollte. Der Marschall von Sachsen wurde königlich belohnt; Tournay wurde geschleift, und die Französische Armee mit 20 Bat. und 40 Schwadr. verstärkt.

Die Alliirten brachen den 16. May aus ihrem Lager bey Ath auf, und nahmen eine Stellung bey Grammont, um Brüssel zu decken, und die Kommunikation mit Gent, dem Hauptdepot der Engländer, zu sichern. Sie verstärkten die Garnisonen von Mons, Charleroi und Namur; und es scheint, als wenn die verlorne Schlacht einen unglücklichen Eindruck auf den Heerführer gemacht, und zugleich das Vertrauen seiner Armee zu ihm geschwächt habe.

Gent war das eigentliche Ziel der Operationen des Marschalls von Sachsen. Er machte daher eine Demonstration auf Leuze, und schien die Alliirten angreifen zu wollen. Zugleich bedrohete er Mons. Das Letztere entschied, und bewog den Herzog von Cumberland, auf das

rechte Ufer der Dender zu gehen, und eine Stellung bey Wachtpaille zu nehmen. Auffallend ist es, daß dieser Feldherr, so wie er eine Bewegung rückwärts unternahm, die vor ihm liegenden Orte, wie es jetzt mit Ath geschah, mit Befestigungen verstärkte, wodurch seine Armee jedesmal einige Bataillons verlor, weil diese Plätze nicht geschickt waren, langwierige Belagerungen auszuhalten.

Den 4ten marschirten die Franzosen bis unweit Lessines; den 6ten nach Everbeck. Bey Grammont erfolgte eine unfruchtbare Kanonade; und, da Oudenarde eine Festung war: so schien der Feldherr der Alliirten die Belagerung derselben zu fürchten. An Gent dachte er noch nicht; obgleich den Feind ihm kürzlich einen Marsch dorthin abgewonnen hatte. Rec. glaubt, den Leser vorzüglich auf diesen Zeitpunkt der Campagne aufmerksam machen zu müssen, weil derselbe wirklich äußerst interessant ist.

Die Meinung und die Beurtheilung des Feldherrn entschied, wie immer bey allen Operationsanlagen. Um nämlich auf dem linken Ufer der Dender vorgehen zu können, mußten die Franzosen Grammont maskiren. Dieß Corps nahm der Herzog von Cumberland für die Avantgarde der zum Angriff vorrückenden Französischen Armee, da es doch nur ein Flügelcorps derselben war. Der Herzog von Cumberland war jetzt in dem Fall, zwischen Gent und Brüssel eine Stellung zu nehmen, wodurch beyde Plätze gedeckt werden konnten. Allein es ist möglich, daß er das Eine über das Andre entweder aus den Augen verloren, oder die Existenz des Postens von Oudenarde zu wichtig gedacht habe. Wollte er nämlich jene Stellung finden: so mußte er sie nicht auf dem rechten Ufer der Dender suchen, wo er zwar schwer anzugreifen; aber auch schon den 6ten von Gent abgeschnitten war. Hätte er auch in dem erwähnten Raume, z. E. zwischen Courtray und Grammont, eine unangreifliche Stellung gefunden: so würde sie am Ende dennoch umgangen worden seyn. Man sollte also bey diesem strategischen Manöuvre glauben, daß dem Feldherrn der Alliirten nichts übrig blieb, als, den Muth, die Disciplin und Einigkeit in seiner Armee anzufachen, um sich in dieser Lage, als der Vertheidiger kurzer Distanzen, nicht auf Posten, und eben so wenig auf Manöuvres zu verlassen, weil der Feind auf dem Angriff stand; und ihm, welcher seinem Gegner [illegible]

Schritte

»Schelde [illegible] müßte, [illegible] konnte. Die Alliirten mußten vielmehr, sobald die Franzosen in der Gegend von Lessines erschienen, ihnen entgegengehen, und sie angreifen. Würden die Alliirten geschlagen: so waren sie noch nicht ohne Ressourcen; verloren sie hingegen Gent oder Brüssel und die dasigen großen Depots: so war das Unglück ungleich größer, und sie waren gänzlich auf die Vertheidigung für diese Campagne zurückgeworfen. Die Erhaltung von Oudenarde scheint in diesem Zeitpunkte einen untergeordneten Werth, und zwar nur dann einen größern gehabt zu haben, wenn es entschieden war, daß die Franzosen sich mit ihrer Hauptmacht gegen dieselbe wandten. Deßhalb ist die Bemerkung des einsichtsvollen V. dieser Memoiren sehr richtig, »es sey natürlich gewe»sen, zu glauben, ein Gegner, wie der Marschall von Sach»sen, werde von zwey Unternehmungen, die sich ihm dar»bōten, (auf Gent oder Oudenarde) die beste wählen.«

Als endlich der Herzog von Cumberland den 7. Abends, aus der Bewegung der Franzosen auf Bost, ihre Absicht auf Gent entdeckte, detaschirte er ein Corps nach Alost, und befahl dem General desselben, (jedoch erst d. 9ten) sich in Gent zu werfen. Bey Bost hatte aber der Feind die rechte Flanke der Alliirten schon umgangen. Der Weg nach Gent wurde also den Alliirten durch ein Französisches Detaschement versperrt, und es erfolgte ein Gefecht, bey welchem die Alliirten 800 Mann verloren, und nichts, als die Kavallerie, durch einen Schleichweg nach Gent, hereinbrachten. Dieser übelbefestigte Ort wurde endlich, troß des nassen und tiefen Grabens, durch einen kühnen Streich des Französischen Oberstlieut. de la Morliere, eskaladirt, und die schwache Garnison, ausgenommen die hinzugekommene Kavallerie, in die Citadelle eingesperrt. Diese Kavallerie entkam, und irrte lange umher, ehe sie zur alliirten Armee stieß. Ein englisches Regiment derselben ward jedoch noch aufgefangen. Die Franzosen fanden in Gent, außer den Gefangenen, 500,000 Gulden, ein großes Magazin, viele Montirungsvorräthe und einen großen Train Artillerie. Die Citadelle ergab sich gleichfalls in einigen Tagen.

Von Gent schickten die Franzosen ein Detaschement des dasigen Corps nach Brügge, und besetzten diesen Ort.

Die Alliirten waren endlich [illegible], [illegible] nach [illegible] marschirt, [illegible] keinen Verlust von Gent [illegible]-

 ten.

ren. Sie wollten nun die Dender vertheidigen; marschirten aber den 12ten nach der Gegend von Brüssel. Der Fürst sagt: »ici pourtant le malhabile général ne se crut pas encore en sûreté,« — welches wohl zu glauben ist; weshalb er den 15ten bis Vilvorden marschirte. Hierüber sind alle Betrachtungen überflüssig.

Die Folge von allem diesem war der Verlust von Oudenarde, und die beyden zugleich unternommenen Angriffe auf Ostende und Dendermonde. Die Französische Armee nahm eine Stellung zwischen Gent und Alost bey Orbeghem. Dendermonde ergab sich den 11. Aug. Der Kommandant von Ostende wehrte sich etwas länger, bis er endlich d. 23. Aug. sich ebenfalls ergeben mußte. Nun kam Nieuport an die Reihe, welches d. 5. Sept. erobert wurde.

»Unterdessen war der Marschall von Sachsen über die Dender gegangen, und hatte sich unweit Alost gesetzt. Diese Superiorität des Feindes und der Verlust von Flandern brachten die engländischen Generale auf solche trauervolle Gedanken, daß, wie der Fürst sich ausdrückt: »il ne tint pas à eux, que le plus insensé de tous les partis ne couronnât les fautes commises dans cette campagne;« so daß man den Herz. von Cumberland durchaus bewegen wollte, bis nach Antwerpen zurück zu marschiren, woselbst sich der Hauptdepot der Engländer befand. Dieß Projekt wurde durch den Fürsten v. Waldeck und den Feldmarschall Königseck noch glücklich hintertrieben. So sehr indeß Ersterer wünschte, während der beyden Belagerungen Etwas unternommen zu sehen; so wollte der kommandirende General solches doch niemals wagen.

Die Französische Armee hatte sich, während dieser Zeit, in der Gegend von Steenuffel gesetzt, und dadurch dem Herzoge von Cumberland neue Besorgnisse wegen Antwerpen erweckt. Zu dem Ende dehnte er seinen rechten Flügel bis Willebrök aus, und ergriff, wie es scheint, das sicherste Mittel, seinen Zweck abermals zu verfehlen. Zu seinem Glücke hatte der Marschall von Sachsen bloß das Ende der Campagne vor Augen, welche er mit der Eroberung von Ath beschließen wollte. Die Franzosen unternahmen daher verschiedene kleine Postenangriffe und eine Demonstration auf Enghien, wobey man glauben möchte, daß dieß bey solchem Gegner,

wei-

welche stets in ihrer Stellung verharreten, überflüssig gewesen sey. Ath wurde also d. 26. Sept. berennet, und d. 9ten Oktober erobert.

Es waren bereits 10 Bataillons Engländer von der alliirten Armee abgerufen worden, um sich der Revolte in Schottland und den Unternehmungen des Prätendenten entgegen zu setzen. Den 12. Okt. wurde der Herzog von Cumberland selbst, nebst der sämmtlichen englischen Infanterie, abgerufen, um über den Kanal wieder zurück zu gehen, welcher bald ebenfalls die Kavallerie, wie auch 6000 Hessen, folgen mußten.

Der Marschall von Sachsen ließ nun seine Armee die Winterquartiere beziehen, und vertheilte von solcher 22 Bat. und 26 Schwadr. bey Gent, und den Rest theils in die eroberten Plätze, theils zwischen der Sambre und der Maas.

Die Alliirten trennten sich d. 21. Okt., und nahmen ihre Winterquartiere zwischen Brüssel und Antwerpen. Feldmarschall Königseck hatte gleichfalls die Armee verlassen, und der Fürst von Waldeck das Kommando derselben übernommen.

Durch den Abgang der Englischen und Hessischen Truppen fand sich die alliirte Infanterie auf 36 schwache Batall. reducirt, welche, außer den Besatzungen, zum Feldbienste gebraucht werden konnten. Jedoch schien man aus allen Maaßregeln und dem Verhalten des Feindes schließen zu können, daß derselbe während des Winters nichts Bedeutendes unternehmen werde. Dieser Schluß war aber falsch, indem die fehlerhafte generelle und lokale Vertheilung der alliirten Truppen dem Scharfsinne des Marsch. v. Sachs. nicht entgehen konnte. Er entschloß sich also, Brüssel anzugreifen, und führte solches glücklich aus. Den 28sten Januar erschienen die verschiedenen Französischen Colonnen vor Brüssel, in welchem, zufolge eines gehaltenen Kriegsraths, auf der Nachricht von der Annäherung des Feindes, noch 6 Bataillons die zahlreiche Garnison verstärkt hatten. Der Fürst hatte dem kommandirenden Holländischen General befohlen, diese Garnison bey einem ernstlichen Angriff, aus dem schlecht befestigten Brüssel herauszuziehn. Dieser General versuchte solches auch; entschloß sich aber unglücklicher Weise, wieder in die Stadt zurückzukehren.

Da

Da der Fürst von Waldeck nun die andern Befehlshaber der durch widrige Winde zurückgehaltenen Engländer, Hessen und Hannoveraner, zu keiner Maaßregel zur Befreyung von Brüssel bewegen konnte; da es sogar an Artillerie fast gänzlich fehlte; so konnte der Fürst nichts zur Befreyung der belagerten Truppen unternehmen, als Mecheln mit 4 Bataillen und 5 Schwadronen besetzen lassen, wozu er von der Stadt Antwerpen zwey alte Kanons borgte, um der Brüßler Garnison die Möglichkeit zu entkommen, zu erleichtern. Es stand so schlecht um die Angelegenheiten der Alliirten, daß eine unerwartete Verstärkung von 5 Oesterreich. Batall. deßhalb nicht ankommen konnte, weil zehn tausend Gulden zu ihrer Verpflegung fehlten, welche endlich der Fürst vorschoß.

Das Durchschlagen glückte nur einem Husaren Regimente und einem zu Nivelles befindlichen Detaschement. Wir übergehen der Kürze wegen, die übrigen weniger wichtigen Ereignisse, als z. B. die Wegnahme von Vilvorden; die Zusammenziehung einiger alliirter Truppen; die vergeblichen und übel ausgeführten Ausfälle der Garnison, bey welchem der kommandirende Holländische Officier es nicht vor seinem Kopf auf sich nehmen wollte, das Schloß einer Barrière aufzuschlagen, um heraus zu kommen; die vergeblichen Kriegesräthe in Brüssel und bey der alliirten Armee, wo selbst man dem Fürsten nicht gehorchte, u. s. w. Alles dieß findet der Leser gewiß zum Erstaunen und als Stoff zu mancher Betrachtung S. 125 - 154. Wir bemerken also nur, daß Brüssel nach einer regelmäßigen Belagerung den 21sten Februar kapitulirte, und die ganze Garnison sich zu Kriegsgefangenen ergab.

Jetzt bestand also die alliirte Armee noch aus 26 Bataillons und 80 Schwadronen, welche von der Mündung der Rupel in die Schelde bis Arschot kantonirten, froh, daß der Feind nichts gegen sie unternehmen zu wollen schien. Doch dachte man auch daran, sich hinter die Nethe zurückzuziehn; welches aber überflüssig wurde, weil die Franzosen ihre Quartiere wieder bezogen, und der Marschall von Sachsen nach Versailles abging.

Hiermit hatte die Campagne ein Ende. Der Fürst von Waldeck läßt seinem talentvollen Gegner die größte Gerechtigkeit wiederfahren, und der Leser wird damit übereinstimmen, daß dieser Fürst, bey der Verfassung seiner Armee Alles that, was in seinen Kräften stand.

Die

Die Lage der allirten Armee würde vielleicht nach dem erlittenen Verlust äußerst bedenklich gewesen seyn, wenn der Dresdner Frieden der Kaiserinn Maria Theresia nicht verstattet hätte, eine Verstärkung von 21 Batall. und 42 Schwadrons nach den Niederlanden zu senden. Dieß geschah im Anfange des Monats April des J. 1746, unter dem Feldmarschall Gr. Bathiany, welcher nebst dem Fürsten jetzt den Oberbefehl hatte. Die neuen Truppen bekamen ihre Quartiere in der Gegend von Löwen.

Jetzt kommen wir abermals an Begebenheiten, welche, da wir sie hinterher ganz genau übersehn können, so äußerst natürlich zu seyn scheinen, daß man sich wundern sollte, wie die Allirten nicht auch auf dieselben Ansichten geriethen. Demungeachtet läßt sich ihnen schwerlich Scharfsinn und Kriegserfahrenheit absprechen. Der Grund muß also wohl in andern Dingen, in den im Kriege so leicht möglichen Fehlschlüssen über das Vorhaben des Feindes liegen. Es scheint demnach die Kunst aus der eigenen und feindlichen Lage und Stellung, auf die Unternehmung des Gegners zu schließen, äußerst einfach und äußerst schwer zu seyn, wie wir lieber bekennen wollen, als uns auf die Darstellung der Regeln dieser Kunst einzulassen. Die Franzosen standen um Brüssel herum, bey Ath, ferner zwischen der Sambre und Maas. Die drey Festungen, Mons, Charleroi und Namur, befanden sich noch in den Händen der Allirten. Die Armee derselben stand zwischen Antwerpen, Mecheln und Löwen. Um die Allirten zu verdrängen und eine Belagerung vorzunehmen, mußte einer ihrer Flügel bedroht und umgangen werden, ein Manöver, welches in allen Kriegen versucht werden kann. Was war nun natürlicher als den linken Flügel der allirten Armee und ihren Rücken zu bedrohen, und denselben zur Verlassung von Löwen, und zum Rückzug hinter die Demer zu bewegen, um sodann nach Beschaffenheit der Umstände, (denn es kam auf das passive Verhalten der Allirten an) entweder dieß Manöver zu wiederholen, oder eine andere Unternehmung auszuführen. Der rechte Flügel der Allirten konnte wegen der breiten Schelde gar nicht bedroht werden, und um sie von dort fortzuschaffen, mußte das Glück jene Wiederholung begünstigen, und ihr linker Flügel zurückgedrängt werden, um den andern Unternehmungen freyes Spiel zu lassen. Die Eroberung von Mons, Charleroi und Namur, war allerdings wichtig; noch wichtiger war es indeß, die

die allirte Armee auch von dem Stützpunkt des rechten Flügels, von dem ihr so wichtigen Antwerpen wegzutreiben. Alsdann konnten jene Plätze mit mehrerer Bequemlichkeit weggenommen werden. Antwerpen war also das größte Ziel der Operationen des Marschalls von Sachsen; zumal bey Gegnern, deren Unentschlossenheit er kannte. Dieser Gründe, welche wir jetzt klar einsehn, ungeachtet glaubten die Allirten, der Feind werde Namur zuerst zu belagern suchen. Man kann nicht behaupten, daß diese Supposition von aller Wahrscheinlichkeit entblößt war, ungeachtet sie sich als unrichtig durch den Erfolg erwies. Sie war nur darin irrig, daß man das Interesse des Französischen Feldherrn nebst seinem Genie und Unternehmungsgeiste, im Verhältnisse mit der eignen Lage der Allirten, zu gering anschlug. Dieß hatte natürlich falsche Maaßregeln zur Folge. Die Allirten zogen sich zwischen Mecheln und Löwen zusammen, und bewegten sich, auf die Vermuthung eines Irrthums, nach der niedern Dyle, von da aber noch weiter rechts gegen Mecheln. Dieß scheint ganz recht gewesen zu seyn; nur vernachläßigten sie die Gegend zwischen der Dyle und der Demer, welche durch ein detaschirtes Corps hätte beobachtet werden müssen. Bloß Löwen blieb durch leichte Truppen besetzt, welche der Feind bald vertrieb.

Um sein Vorhaben auf Antwerpen auszuführen, detaschirte der Marschall von Sachsen, ein Corps von 24 Bat. und 37 Schwadronen nach Tirlemont. Mit der Hauptarmee marschirte er bis unweit Mecheln.

Das Detaschement bey Tirlemont bewog die Allirten zum Rückzug hinter die Nethe; und die Bewegung des erstgedachten Detaschement auf Heerenthals, zum Rückzug bis in die Gegend von Breda, wo sie den 19ten Mai ankamen, um daselbst eine Verstärkung Oesterreichischer Truppen abzuwarten. Vielleicht hätten sie gegen das bey Heerenthals stehende Corps etwas unternehmen können, worüber sich nicht genau entscheiden läßt.

Die Französische Armee passirte nach und nach die Dyle und die Rupel, und langte den 18ten bey Lier an. Nunmehr ward die Citadelle von Antwerpen den 26sten erobert, und Mons durch den Prinzen Conti, welcher eine Verstärkung vom Rhein nach den Niederlanden führte, gleichfalls belagert.

Die Alliirten hatten mittlerweile eine Verstärkung von 10 Bat. und 10 Schwadronen Hannoveraner erhalten, wobey der Verf. dieser Memoiren bemerkt, daß der Marschall von Sachsen »qui respectoit ses ennemis plus qu'ils ne se respectoient eux mêmes,« für seine Communikation mit dem Prinzen von Conti besorgt gewesen sey, indem die Alliirten wirklich ein Detaschement bey Diest an der obern Demer postirt hatten. Dieses Lebenszeichen war jedoch nicht eingreifend; auch verwahrten sich die Franzosen dagegen durch zweckmäßige Anstalten. Die Zeit verging, und Mons fiel den 10. Jul.

Endlich setzte sich die alliirte Armee, welche aufs neue durch 4 Bat. Engländer verstärkt worden war, den 17ten Juli in Bewegung und langte den 23ten bey Peer an, woselbst sie abermals mit 18 Bat. und 42 Schwadronen Oesterreicher verstärkt wurde. Der Prinz Karl von Lothringen hatte jetzt den Oberbefehl übernommen. Der Verf. sagt: »avec »87 Bat. et 142 Esq., on pensoit parvenir à se faire re»specter.«

Der Marschall von Sachsen, aufmerksam auf Alles, hatte sich nun bey Lier gesetzt, und Mecheln so wie auch Arschot okkupirt. Charleroi und St. Guislain wurden berennt. Den 29sten nahm die Französische Armee eine Stellung bey Mecheln, ein Corps wurde bis Sichem zur Beobachtung der Alliirten vorpoussirt, und ein zweytes unweit Löwen, zur Communikation mit dem Corps bey Charleroi und dessen Detaschementen aufgestellt.

Die Alliirten marschirten nach Hasselt und nach Warem. Auch nahmen sie Arschot weg. Zu Warem ward in einem Kriegsrathe, gegen die ohne Zweifel weit bessere Maaßregel des Fürsten von Waldeck, nach Jodoigne zu marschiren, beschlossen, hinter der Méhaigne Namur zu decken. Den 30ten marschirte die alliirte Armee nach Bonef. Den 2ten August zog sich dieselbe gänzlich vor Namur.

An demselben Tage wurde Charleroi durch einen kühnen Streich weggenommen, nachdem die Belagerung bereits beträchtlich fortgerückt war. St. Guislain war ohne viele Weitläuftigkeit erobert worden. Der Französische Feldherr war entschlossen sich nach der Sambre zu bewegen, und zog deßhalb seine Armee bey Löwen zusammen, von wo derselbe

die

die Gegenden Dieſt und Tirlemont durch Detaschementer beobachten ließ. Indeß erweckte der Marsch der Alliirten und die Direktion desselben einige Besorgnisse wegen der zu dieser Zeit noch nicht beendigten Belagerung von Charleroi und des daſigen Contiſchen Corps. Entfernten die Franzosen sich hingegen von Löwen: so liefen sie Gefahr die daſigen Vorräthe zu verlieren, oder wenigstens von denselben abgeschnitten zu werden. Der Marschall rechnete aber auf sein Glück, und die Fehler seiner Feinde, schob die Detaschementer von Dieſt und Tirlemont nach der Gegend von Tirlemont und Gemblours, und folgte mit der Armee nach Walhain. Die vorgedachten Detaschementer wurden auf die Flanken, nämlich an dem Orneau bey Gemblours und St. Paul u. s. w. gesetzt, auch die Gemeinschaft mit Löwen gesichert.

Bey der Nähe, in welcher jetzt die beyden feindlichen Armeen standen, fielen verschiedene kleine Gefechte der leichten Truppen vor, welche wir übergehen, und uns nur an die Hauptzüge halten. Zu bemerken ist es jedoch, daß bey diesen Gefechten die leichten Truppen der Alliirten, größtentheils eine entschiedene Superiorität behaupteten, woraus sich vielfältig hätte Nutzen ziehen lassen.

Die Betrachtungen, welche der Verf. bey diesem Zeitpunkt anstellt, sind zu gegründet als daß Rec. nicht einige derselben abschreiben sollte. S. 169 sagt der Fürst: »Si »la plus inconséquente timidité avoit jusqu' à l'époque de »la prise de Charleroi determiné toutes les demarches du »Prince de Lorraine, à quels nouveaux actes de foiblesse ne »devoit-on pas s'attendre de sa part alorsque le Marèchal de »Saxe se trouvoit renforcé de 30000 hommes employés »à ce siége? Le malhabile Général n'en espéroit pas »moins encore toujours de sauver Namur; mais quelque »avantageux que fût son poste, il ne pouvoit etre soute»nu qu'autant qu'on restoit maitre de la Meuse; pour cela »il falloit rester en possession de Huy etc. etc. Es leuchtet dieß so sehr von selbst in die Augen, daß Rec. alle Anmerkungen überflüssig findet. Allein Huy war im schlechten Stande, »et ce poste« sagt der Verf. »que le bon sens di»ctoit n'entra point dans la tête du Général des Alliés.«

Wir kommen also an eine Begebenheit, welche einer andern im vorigen Feldzuge sehr ähnlich war. Die Alliirten ließen sich nämlich abermals tournircn.

Der

Der Marschall von Sachsen marschirte links ab, hielt die Aufmerksamkeit des Feindes an der Mehaigne beschäfftigt, und bewegte sich den 15ten August über Mont St. André, den 17ten nach Branchon, den 19ten aber nach Latinnes. Der Pr. v. Lothringen folgte seinem Gegner, indem er sich rechts, immer an der Mehaigne, nach Longchamp zog. Er hielt die Bewegung des Feindes für eine Demonstration, um diesen Fluß zu passiren. Von Longchamp setzte er sich bey Marnef dem Feinde gegenüber. Dieser hingegen hatte ein Korps durch einen Umweg über Waarem detaschirt, und gieng nun mit demselben gerade auf Huy los. Die Franzosen fanden daselbst 80,000 Portionen Brodt und die Equipage des Pr. v. Lothringen.

Hierdurch war abermals eine der wichtigsten Unternehmungen glücklich ausgeführt, und die Franzosen ermangelten nicht, den Posten von Huy folgendermaaßen zu etabliren, wie auch zu seiner Unterstützung Zwischen-Corps zu placiren, daß die Alliirten nichts dagegen ausführen konnten. Die leichten Truppen der letztern schwärmten zwar auf der französischen Kommunikation mit Löwen (dem feindlichen Hauptdepot) herum; allein auch diese ward sicher gestellt.

Nunmehr dachte der Marschall von Sachsen daran, den Alliirten ebenfalls die Gemeinschaft mit Dinant und der obern Maas zu nehmen. Auf der andern Seite drangen daher die franz. leichten Truppen bis an die Vorstädte von Lüttich vor, indem zugleich alle Mühlen an der Sambre, der Mehaigne und dem Orneau zerstört wurden. Hierdurch wurden die Alliirten wegen ihrer Subsistenz in die größte Verlegenheit gesetzt; ein Versuch auf eine große französische Zufuhr schlug fehl, und der Prinz von Lothringen beschloß, längs dem rechten Ufer der Maas bis nach Mastricht zurückzugehn, wovon ihn auch die Vorstellungen und Vorschläge des Fürsten von Waldeck nicht abbringen konnten. Den 28ten passirte daher die alliirte Armee die Maas bey Seille unterhalb Namur, und marschirte bis Felée, ohne weiter beunruhigt zu werden, welches sie ihren leichten Truppen zu verdanken hatte. In Namur blieben 8000 Mann. Da auch die Franzosen Lüttich mit 10000 Mann besetzten: so zogen sich die Alliirten immer weiter zurück bis Harzé, bis sie endlich nach einigen Märschen den 4ten Septbr. bey Fleron (zwischen Lüttich und Lim-

Limburg) ankamen. Es fehlte ihnen zwey Tage lang an Brodt. Den 6ten setzten sie ihre Reise weiter fort, um den 14ten die Maas bey Mastricht passiren zu können.

Der franz. Feldherr nahm den 6ten eine Stellung bey Tongern, in welcher er sich im Stande befand, die Belagerung von Namur zu decken, welches den 5ten berennt wurde. Diese Belagerung (deren Beschreibung man in diesen Memoiren findet) wurde, was die Stadt anbetrifft, den 18ten beendigt, und die Garnison zog sich in das Schloß. Letzteres kapitulirte endlich ebenfalls den 31sten.

Die Alliirten hatten den festen Vorsatz, zum Entsatz von Namur eine Bataille zu wagen. Allein der Erfolg entsprach nicht ihrer Erwartung. Sie hatten den 14ten eine Stellung bey Lonaken ohnweit Mastricht, den 15ten eine zweyte zwischen Klein-Spauwen und dem Flüßchen Jaar genommen, auch durch den Fürsten v. W., welcher auf dem linken Flügel en potence stand, die feindl. leichten Truppen längst diesem Fluß fortgetrieben. Die feindliche Stellung schien jedoch zu stark zu seyn.

Der Marschall v. Sachsen setzte sich hierauf zwischen Tongern und Bilsen; die Alliirten hingegen schoben, um dem Feinde die Fronte besser entgegen zu stellen, ihren linken Flügel bis Sluse vor, indem der Fürst v. W. zugleich noch weiter links gegen Sling detaschirt wurde. Aus dem Lüttichschen (la campine liegoise) konnten sie keine Lebensmittel mehr ziehn; sie mußten daher bis gegen Lüttich selbst fouragiren.

Namur war gefallen; allein die Alliirten glaubten, die Trennung der feindlichen Armee bey beendigter Campagne, nur in der Gegend von Lüttich erwarten zu können, woselbst sie einen hinlänglichen Vorrath an Fourage zu finden hofften. Sie giengen daher über den Jaar, und setzten sich bey Hautain, den linken Flügel an Ans, ¼ Meile von Lüttich, indem zugleich die Kommunikation mit Mastricht durch ein Corps gedeckt wurde.

Die franz. Armee, zu welcher die Belagerungs-Truppen von Namur gestossen waren, hatte ihre erste Stellung zwischen Tongern und Harelle wiedergenommen, und der Marschall v. Sachsen glaubte, daß die Alliirten nunmehr

die

die Maas passiren würden, um ihre Winterquartiere zu beziehn. Indeß, fährt der Verf. an, daß in der franz. Armee allgemein der Wunsch sey geäussert worden, die Alliirten anzugreifen. Ihre Stellung war sehr schlecht, wenig tief und mit dem Rücken an der Maas; zugleich aber im Centro durch einen Ravin getrennt. Der Marschall entschloß sich also zum Angriff. Die Alliirten konnten, wie der Verf. in einer Note ganz richtig bemerkt, wenig durch einen Sieg gewinnen, da ihnen Magazine fehlten, und es ihnen also nicht möglich war, irgend eine Belagerung zu unternehmen. Indeß waren die Franzosen ihnen auch beynahe doppelt überlegen. Der Verfasser rechnet deren Stärke auf 90,000 Mann, die der Alliirten nur auf 50,000 Mann.

Den 10ten rückte die franz. Armee zwischen Hognouk und Neudorp vor. Die Flügel wurden beyde durch Corps gedeckt. Die Franzosen schienen ihres Siegs so gewiß zu seyn, daß eine kleine Schauspieler-Gesellschaft, welche dem Marschall folgte, eine Vorstellung gab, und eine Actrice bey Ankündigung des nächsten Stücks sagte: »Messieurs, relâche au théatre à cause de la bataille; après »demain nous aurons l'honneur, de Vous donner etc.

Der Hauptangriff sollte auf das linke Flügel-Corps der Alliirten, welches der Fürst von Waldeck befehligte, geschehen. Der Fürst traf deshalb sehr zweckmässige Anstalten, indem derselbe vorzüglich das Dorf und die Gegend von Ans zu verstärken suchte. Allein er war dennoch für diesen Flügel besorgt, und wünschte, ein hinter demselben gelegenes Ravin passiren, und sich an die Citadelle von Lüttich anlehnen zu dürfen. Dieß ward jedoch vom Pr. von Lothringen abgeschlagen, mit dem Versprechen, das Dorf Raroux mit drey Bataillons zu besetzen. Ausserdem hatte derselbe die Dörfer Liers mit vier Bataillons, Enirhe mit drey, Ferhe nebst Sling mit sechs, und den Meierhof Waroux mit zwey Bataillons besetzt.

Des Vormittags um 10 Uhr erschien dem Fürsten gegenüber ein Korps Franzosen, welchem die feindliche Armee erst gegen Mittag wegen heftigen Regens nachfolgte.

Der Angriff erfolgte sodann. Wir übergehn die umständliche Beschreibung desselben, welche der Leser in diesem Werke selbst findet, und merken bloß an, daß die

 Trup-

Truppen des Fürsten von Waldeck nach einem tapfern Widerstande aus ihren sämmtlichen Posten dieses linken Flügels der Armee herausgeschlagen, und darauf die vor derselben liegenden Dörfer ebenfalls erobert wurden. Der Rückzug geschah auf Mastricht, woselbst die alliirte Armee vor Einbruch der Nacht anlangte und ein Lager nahm, ohne sonderlich bey ihrer Retraite beunruhigt zu werden. Der Fürst giebt den Verlust der Franzosen auf 5000, den der Alliirten auf 4000 Mann an. Auch büßten letztere 40 Kanonen ein. Man möchte beynahe erstaunen, daß die Alliirten nicht einen grössern Verlust gehabt haben, und vorzüglich, daß solche Mastricht glücklich erreichten, wenn man nicht die späte Tageszeit, vorzüglich aber den durch einen anhaltenden Regen erweichten Boden in Anschlag bringen wollte. Beydes hat ohne Zweifel viel zur Erhaltung der alliirten Armee, welcher ein siegreicher überlegener Feind gegenüber stand, beygetragen.

Die Franzosen marschirten nun nach Tongern, während die Alliirten die Maas passirten, und zwischen Wyk und Fanquemont Kantonirungen bezogen. Erstere schickten mehrere Truppen nach Frankreich zurück, woselbst die Engländer mit einer Landung droheten, und detaschirten 20,000 Mann, welche an der obern Maas, der Mosel und im Elsaß die Winterquartiere beziehen sollten. Der Rest der franz. Armee zog sich nach St. Tron zurück, von wo derselbe zwischen Löwen und Brüssel in Kantonirungs-Quartiere rückte.

Die Alliirten nahmen den 25sten Oktbr. ebenfalls ihre Quartiere im Limburgischen, Luxemburgischen, Geldernschen, bey Herzogenbusch und bey Breda.

Der Marschall von Sachsen kehrte nach Versailles zurück, und wurde mit der Charge eines Maréchal-Général belohnt. Hiermit hatte diese Kampagne ihr Ende erreicht, wobey Rec. dem Leser nicht durch weitere Betrachtungen vorzugreifen willens ist.

Nach diesem unglücklichen Feldzuge der Alliirten hätte man nicht vermuthen sollen, daß der folgende des Jahres 1747 unter günstigen Vorbedeutungen eröffnet worden wäre. Allein Frankreich war erschöpft, sehnte sich nach Ruhe, und fieng an zu negociiren. Die Alliirten hingegen brachten

ten ihre Armee auf die formidable Stärke von 100,000 Mann, an deren Spitze abermals der Herzog von Cumberland gestellt wurde.

Die ersten Schritte dieses Generals schienen indeß nicht geeignet zu seyn, große Hoffnungen zu erwecken. Es versammelte nämlich derselbe die Armee zwischen Bergenopzoom und Eyndhoven, mit dem Vorsatz, ohne weitere Zeremonien Antwerpen zu belagern. Der Fürst erwähnt seiner vergeblichen Vorstellungen gegen diesen Plan, welcher mit Recht fehlerhaft genannt werden kann. Denn die Franzosen, welche sich zwischen Warre und Löwen zusammenzogen, hatten Antwerpen nicht allein in guten Vertheidigungszustande gesetzt und mit hinlänglicher Garnison versehen; sondern sie konnten sich auch in drey Tagen bey diesem Orte koncentriren. Ein anderes franz. Korps stand bey Namur, um den feindlichen linken Flügel zu beobachten. In dieser Stellung erwartete der Marschall v. S. die Unternehmungen der Alliirten; jedoch schon jetzt mit dem Vorsatz, durch den Angriff und die Eroberung des holländischen Flandern die vereinigten Staaten von der grossen Allianz abwendig zu machen.

Der Anfang dieses franz. Projekts geschah mit dem Angriff von Ecluse, Sas de Gand und Philippines, deren Eroberung dem General Löwendal aufgetragen wurde, indem zugleich der General Contades die Forts la Perle und Liefkenshoek, ferner Hulst und Axel wegnehmen sollte. Diese Unternehmungen wurden sämmtlich glücklich ausgeführt, und in den ersten Tagen des May's beendigt. Der Herzog von Cumberland sah diesem Schauspiel ruhig zu, und gab dadurch zu der Vermuthung Veranlassung, daß das Londner Kabinet mit Wohlgefallen diese Eroberungen betrachtete, um dadurch die Verlegenheit der Holländer zu vergrössern, und die Wiedereinführung des Statthalterthums zu begünstigen. Letztere fand auch wirklich statt, und der Fürst giebt von diesem wichtigen Ereigniß eine kurze Beschreibung.

Die alliirte Armee hatte unterdessen ein Lager bey Hertogenbosch bezogen, und setzte sich endlich Ende Aprils in Bewegung auf Brecht, blieb bis den 14ten May dort, und rückte nun näher gegen Antwerpen bis Schilde vor,

 in

indem ein linkes Flügelkorps den kleinen Nethe-Fluß beobachtete. Erst den 26sten marschirte die alliirte Arme nach Lier; mußte aber zur Kommunikation mit Breda und Bergenopzoom ein Korps von 10 Bataillons bey West-Wesel zurückdetaschiren. Dieß Detaschement muß allein den Leser auf die fehlerhafte Anlage der alliirten Operationen aufmerksam machen, wenn wir auch die erstaunliche Langsamkeit derselben nicht bemerken wollen. Auch hatte diese Offensive hier ein Ende.

Der franz. Feldherr versammelte seine Armee bey Mecheln und Löwen. Antwerpen wurde durch ein Korps von 26 Bataillons gedeckt. Der Leser werfe jetzt einen Blick auf die Charte, und urtheile, ob es wahrscheinlich seyn konnte, daß die Alliirten Fortschritte machen konnten. Zwar detaschirte der Herzog von Cumberland nach Tongerloo und Sichem; die Franzosen setzten dagegen Korps bey Judoigne, Tirlemont und Haelen an der obern Demer. Diese Korps zogen sich nach und nach auf Tongern, und St. Tron. Die Alliirten, welche endlich die Absicht des Marschalls auf Mastricht merkten, marschirten nun nach der Gegend von Diest, und den 30sten nach Lonaken unweit Mastricht. Bey Bilsen wurde ein Detaschement postirt.

Durch diese Bewegung waren die Angelegenheiten der Alliirten einigermaassen verbessert worden; auch hätten diese bey ein wenig mehr Thätigkeit noch grössern Nutzen von den partiellen Bewegungen der Franzosen ziehen können. Allein diese letztern waren unternehmend, und die Alliirten waren es nicht. Sie hätten zwar beschlossen, gegen den bey Tongern stehenden Feind etwas zu wagen, und hierdurch würde der Marschall v. Sachsen genöthigt worden seyn, seine verschiedenen zwischen Tongern und Löwen befindlichen Detaschements zurückzuziehen. Allein dieser Entschluß hatte bloß eine Veränderung ihrer Stellung zur Folge, welche obenein unvortheilhafter als die bey Lonaken war. Hier wollte der Herzog v. Cumberland nun das Weitere abwarten.

Wir übergehn die verschiedenen, vielleicht zu künstlichen Bewegungen der franz. Detaschements, welche einen Beweis von der wenigen Achtung abzugeben scheinen, welche der Marschall v. Sachsen für seine Gegner hatte.

Wir

Wir bemerken bloß, daß die franz. Armee sich bey Tongern vereinigte, und daß der Marschall beschloß, durch eine Schlacht den Weg zur Belagerung von Mastricht zu bahnen.

Die Alliirten standen mit ihrem rechten Flügel an Bilsen, und mit dem linken an Wilre unweit Mastricht; Lawfeldt (wonach diese Schlacht genannt wurde) lag vor der Mitte. Sonderbar scheint die Stellung von 60 Schwadrons in dieser Mitte zu seyn, wenn das Terrain nicht besonders dazu veranlaßt hat. Wilre war mit 3 Bataillons besetzt worden. Der franz. Feldherr hatte beschlossen, vorzüglich gegen dieses Dorf, oder den linken Flügel der Alliirten, den Hauptangriff zu unternehmen.

Den 2ten July wurde derselbe ausgeführt, und zugleich auch Lawfeld angegriffen. Die Anordnung zu dieser Schlacht ist meisterhaft, und verdient nachgelesen zu werden.

Nach einem hartnäckigen Gefecht befanden die Franzosen, welche durch die Gegenwart ihres Königs angefeuert wurden, sich im Besitz der genannten Dörfer. Der Fürst versichert, daß der alliirte Feldherr nicht einmal diese vorliegenden Posten unterstützt habe. Das Gros der alliirten Armee hielt daher auch nicht lange das Feuer der feindl. Artillerie aus; ihre Kavallerie ward geworfen, und der linke Flügel der Infanterie zog sich auf Mastricht zurück, der übrige Theil auf Lonaken, ohne weiter sonderlich vom Feinde beunruhigt zu werden. Nach der Aeusserung des Fürsten verloren die Franzosen 6000 Menschen, die Alliirten 5435 nebst 23 Kanonen.

Den 3ten zogen die Alliirten sich über die Maas nach Wyck und Gronsfeld, indem sie ein Korps nach Viset detaschirten, und ein anderes auf dem linken Ufer der Maas bey Neer-Haaren liessen. Durch diese Stellungen war Mastricht noch vor einer Belagerung gesichert.

Der Marschall rückte daher nach Klein-Spaw, indem er die Maas bis Lüttich beobachten ließ. Da nun unmittelbar gegen die alliirte Armee nichts auszurichten war, indem dieselbe theils aus den Magazinen in Mastricht, theils aus dem ihr im Rücken liegenden Lande hinlängliche Subsistenz finden konnte: so entschloß sich der Marschall

v. Sachsen, eine andere, nicht minder wichtige Unternehmung auszuführen. Dieß war die Belagerung von Bergenopzoom, welche er dem Gr. v. Löwendal anvertraute. Diese merkwürdige und berühmt gewordene Belagerung, von welcher sich umständlichere Beschreibungen vorfinden, wurde Anfangs July angefangen. Der Fürst giebt uns eine kurze gedrängte Uebersicht, sowohl der Lage des Platzes und der Beschaffenheit desselben, als der Belagerung selbst, welche durch die Ankunft des vorhin erwähnten, zur Kommunikation detaschirten allirten Korps von Breda noch erschwert wurde. Dieß Korps bestand aus 10 Bataillons und 16 Schwadrons, die Garnison aus 9 Bataillons und 2 Schwadrons.

Alles, was die Allirten gegen die Absichten der Franzosen unternahmen, beschränkte sich bis jetzt auf ein Detaschement von 13 Bataillons und 20 Schwadrons, welches zwischen Breda und Bergenopzoom emplacirt werden sollte. Der Fürst v. Waldeck wollte solches selbst anführen. Allein — hier sehen wir ein Beyspiel von einer sehr gewöhnlichen Intrigue, besonders da, wo kleinliche Rücksichten obwalten können — der neue Statthalter, welcher ehedem mit dem Fürsten rivalisirt hatte, wollte nun auch seine Existenz kund geben, und nahm ihm das Kommando, indem er solches einem General Cronstroom anvertraute. Dieser Mann hatte sich bey Fontenoy sehr zu seinem Nachtheil ausgezeichnet, wie der Leser selbst finden wird. Demungeachtet galt er mehr als der Fürst v. Waldeck, ein Mann von Verdienst. Eigentlich sind dergleichen Sachen, vorzüglich in Republiken und bey schwachen Regenten, nicht neu, und man thut wohl zu allen Zeiten und unter allen Umständen, darüber mit philosophischem Gleichmuth wegzugehn. Denn es ist zu natürlich, daß Gleich und Gleich sich zusammengesellt, und ein mittelmäßiger Befehlshaber einen vorzüglichen Kopf nicht leiden kann; zumal wenn, wie hier, eine Rivalität zwischen ihnen statt gefunden hat.

Der Fürst v. Waldeck ergriff also das richtigste Mittel für einen Mann, der seine Würde fühlt: er verließ den Dienst und gieng von der Armee sogleich ab.

Wir übergehn die nun nachfolgende Beschreibung der Vorfälle bey Bergenopzoom, und bemerken bloß, daß der franz. Gen., Gr. Löwendal, sehr große Schwierigkeiten überwand, welche

welche indeß größtentheils aus der Beschaffenheit des Orts und der übrigen Lokalitäten herkamen. Die Unternehmungen der in der Gegend der Festung befindlichen alliirten Truppen waren unbedeutend und ohne Erfolg. Endlich, nachdem eine beträchtliche Bresche vorhanden war, wagten die Franzosen, troß der großen Schwierigkeiten dieser Unternehmung, einen Sturm, welcher aus Mangel an Wachsamkeit der Garnison gelang. Das Benehmen des Kommendanten General Cronstroom, welcher sich nach den Linien flüchtete, ohne an einigen Widerstand zu denken, rechtfertigte und rächte den Fürsten von Waldeck. Die Truppen in den Linien verliessen daher ebenfalls dieselben, und flohen nach Heenbergen. Die Garnison rettete sich bis auf die Truppen in den einzelnen Forts. Die Stadt wurde geplündert und mehrere Gebäude verbrannt. 232 Kanonen, viele Vorräthe und 1500 Gefangene fielen den Franzosen in die Hände, nachdem ihnen diese Belagerung an 7000 Mann gekostet hatte. Graf Löwendal erhielt den Marschallsstab, und Bergenopzoom wurde mit einer starken Besatzung versehn. So endigte diese merkwürdige Belagerung.

Die Franzosen eroberten nunmehr die noch übrigen Forts an der Schelde: Lillo, la Croix und Friedrich Heinrich, und zogen sich darauf gegen Antwerpen.

Bey den Hauptarmeen an der Maas blieb, den Hauptsachen nach, Alles im vorigen Zustande bis an's Ende der Kampagne, welches mit dem Ende des Monats Oktobers statt hatte. Die Franzosen nahmen ungefähr dieselben Quartiere als im vorigen Jahre; die Alliirten hingegen bezogen die ihrigen in der Gegend von Mastricht und Herzogenbusch, in der Provinz Utrecht, Oberyssel und Geldern, und im Luxemburgischen; ferner bey Breda, Gertruydenburg, Klundert, u. s. w.

Das Ende der Beschreibung dieses Feldzugs kann man gleichfalls als die Beendigung dieser Memoiren betrachten, in so fern nämlich der Verf. nicht selbst mehr Antheil an den Kriegsbegebenheiten hatte. Inzwischen findet sich noch ein Anhang, in welchem (S. 295—315.) die Begebenheiten im J. 1748, die Belagerung von Mastricht, u. s. w. bis zu dem im May geschlossenen Waffenstillstande und dem den 18ten Oktbr. d. J. geschlossenen Aachner Frieden geschildert werden.

Rec. schließt diese Anzeige mit der Hoffnung, daß die Lektüre dieser Schrift dem Leser ein eben so grosses Vergnügen gewähren werde, als ihm.

Mh.

Taschenbuch für Soldaten, auf 1805. Von J. G. Hoyer. Tübingen, bey Cotta. 1804. VIII u. 184 S. 12.

Nächst einer sogenannten militärischen Zeitrechnung enthält dieß Taschenbuch Folgendes. I. **Kriegsgeschichte in Italien. Fortsetzung.** S. 1 bis 82. Dieser Aufsatz liefert eine allgemeine Uebersicht der Kriegsbegebenheiten vom J. 1515 bis zum J. 1525. Rec. scheint dieß der vorzüglichste Aufsatz in diesem Taschenbuche zu seyn. II. **Uebersicht der Fortschritte der Kriegswissenschaft.** (Kriegswissenschaften.) Eine sehr oberflächliche Anzeige, welche dem denkenden Kopfe wenig helfen kann, weil sehr viele der angezeigten Werke höchst mittelmässig sind. Letztere anzuführen, hält Rec. deshalb für überflüssig, weil der Leser solche selbst leicht finden kann. S. 82—92. III. **Strategische und taktische Aphorismen.** Diesem Aufsatze sieht man es an, daß der Verf. seinen Gegenstand, den Krieg, angefangen hat, zu überdenken. Vollendet sind seine Gedanken noch nicht. Indeß findet der Leser Stoff zu weiterm Nachforschen. S. 93—99. IV. **Wie Truppen ohne Kriegsbrücken über Flüsse zu setzen sind?** Ganz gut, nur hätte der Verf. füglich minder weitläuftig seyn können. S. 100—120. V. **Mathematische Notizen.** S. 121—130. So richtig und zweckmässig diese Notizen auch seyn mögen: so zweifelt Rec. doch, daß solche jemals für das grössere militärische Publikum einen bedeutenden Werth haben werden. Ein Anderes wäre es, wenn der Verf. bloß für Ingenieurs und Artilleristen geschrieben hätte. Jetzt aber scheint der Herausgeber dieses Taschenbuchs, dasselbe für jenes so eben gedachte Publikum bestimmt zu haben, und da glaubt Rec, daß solche Notizen nicht sonderlich viele Leser finden werden. VI. **Konscriptions- und Rekrutirungssystem für die K. K. Staaten.** S. 131—184. Nebst mehreren Tabellen. Es ist allerdings interessant, die militärischen Einrichtungen in andern

dern Staaten kennen zu lernen. Allein wenn sich diese Kenntniß auf die dabey stattfindenden Hauptgrundsätze erstreckt, wenn man eine Uebersicht der ganzen Einrichtung erhält: so scheint Rec. wenigstens, solches hinreichend zu seyn. Statt dieser Uebersicht, hat nun der Herausgeber, einen ganzen Abschnitt einer Kaiserl. Königl. Verordnung diesen Gegenstand betreffend, nebst 12 dazu gehörigen Tabellen abdrucken lassen. Wozu kann dieß nützen, und wen kann es im geringsten interessiren, alle diese Befehle vollständig und sämmtliche Schemata getreulich abgedruckt zu sehn, und welcher Leser wird sich die Zeit nehmen, (wenn er solche besser zu benutzen weiß) alle diese Dinge, alle diese Listen durchzustudiren? — Es scheint daher, daß der Herausgeber hätte kürzer zum Zweck kommen und den Raum besser benutzen können, wenn er einen Auszug geliefert hätte.

Gm.

Münzwissenschaft.

Descrizione delle Medaglie rare del *Museo Knobelsdorfiano.*

Auch unter dem Titel:

Lettere e Dissertazioni numismatiche, ossia Descrizione di alcune Medaglie rare del *Museo Knobelsdorfiano. Tomo sesto.* Berlino, appresso Quien. 1804. 88 S. 4. mit Kupf. 1 Rg. 4 gr.

Wenn der Verf. eines Buchs darzu beyträgt, daß die Wissenschaft, in der er etwas geschrieben hat, wirklich bereichert wird, und mithin Jeder, der es lieset, an Kenntnissen gewinnt: so kann er gewiß auf den lebhaftesten Dank des diese Wissenschaft liebenden Publikums den gewissesten Anspruch machen.

Mit diesem Buche tritt der hier angegebene Fall in der That ein; denn will der Freund der alten Numismatik von schon bekannten Völkern, Städten u. s. w. bisher noch unbekannte Typos kennen lernen: so sehe er hier Panticapäum, Thasus, Atrax und Crannon oder Cranon in Thessalien,

Ami.

Amisus, Parium rc. nach. Will er sehen, ob auch die Kenntniß der alten Münzgeographie hierdurch erweitert worden ist: so suche er Lete in Macedonien, Cambrium in Jonien, Medmasa in Carien und Tlos in Lycien auf, und er wird diese als neue Münzstädte der alten Zeit kennen lernen. Ferner wird er in Pergamus zwey neue Könige, Pitone und Priapus finden; einen von Eckhel unter die reges incertos gesetzten König Patraus sehen wir hier mit Gründen als König von Päonien, u. s. w. Von Magydus lernt man einen Numum autonomum kennen, da bisher von diesem Orte bloß Kaisermünzen bekannt waren, und bey Ephesus wundert man sich, acht Münzen zu sehen, davon jede den Namen einer andern Magistratsperson zeigt.

Doch die mehrsten unserer Leser kennen gewiß schon die vorhergehenden Theile dieses Werks, und die übrigen numismatischen Schriften Sestini's, und für diese wäre es genug gewesen, bloß die Erscheinung dieses neuen Theils seiner Lettere angezeigt zu haben.

Rh.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Freyes literarisches Magazin für das Gemeinwohl der Völker und Länder (;) oder über Polizey- Finanz- Cameral- Handels- und Fabrikwesen, Artistik, Land- und Gartenwirthschaft, Geschichts- und Länderkunde, auch Kritik und Gesetzgebung, u. s. w. Erster Band. Erfurt, bey Keyser. 1804. XVI und 224 S. klein 8. 16 gr.

Die Herausgeber eröffnen sich durch diesen viel umfassenden Titel und seine Cetcetera's ein ungeheures Feld, und wenn dergleichen Aushängeschilde in der Literatur allgemein werden sollten: so würde es vollends ganz unmöglich werden, von dem Titel eines Buchs ferner auf den Inhalt des letzten richtige oder bestimmte Schlüsse zu machen. Mancher Literator wird dadurch abgeschreckt, ein Buch, welches nach Maaßgabe seines zu allgemeinen Titels, mit aller Bequemlich-

lichkeit bis zu tausend und mehreren Bänden ausgedehnet werden kann, zu kaufen; denn er besorgt mit Recht, beym Ankauf dessen, was in seinen Kram paßt, unendlich Vieles mitbezahlen zu müssen, was weniger oder gar kein Interesse für ihn hat.

Von dieser Unvollkommenheit abgesehen, läßt der erste Band dieses Magazins viel Gutes erwarten. Er umfaßt unter sechs Abschnitten Abhandlungen: I. Ueber Theurung des Getraides und Administration der Domainen, oder Kammergüter, als gegenwirkendes Mittel, von D. Ch. J. L. Stelzer. Hr. St. findet die vorzüglichsten Quellen der Brodtnoth a) in dem übermäßigen innern Verbrauch des Brandtweins. (Hier hätte das Freye Magazin jenen Unfug eines sonst wohlregierten großen Staates nicht unberührt lassen sollen, nach welchem man, den Korn-Juden zugefallen, und um den Güterertrag hoch hinauf zu bringen, die Kornausfuhr erlaubt; beym Eintritte der allgemeinen Noth aber, und gegen die Zeit, wo zugefrorne Flüsse den Transport ohnehin erschweren und fast von selbst verbieten, diese Erlaubniß aufhebt; dagegen den Brandtweinbrennereyen vollauf zu thun giebt, und den nun bequemern Transport des koncentrirten Korns in alle Welt hinein begünstiget — —) b) in der vermehrten Menschenzahl und dem Viehstande und der ihnen (beyden) nicht angemessenen Erweiterung des Ackerbaues; c) in der Veredelung des Viehstandes; und d) im Mangel zureichender Magazine auf den Nothfall. (Was der Vf. hier gegen die Umwandlung aller Domainen-Güter in einzelne Erbverpachtungen sagt, will Rec. auf seinem Grund oder Ungrund beruhen lassen; obgleich das Blendwerk eines einzelnen Versuchs in einem großen Staate diese Gegengründe nur satyrisch unterstützen würde. Was aber das Natural-Zinsgetraide und besonders den Sackzehent, der bey manchem Domainengute, (zum Beyspiel des Preußisch-Brandenburgischen Staates) außerordentlich bedeutend ist, betrifft: so wird es ein ewiger Vorwurf für die Verwaltung eines solchen Staates bleiben, wenn man bey neuen Zeitverpachtungen auch diesen Sackzehent immer wieder für den Anschlagspreis (Ein Drittel des gegenwärtigen wahren Werths!!!) mitverpachtet, anstatt ihn an die unentbehrlichen Provinzial- und Landes-Magazine abliefern zu lassen,

um

um zur Zeit der Noth der drückenden Armuth unter die Arme greifen zu können, und bey kriegerischen Demonstrationen benachbarter Mächte nicht in selbstverschuldeter Verlegenheit sich zu befinden.)

II. Zur Verbesserung des Weinbaues im nördlichen Deutschlande. (Nicht im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wie es Seite 29 heißt; sondern viel früher begann die Thätigkeit selbst des nördlichern Deutschlandes im Weinbaue.)

III. Ueber Holz- und Baumanpflanzungen, von J. B. Lieber; (Vorzüglich interessant, aber den Gegenstand nicht erschöpfend. Es läßt sich durch Berechnungen, wider welche auch die strengste Kritik nichts einwenden kann, erweisen, daß ein Staat, wie der Preußische in einem Zeitraume von sechzig Jahren — als dem etwanigen Obstbaum-Alter — alljährlich die Durchschnitts-Summe von zwey Millionen und dreymalhunderttausend Reichsthalern gewinnen würde, wenn jeder Haus-Eigenthümer auf dem Lande nur zwey zuträgliche Aepfel- oder Birnenbäume vor seinem Hause oder in leeren Hofwinkeln mit pflegender Hand großzöge. Was würde vollends nicht ein Staat gewinnen und durch rohes und Back-Obst an Korn ersparen, wenn auch die Heerstraßen und selbst die Mittagsseite der Wege zwischen den einzelnen Dörfern mit Obstbäumen bepflanzet würden! In der Churmark Brandenburg und im Magdeburgischen giebt es königl. Amtsdörfer, deren Maulbeerbaum-Plantagen der Stämme zu vielen Hunderten zählen; und was bringen sie ein? — Der Cantor bauet alljährlich — sofern die Seidenwürmer nicht krepiren — sechs Pfund Seide!! und nur der funfzigste Theil jener Bäume wird von ihm benutzt.)

IV. Ueber die Verhältnisse der Klosterinstitute zur Kirche und zum Staate, wenn sie den Wissenschaften gewidmet sind, von Placidus Muth, Abte und Prälat (Prälaten) des nunmehro (nunmehr) säkularisirten Petersklosters Erfurt. (Styl und Interpunktion ist hier zuweilen bis zur gänzlichen Unverständlichkeit vernachlässiget, z. B. Seite 175. Mit Weglassung der den Sinn erschwerenden Interpunktion heißt es hier gleich Anfangs: Keine Institute sind dem Staate abwechselnd nützlicher und schädlicher gewesen, als die »Klöster, besonders die Mönchsklöster. Sie waren es, die »mit-

»mitten im Räuberregimente der deutschen Ritter — denen
»wir das Prädikat des Adels gar nicht weiter beylegen mö-
»gen, als in so weit der Adel unserer Zeit den neuern Ver-
»dienstadel verachtet, darauf, daß schon in den vergessenen
»Jahrhunderten ihre Stammältern die Heerstraßen unsicher
»machten, stolz ist, und im alten Adel kein anderes Präro-
»gativ findet, als Räuber und, in allen Formen, Sündi-
»ger unter den Flügeln des stärkern Faustrechts — zuerst die
»Jugend, war es auch nur mechanisch, zur Bürgertugend,
»und wenigstens zu einer politischen äußern Religion ausbil-
»deten, dem lahmen Armen der Gerechtigkeit — freylich
»durch ein etwas unedles Mittel, den Bannstrahl — feste-
»re Nerven gaben, die Sittlichkeit und Tugend der Schutz-
»losen beschirmten, die Armuth trösteten, Landes-Kultur,
»Fabrikwesen und überhaupt mehrere bürgerliche Thätigkeit
»lehrten.« Welch eine Schwerfälligkeit im Perioden-Bau!

V. Zwey Briefe über die geoffenbarte Religion, die der denkende Freund des Religionswesens nicht ohne herzliche Beystimmung, auch nicht ohne Sehnsucht nach dem Ganzen lesen wird, wozu sie die Einleitung sind, und das die Herausgeber versprechen.

VI. Korrespondenz-Nachricht. Die Bändchen dieses im Ganzen sich vortheilhaft auszeichnenden Magazins sollen ungebunden an einem bestimmten Raume der Zeit geliefert werden, um nicht gezwungen zu seyn, zur Zeit der Noth, wo es an geprüft guten Beyträgen fehlen möchte, dem Raume des Schiffes wenigstens Ballast zu geben, damit es im offenen Meere der Literatur nur fortschwimmen könne. Daher wird von Messe zu Messe ungefähr nur Ein Bändchen von 12 bis 16 Bogen erscheinen.

Was des Magazins Titel-Prädikat der Freyheit betrifft; so soll dadurch keineswegs irgend einer Zügellosigkeit Spielraum gegeben werden, auch nicht der Unbescheidenheit, nicht dem politischen Vorwitze, nicht der Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Achtung, die man jeder Staatsregierung schuldig ist. Unter literarischer Freyheit verstehen die Herausgeber vielmehr, die Beurtheilung aller Gedanken-Aeusserungen des Privatmannes oder der Staatsregierungen (in so fern sie auf das Wohl der Völker und Länder Einfluß haben) ohne knechtische Furcht vor Respekts-Verhältnissen, wie sie vom freyen, verständigen, bescheidenen Mann zuer-

war-

wartet ist, der das Band der bürgerlichen Verhältnisse nicht lästig, sondern angenehm findet, und in der Freyheit nicht gesetzlose Willkühr, oder ein singuläres Herrscherrecht nach individueller Kraft erkennt.

Pm.

I. Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft, nun des Amtes Vechte im Niederstift (e) Münster. Von Fried. Matth. Driver, der Rechte Doct. — Münster, bey Waldeck. 1803. 1½ Bogen. 184 S. 8. 12 gr.

II. Beantwortung der Frage, (:) Ob eine Markthellung besonders den Landstädten nützlich, u. s. w. in besonderer Rücksicht der Stadt Vechte und nach den dabey vorkommenden Hauptrücksichten. Von Fried. Matth. Driver, u. s. w. Münster, bey Theissing. 1804. XII. und 81 S. gr. 8. — 6 gr.

Beyde Schriften haben einen gemeinschaftlichen Staatszweck, nämlich: dem künftigen Statistiker Deutschlands, so sehr dessen geographisch-politische Gränze durch den Lüneviller Frieden auch zusammen gedrängt worden, brauchbare und gemeinnützige Materialien zu liefern, aus denen er das neue Gebäude in Zukunft zusammensetzen soll. Diesen Zweck werden diese Schriften richtig und mit vieler Genauigkeit erfüllen. Der Verf. von

Nr. I. der, nach seinem Selbstgeständnisse in der Vorrede, aus der Gegend, die er historisch topographisch statistisch beschreibt, gebürtig ist, und in derselben den besten Theil seines Lebens zugebracht, bringt, außer seiner Lokalkenntniß, einen großen Theil gelehrter Vorbereitungswissenschaft mit, die in unsern Tagen nicht Jedem zu Gebote stehen, der Schriften der Art zu Tage fördert und im Publikum verbreiten läßt. — Er theilt daher sein Büchlein in acht Abschnitte ein, in welchen er den ältesten und frühesten Zustand dieses Theils vom ehemaligen Niederstifte Münsterlandes, in historischer, ökonomischer, religiöser, technischer, merkantilischer, geographischer und statistischer Hinsicht beschreibt

schreibt, mitunter geschichtliche und diplomatische Quellen citiret, die vorkommenden Gegenstände genau prüft, bisweilen kritisch erläutert, und sonach einen wichtigen Beytrag zur geographisch-kameralistischen Länder- und Völkerkunde liefert, der bisher von dieser Gegend wenig, und überdem äußerst mangelhaft bekannt war. — Eben so gründlich hat derselbe in

Nr. II. auch den Gegenstand der Markentheilung behandelt, der überall nach staatsrechtlichen Grundsätzen erwogen, und in ökonomischer Hinsicht allen Marschländern empfohlen wird, wo dergleichen Gemeinheits Eigenthum, meistens öde, und von Wenigen bloß zum Plaggen und zu Hutgerechtigkeiten benützt, unvertheilt liegen geblieben ist. Rec. kann daher diese Schrift, allen Gegenden des ehemaligen Bisthums, in welchem gewiß ⅓ des ganzen Landes in nicht urbargemachten Heyden und Brüchen, als gemeinschaftliches Eigenthum mancher Städte, Kirchspiele und Aemter besteht, um so mehr empfehlen, weil der Verf. darin auf Provinzial- und Lokal-Gerechtsame durchgängig aufmerksam gemacht hat; worauf es besonders ankömmt.

Ni.

Technologie.

Vollständige und praktische Anweisung zur Verfertigung englischer Lackfirnisse, u. s. w. Nebst einem Unterricht über das Lackiren und die Zubereitung der Farben, von J. G. Herkloß. Dresden, bey Arnold. 1804. IV. und 154 S. 8. 16 gr.

Seitdem der Kunstmaler Joh. Merken, Hochheimer, und verschiedene andere bekannte und anonymische Schriftsteller Anleitungen, wie die vorliegende herausgegeben, ist die Zubereitung des englischen Metall- Bernstein- und Kopalfirnisses ein Gegenstand der technischen Kunst geworden, die von Vielen mit abwechselndem Erfolge behandelt ist. Der Vf. dieser Schrift giebt in der Einleitung S. 3-90 in 18 Recepten besondere Vorschriften, wie die Lackfirnisse überhaupt, nach englischer Art verfertigt, behandelt und aufgetragen wer-

werden sollen. Dann werden in sieben Kapiteln, zumal im ersten und zweyten S. 90 : 106 das Reinigen, Präpariren, Zubereiten und Auflösen der dazu erforderlichen Ingredienzien, die man, wie das Erkenntnißzeichen ihrer Güte hier angeführt findet, hinlänglich beschrieben. Im dritten vierten und fünften Kapitel S. 107 : 126. wird vom Lackiren, den Farben und dem Abreiben der letztern gehandelt. Das sechste Kapitel S. 127 : 134 trägt die verschiedenen Arten der Farben, ihre Wirkungen und Zwecke beym Lackiren vor. Im siebenten Kapitel setzt der Verf. S. 145 : 154 die Erfordernisse auseinander, die, um recht schön zu lackiren, in einem schön bearbeiteten Grunde bestehen. Der gewöhnliche ist der Kreidegrund der sieben bis achtmal dick aufgetragen wird. — Etwas Neues haben wir in dieser Anweisung nicht gefunden; das was hier vorkommt, sind meistens bekannte Dinge, die in einer deutlich abgefaßten Sprache vorgetragen werden.

A.

Gründlicher Unterricht zur Verfertigung guter Firnisse, nebst der Kunst zu lackiren und zu vergolden, nach richtigen Grundsätzen und eigner Erfahrung für Künstler, Fabrikanten und Handwerker; bearbeitet von J. K. Gütle, Privatlehrer der Mathematik, Naturlehre und Mechanik. Dritter Theil. Nürnberg, bey Schneidorf und Weigel. 1804. 256 S. 8. 20 gr.

Auch unter folgendem Titel:

Sammlung technologischer Fragmente für Künstler und Kunstliebhaber, meist aus eigner Erfahrung gezogen, u. s. w. Erster Theil.

Wenn Rec. bey Beurtheilung des vorhergehenden Theils (N. A. D. B. 68 B. S. 233.) sagte: »Daß diese Sammlung Nutzen gewähren könnte, wenn sie mit strengerer Auswahl unternommen worden wäre; daß es aber nun so schwer sey, das Brauchbare von dem Minderbrauchbaren oder Falschen zu unterscheiden; daß man der Schrift die Eilfertigkeit, mit wel-

welcher sie entworfen, deutlich ansehe — daß Herr Gütle sich widerspreche, und daß er oft zeige, daß er die Körper selbst nicht hinreichend kenne;« und Alles dieses durch mehrere Belege aus dem Buche selbst, bewahrheitet; der Verfasser aber solches nach der Weise solcher Autoren, welche die Wahrheit nicht vertragen können, in der Vorrede dieses dritten Theils mit dem Namen: Recensentenkniffe beleget, obgleich ohne einen einzigen Beweispunkt zu entkräften: so bleibt ihm (dem Rec.) nichts übrig, als den Inhalt dieser Fortsetzung bloß anzuzeigen, und das Urtheil selbst dem Leser zu überlassen.

Es zerfällt dieser Theil in neun Abschnitte; der erste führt die Benennung: Firnißkünste, der zweyte: Vergoldkünste, der dritte: Farbenkünste, der vierte: erprobte Dinten-Vorschriften, der fünfte: von Kütten aller Art, der sechste: Leimkünste, der siebente: von verschiedenen Massen zum Formen und Gießen, der achte: Vorschriften von Siegellack, und der neunte: technologische Künste!!

Jz.

Das Ganze der Brandweinbrennerey, nebst Allem, was zunächst damit verbunden ist, als: Abziehung feiner Liquere, Essigbrauerey, Schweinemastung rc. Alles nach eigener Erfahrung niedergeschrieben, von C. H. Meißner. Erster Band. Mit einem Kupfer. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. 1803. 200 S. gr. 8. Text und XXIV S. Inhaltsanzeige. Zweyter Band. Ebend. 1804. 318 S. Text und XXII S. Inhaltsanzeige.

Auch unter dem Titel:

Die Brandweinbrennerkunst, oder: auf Erfahrung gegründete Anweisung, wie man auf die vortheilhafteste Art und mit weniger Kosten den Brandwein weit besser bereiten, so wie auch alle Arten

Aquavite und Liquers (Liqueurs) verfertigen könne. Ein unentbehrliches Handbuch für Brandweinbrenner und Brandweinschenken. Erster Band. Zweyte, verbesserte und vermehrte und mit einem Kupfer versehene Auflage. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. 1803. Zweyter Band. zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. Ebend. 1804. 1 Rg. 22 gr.

Rec. hat beyde Titel mit ihren Fehlern wörtlich abgeschrieben. Die Absicht des Verf., daß er seinem Machwerke einen zweyten Titel hinzugefügt hat, und dasselbe noch dazu für eine zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage ausgiebt, läßt sich leicht errathen. Dieß ist die gewöhnliche Sitte unserer Büchermacher, und der Verf. sucht auf gleiche Art das Publikum zu täuschen. Ein elendes und niedriges Mittel, auf diese Art seine Waare an den Mann zu bringen! Wer es so macht, giebt zugleich ein Mißtrauen gegen die Güte seiner Waare zu erkennen.

Dem gegenwärtigen Werke will zwar Rec. nicht allen Werth absprechen; nach seiner Unbefangenheit muß er es aber größtentheils für eine Compilation erklären. Wir zeigen daher bloß den Inhalt an. Der Verf. handelt im ersten Bande von der rechten Anlegung einer Brandtweinbrennerey; von den Fehlern der alten Brennöfen und ihrer Verbesserung; von den zum Brandtweinbrennen nöthigen Gefäßen; von dem dazu erforderlichen Wasser; von den Getraidearten, aus welchen Brandtwein gewonnen wird; von der Zubereitung des Malzes; von dem zum Brandtweinbrennen nöthigen Holze und sonstigen Feuerungsmitteln; von den Hefen und Gährungsmitteln; von dem Einmöschen des Schrotes; von dem Abtreiben oder dem so genannten Brennen des Gutes; von dem Läutern des Brandtweins; von andern Dingen, aus welchen guter Brandtwein erhalten werden kann; von der Schweinemastung; von den Krankheiten der Schweine. Der zweyte Theil enthält: Anweisungen, wie man vielerley Sorten der besten Danziger, Breslauer und anderer Aquavite und Liqueurs &c. bereiten kann.

Wir

Wir haben schon mehrmals gesagt, daß wir von Compilationen nur kurze Anzeige machen werden und halten hiermit Wort; zumal als auch der Kupferstich von einer Destillirblase nur Copie und unbedeutend ist.

Fo.

I. Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst (;) oder theoretische und praktische Anleitung zum Bleichen des Flachses, der Baumwolle, u. s. w. nach den neuesten Erfahrungen der Physik, Chemie und Technologie bearbeitet von Sieg. Fried. Hermbstädt, Kön. Preuß. Geh. Rathe, rc. Mit Kupf. Berlin in der Realschulbuchhandlung. 1804. XXIV und 432 S. gr. 8. 2 Rg. 4 gr.

II. Kritik der chemischen Bleichen, von Carl Ludw. Engelmann. Glogau, bey Günther. 1805. (Herbstm. 1804.) 55 S. 8. 6 gr.

Beyde vorliegende Schriften helfen einem wesentlichen Mangel ab, der bisher, ungeachtet darin, für die Theorie und Praxis der Kunst zu bleichen, in neuern Zeiten, treffliche, oft aber auch fade Anleitungen erschienen sind, in den besten Leinewands rc. = Fabrik = Gegenden noch Statt gefunden hat. Besonders ist der Verf. von Nr. I. aus anschaulichen auf praktische Grundsätze gestützten Gründen bemüht, die Leinwand = Manufakturen, wo möglich auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. Um aber diesen Zweck zu erreichen, setzt er ganz richtig fünf Hauptmomente voraus, die allerdings realisirt werden müssen, wenn jene Absicht befriedigt werden soll. Sie bestehen 1) in der Kultur des Flachses als rohen Materials; 2) in der Aufsicht über die rechte Zeit seiner Aerndte; 3) in seiner regelmäßigen Vorbereitung durch die Röste; 4) in der gehörigen und zweckmäßigen Vorbereitung desselben nach der Röste vor dem Verspinnen; und 5) in der vervollkommneten Bleiche des daraus gesponnenen Garns und der nachher davon gewebten Zeuge. Der Verf. behauptet mit Recht, daß im Durchschnitte jährlich wenigstens der dritte Theil des Flachses in der

Röstung verdorben werde, nicht zu gedenken, daß ein, wenn auch noch nicht völlig verdorbenes, doch wenigstens zum Theil in der Röste angegriffener Flachs, allemal eine Leinewand darbietet, die nicht nur mürbe ist, und jeder Bleiche trotzt; sondern bey den besten Zubereitungen der Apturen nach der Bleiche, nie die vollständigste und dauerhafteste Schönheit bekömmt. Rec., der in einer Gegend zu Hause ist, wo die schönsten Leinen- und Baumwollen-Garn- auch Leinewands-Bleichereyen einheimisch sind, und diesen Erwerbszweig bis zu seinen männlichen Jahren, wie auch jetzt wieder in seinem Mittelalter diesen Theil der Technologie theoretisch und praktisch zu untersuchen Gelegenheit hat, stimmt völlig der Meinung und den Vorschriften des Verf. bey, indem nichts Gefährlicheres der Leinewand wird, als wenn man den Flachs, wie zu häufig, besonders in nassen Herbsten und des Frühjahres geschiehet, in Backöfen, oder am Feuerofen in Stuben röstet; das Polizeywidrige, das wegen der entstehenden Feuersgefahr, in diesem Verfahren ohnehin liegt, nicht einmal dabey in Rechnung gebracht. Anderer Nachlässigkeiten bey dieser Art von Verbereitungen nicht einmal zu gedenken.) Hr. H. macht daher die Regierungen und Finanzkammern deutscher Staaten, so wohl auf diesen Kultur- und Bereitungs-Zustand des Flachses, als auf die, von ihm in diesem Buche gelehrte, vervollkommnete Bleiche, aus einem wirklich patriotischen Gesichtspunkte aufmerksam, und zeigt, daß es seine Schuld nicht sey, wenn man künftig nicht um 50 Procent wohlfeiler bleiche, und dennoch eine schönere Waare, als bisher liefere. In der Hinsicht macht er in der Einleitung S. 1-13 einige allgemeine Bemerkungen über das Bleichen überhaupt, so wie über dessen Mängel, und die Mittel solches zu verbessern und zu vervollkommnen. Dagegen wird im ersten Buche S. 14-204 eine Darstellung der zum Bleichen überhaupt erforderlichen Hülfsmittel, so wie die Art, solche zu gewinnen, sie zu prüfen, und die Güte und Aechtheit derselben zu bestimmen, gewiesen. Das zweyte Buch S. 207-240 handelt von den rohen Materialien, woraus die zu bleichenden Produkte fabricirt werden, so wie von der Art solche zum Bleichen vorzubereiten. Das dritte Buch S. 243-271 enthält die Art, die Leinewand zu bleichen, und von der in verschiedenen Ländern üblichen Methode; diese Operation zu veranstalten. Hier werden die vornehmsten

sten holländischen, irländischen, flandrischen, französischen, westphälischen, und schlesischen Bleichen beschrieben. Im vierten Buche S. 273-314 werden die Fehler anschaulich gemacht, welche die bisher bekannten Bleichmethoden mit sich führen. Die Verbesserungen, welche dieselben in neuern Zeiten erhalten haben, werden erwähnt und die Vervollkommnung des Bleichungsgeschäftes dargestellt. Jetzt kommt der Verf. im fünften Buche S. 315-362 zu seiner eigenen, von ihm selbst ausgemittelten neuen Bleichungsart für Leinewand und andere Zeuge, wodurch ein Bedeutendes an Zeit, alkalischen Substanzen und Brennmaterialien erspart, und dennoch ein schöneres Kunstprodukt erhalten wird. Das sechste und siebente Buch S. 363-399 zeigt wie das Baumwollen-Garn durch einen Dampfapparat bearbeitet, und das leinen Garn, wie die Leinewand, mit oxidirter Salzsäure zur Schnellbleiche gebracht werden könne. Im achten und letzten Buche S. 400-432 wird das Bleichen der wollenen und seidenen Zeuge mit musterhafter Gründlichkeit vorgetragen; es bleibt uns weiter nichts zu wünschen übrig, als daß dieß Buch, in viele Hände wohlunterrichteter Männer gelangen möge, welche eigene Bleichereyen im Großen betreiben lassen. Alsdann wird der Nutzen in Kurzen sichtbar für die Unternehmer sowohl, als für das Publikum werden. — Druck und Papier sind gut; aber die schön gezeichneten Kupfer sind gemein gestochen. — Nr. II. ist in der Hauptsache mit dem Verf. von Nr. I. einerley Meinung, das ist, in der chemischen Kunst, die Laugen und Bleichsäuren der jedesmaligen Beschaffenheit der Linnen anpassend zu machen, und alle Abstuffungen genau zu bemerken, so lange der ganze Bleichprozeß dauert. Der chymischen Art zu bleichen, wie sie Bertholet und einige Neuere angepriesen haben, ist der Verf. jedoch unter den Umständen ergeben, daß gründliche Kenntniß, Uebung, Erfahrung und unablässige Aufmerksamkeit, den Aufseher einer großen Bleichanstalt leite, um den Unternehmer gegen jeden daraus entstehenden Schaden zu sichern.

F.

I. Handbuch der praktischen Technologie(,) oder Manufaktur- Fabrik- und Handwerkskunde für Staats-

 wirthe,

wirthe, Manufakturisten, Fabrikanten und Handwerker, von Joh. Christ. Gotthard. Erster Band. Mit 2 Kupf. Hamburg ꝛc., bey Vollmer. 1804. XXVIII und 404 S. gr. 8. 1 Rl. 16 gr.

II. Oekonomische Technologie (,) oder vollständige Anweisung zu Anlegung und Betreibung der Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden können. Ein Handbuch u. s. w. von Joh. Christ. Gottl. Weise ꝛc. Dritter Theil. Mit Kupfern. Erfurt, bey Henning. 1804. 404 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Der technologischen Hand- und Lehrbücher werden in unsern Tagen so viele und mit so abwechselndem Erfolge geschrieben, daß man in der Auswahl derselben, mit Sorgfalt zu Werke gehen muß, um bey diesen oder jenen Anlagen, nicht gerade zu mißleitet zu werden. Wir wollen daher von den beyden vorliegenden Büchern, die, in Ansehung der Gewerbkunde, sehr füglich miteinander verbunden werden können, eine kurze Darstellung von dem Inhalte und dem Werthe ihrer literarischen Bearbeitung den Lesern der N. A. D. Bibl. liefern; auch gelegentliche Bemerkungen mit einschalten.

Nr. I. dessen Verf. sich durch einige kleine technologische Aufsätze und Schriften, wie durch seine Annalen der Gewerbkunde bekannt gemacht hat, liefert hier den Anfang eines Werks, das nicht zu den Ueberflüssigen in unserm Zeitalter gehöret; von dem man sich aber wirklichen Nutzen, besonders in Hinsicht der chemisch-merkantilischen Gewerbkunde versprechen kann. Es ist dem Kön. Preuß. Minister von Massow gewidmet, den er als Staatsmann und Gelehrten nach Verdiensten würdigt. Der erste Band zerfällt in zwey Abschnitte, jeder in mehrere Kapitel, und diese in verschiedene Unterabtheilungen, nach Maaßgabe des Gegenstandes, der abgehandelt werden soll. Der Verf. zeigt daher in der Einleitung des Werkes, auf welche Hauptgegenstände man bey Anlegung der Manufakturen und Fabriken zu sehen habe. Im ersten Abschnitte S. 20-208 handelt der Verf. in vier Kapiteln von jenen Gewerben, bey deren

Be-

Betrieb, auf dem nassen Wege chemisch, und zwar durch Gährung vorgeschritten wird. Hierzu gehören Bier- und Essig-Brauerey; Tabacksmanufaktur (?) und Waidbereitung (Fell- oder Lohgerberey.) Im Kapitel von der Bierbrauerey, wird die Vorarbeit, das Brauen selbst, die Vollendungsgeschäffte, die Materialien, als: Wasser, Getraide, Hopfen, und die verschiedenen Stellvertreter des letztern, aus der Pflanzenkunde chemisch- und naturhistorisch erwogen; dann das Malz- und Brauhaus, der Brauofen, die Geräthschaften, u. s. w. beschrieben. (Die staatswirthschaftlichen Bemerkungen, die man hier S. 88-83 und gemeiniglich gegen das Ende eines jeden Kapitels antrifft, dürften jetzt und in der Folge, in manchen Staaten, fromme, wohlgemeinte Wünsche des Verf. bleiben.) — Das zweyte Kapitel handelt die Essigbrauerey in eben der Art ab. — Im dritten Kap. wird die Tabacksmanufaktur, oder die Fabrikation von Rauch- und Schnupftaback vorgetragen. Dieser Theil der Gewerbskunde ist am ausführlichsten behandelt. (Wie aber die trockene Behandlung der Tabacksfabrikation, zu den nassen Gewerben kommt, von denen doch hier in diesem Abschnitte die Rede ist, kann nicht abgesehen werden! Vielleicht rechnet der Verf. das Kochen und Destilliren der Saucen, zu denen er verschiedene Recepte vorschreibt, zu den nassen Hülfsmitteln, welche die Zubereitung des Tabacks veredeln sollen. Rec. versichert aber, daß die besten zubereiteten Tabackssorten die sind, welche, um die Gesundheit zu erhalten, mit gar keiner Sauce besprengt werden.) Das vierte Kapitel beschreibt die Lohgerberey oder Wald-Bereitung kurz. — Der zweyte Abschnitt S. 209-404 handelt in zwey Kapiteln, die Brandtwein- und Scheidewasser-Brennerey — ab; wir haben wenigstens noch zwey Bände von diesem Werke zu erwarten, das überall einen deutlichen und lehrreichen Vortrag mit der Gemeinnützigkeit verbindet.

Nr. II. von dessen vorhergehenden Bänden wir zu seiner Zeit Nachricht gegeben haben, beschreibt S. 1-76 die Essigbereitung; ferner S. 77-113 die Gewinnung der Oele; und S. 114—390 die Ziegelbrennerey. Der Anfang S. 391-404 enthält mehrere Verordnungen über die Größe und Güte der Ziegel. Das Ganze ist für den Landwirth lehrreich. —

Ni.

Haushaltungswissenschaft.

Riem. Reuttersche Praktik des Trokarirens der Drehschaafe: oder ökon. chirurg. Unterricht für Landwirthe und Schäfer, das Drehen, Seegeln und Traben der Schaaflämmer zu kuriren; vom Commissionsrathe Riem, und vom Oberthierarzte Reutter d. j. Nebst einem Holzschnitte und einem Bogen vermehrt, als zweyte Auflage, welche besonders zu haben sind. In Commiss. Dresden und Leipzig, bey Hilscher. 1801. 139 S. 8. 10 gr.

Da die erste Auflage in der Allg. D. B. Bd. 111. S. 162. sich angezeigt findet: so ist hier bloß von dem Bogen Zusatz die Rede. D. Treutler in Budissin sandte 1801 eine schätzbare Abhandlung ein, daß der vielköpfige Blasenbandwurm im Gehirn, den Leske, Götze, Ludwig und Fischer beschrieben, nicht die einzige Ursache der Drehkrankheit sey. Diese ist hier benutzt. Tr. beschreibt den gesellschaftlichen Bandwurm, der tief im Adergeflechte des Schaafsgehirns sitzt, und erläutert ihn durch eine Abbildung. Die Schaafe hatten zugleich manche Eingeweidewürmer und in den Stirnhöhlen Oestruslarven. Als Präservativpulver zeigte sich eine Mischung aus Bellatonnawurzel, Gartenraute und Wermuth, mit etwas Seifensiederlauge gemischt bewährt. Der Trokar war hier nicht anzuwenden, da auch ein geringer Stich in die Marksubstanz des Gehirns tödtlich war; dagegen ein Stich in die Rindensubstanz oder in den sichelförmigen Fortsatz heilte.

Gh.

Theoretisch-Praktisches Handbuch der Thierheilkunde oder genaue Beschreibung aller Krankheiten und Heilmethoden der sämmtlichen Hausthiere; nach den neueren medizinischen Grundsätzen für denkende Aerzte, Thierärzte und Oekonomen von Bernhard Laubender, D. Arzt in Wurzen. Erster Band.

Band. Erfurt, bey Keyser. 1803. XXXVI und 346 S. 8. 1 Rg. Zweyter Band. 1804. 440 S. 1 Rg. 6 gl.

Die neuern medicinischen Grundsätze für denkende Aerzte und Oekonomen, die der Verf. von seinen Lesern fordert, macht die auf Naturphilosophie zurückgeführte Erregungstheorie aus, deren Darstellung beynahe die Hälfte des Buches füllt. Daß die Duplicität als höchstes Princip und die Zurückführung der Krankheiten auf Sthenie und Asthenie der Erregung, der richtige Weg sey, Thierärzte und Oekonomen aufzuklären und zu belehren, bezweifeln wir. Indessen man muß dem Geiste, oder vielmehr der Mode des Zeitalters etwas zu Gute halten. Billig sollte unser Studium mit der Erfahrung, nicht mit der Theorie anfangen, und man sollte nicht jene in diese hineinzwängen. Die Arbeiten eines Wolstein, Adami, La Fosse, Chabert, Huzard, Gibson werden ewig ihren Werth behalten, wenn Versuche, wie der gegenwärtige, bey einer neuen Ansicht der Dinge und einer andern Mode des Zeitalters, längst vergessen sind. Die Bekanntschaft mit den Werken jener Männer, vermißt man in diesem theoretisch-praktischen Handbuche ganz; dagegen widerlegt der Verf. oft Hrn. Rohlwes, dem Niemand unter den wissenschaftlichen Thierärzten einen bedeutenden Rang zugestehen wird, und wie es scheint, in ihm die bisherige Thierheilkunde. Wenn man die Hülle der Theorie wegnimmt: so ist das Reelle und eigentlich Veterinärische in der gegenwärtigen Schrift unbedeutend; obgleich man es nicht schlecht nennen kann. Der Verf. widerspricht mehrmals Erfahrungen und kritisirt sie, wenn sie in seine Theorie nicht passen. Und man sollte zweifeln, ob er selbst von Erfahrung und Beobachtung den richtigen Begriff habe. Er versichert z. B. daß er einen Ochsen von einem halben Quent Spießglanzglas krepiren gesehen habe; hier mag er in den längst gerügten Fehler der gemeinen Beobachter: Post hoc ergo propter hoc, gefallen seyn. Den Mohnsaft verordnet er, selbst in geringen Gaben, als ein kräftiges incitirendes Mittel für Pferde. Nach ihm ist und bleibt das Salz eine negativ erregende Potenz für jeden Thierorganismus und koncentrirte Säuren wirken geradezu schwächend oder desoxydirend.

Nach

Nach der vorausgeschickten Erregungstheorie nach naturphilosophischen Ansichten und der Darstellung der Gesetze der organischen Thätigkeit, 19 an der Zahl, gibt der Vf. die allgemeine Krankheitslehre in kurzen Abschnitten. Den meisten dieser kurzen Abschnitte fehlt die Beziehung auf den Thierkörper; dagegen haben sie desto mehr Beziehung auf die Röschlaubsche Erregungstheorie. Es werden manche Schädlichkeiten aufgeführt, deren Deduction zu kurz und unbefriedigend ist. Im zweyten Abschnitte folgen die allgemeine Heilkunde, die Regeln für die Diagnose und Prognose. Daß nur zwey Heilanzeigen statuirt werden, ist konsequent. Bey den allgemeinen Bemerkungen über die Behandlungsart einiger örtlichen Krankheiten behauptet der Verf., je mehr die atmosphärische Luft mit Sauerstoffgas versehen sey, desto leichter erfolge Zerstörung der äußern Verwundung; und man müsse bey der Heilung äußerlicher Krankheiten nichts thun; bey innerlichen viel thun. Sonst hält man allgemein die Chirurgie vorzugsweise für die medicina efficax; und, der ersten Behauptung unsers Verfs. zu Folge, hätte man künftig in Hospitälern, worin Verwundete liegen, für eine unreine an Sauerstoffgas arme Luft zu sorgen. Hierauf folgt die Arzneymittellehre, welche in die theoretische und empirische eingetheilt wird. Es werden drey Klassen von Arzneymitteln festgesetzt, remittirende Mittel, permanente und diffusible d. h. flüchtige Reizmittel. In der empirischen Arzneymittellehre werden manche kostbare und entbehrliche Mittel angeführt.

Die zweyte Abtheilung enthält die Darstellung der sämmtlichen Pferdekrankheiten, von welchen aber bey weitem der größere Theil in dem gegenwärtigen Band nicht enthalten ist. Voran geht die Erklärung und Behandlung der Entzündungen im Allgemeinen. Darauf folgen im ersten Kapitel die sthenischen Krankheiten, Gehirnentzündung, Augenentzündung, Halsentzündung, Brustentzündung, Rhevmatismus (ist dieser bey Pferden erwiesen?) Leberentzündung (möchte sehr selten und schwer zu erkennen seyn) Darmgicht, Nierenentzündung, Schwindel, Koller, Strengel. Das zweyte Kapitel begreift die allgemeinen asthenischen Krankheiten, nämlich Entzündung des Gehirns, der Augen, des Halses, der Brust, Darmgicht, Druse, Wassersucht, Raude, Hirschkrankheiten, das Koppen, Rotz. Es sind hier manche Krankheiten, die man bisher nicht zu unterschei-

den pflegte, unter verschiedenen Rubriken als verschiedene Krankheiten beschrieben. Man wird es sehr begreiflich finden, daß hier der Verf. in der Diagnose, und wenn er seine Leser belehren will, in Verlegenheit geräth, und er sagt zuweilen kurz und gut, wenn man finde, daß die sthenische Methode das Uebel verschlimmere: so solle man zu der asthenischen greifen. Aber auch hier möchte sein Rath zuweilen gefährlich seyn, z. B. bey der asthenischen Darmgicht die Anwendung des glühenden Weins und des Vitriolähers. Bey der sthenischen Gehirnentzündung erklärt er Haarseile für eben so unzweckmäßig, als die kalten Aufschläge, auf den Kopf; welche er dagegen, so wie aromatisch-geistige Aufschläge, bey der asthenischen empfiehlt. Welcher Meister, nämlich praktischer, nicht theoretischer, möchte hier die Grenzlinie zu bestimmen vermögen? Die Natur kennt sie nicht. Den Dummkoller findet man in dem gegenwärtigen Bande nicht; sollte er von der sogenannten asthenischen Gehirnentzündung verschieden seyn? Wie der Strengel eine sthenische, die Druse eine asthenische Krankheit seyn soll, läßt sich nicht mit der Natur zusammenreimen. Daß der Verf. mehrmals von kritischen Ausleerungen spricht, und sie für heilsam erklärt, möchte zu seinem streng dynamischen Systeme nicht passen. Wenn ein sthenisches Uebel in ein verwandtes asthenisches übergeht, sind Calomel mit Mohnsaft sein Lieblingsmittel. Bey der Hirschkrankheit sind Kali und Opium abwechselnd empfohlen, und dabey ein geschärftes Laugenbad oder Umschläge. Auch das Koppen wird für eine Asthenie der Erregung erklärt. Paradox und ohne eigne Ansicht ist das Kapitel von der Raude. Sie wird für eine allgemeine Asthenie des ganzen Systems, vorzüglich der aushauchenden Gefäßchen der Haut erklärt; dabey werden Fontanelle, an der leidendenden Stelle so nahe als möglich gesetzt, empfohlen, und Krätzsalben werden für schädlich, oder doch zur Heilung hinderlich erklärt. Abgesehen daß dieses (die Anwendung der Fontanelle) nicht konsequent ist, und keine eigentlich leidende Stelle vorhanden ist, hätte jeder Kurschmidt oder Gestütsknecht den Verf. aus der täglichen Erfahrung eines Bessern belehren können. Kannte der Verf. die meisterhafte Abhandlung von Chabert, über die Raude und Flechten der Thiere nicht? Kannte er, um noch eine Frage zu thun, Vitet's schöne Heilmittellehre? Das Kapitel vom Rotze ist sehr ausführlich und gründlich,

und, wie der Verf. ehrlich gesteht, aus Viborg's Samml. von Abhandlungen entlehnt. Anatomisch-pathologische Erörterungen, die oft so viel Licht geben, vermißt man in dem Werke gänzlich.

Der zweyte Band enthält die übrigen innerlichen Krankheiten vom Abschnitte 12 bis 34, die örtlichen Krankheiten, an der Zahl 42, und noch 10 besonders in einem Anhange, nebst 5 chirurgischen Operationen. Der Verf. hat seine Vorgänger Kersting, Sind, Tenneker, Rohlwes, und bey den örtlichen Krankheiten besonders Oehlmann, benutzt; er bezüchtigt sie aber zuweilen der Albernheit und Abgeschmacktheit. Die Theorie, besonders die Aetiologie, bleiben dagegen sein Eigenthum; das Kapitel vom Fieber überhaupt, und insbesondere die Eintheilung der Arzneyen nach den 4 Graden des asthenischen Fiebers, sind nach Röschlaub. Von manchen der beschriebenen Krankheiten und Fehler, scheint der Verf. selbst keinen richtigen Begriff zu haben, z. B. vom Faulfieber, Schlagfluß, Maute, Straubfuß, Polypen, Krebs, Steingallen, bey manchen z. B. den beyden ersten, Krämpfen, Schwindel findet man bloß die menschliche Medicin; andere sind ganz übergangen, wie Mondblindheit, Courbe. Von der fallenden Sucht heißt es: »oft »sind auch Würmer eine Gelegenheitsursache; allein die »Grundursache ist und bleibt immer Asthenie der Erregung.« Bey der Wasserscheu, man solle möglichst wirksam stickstoffhaltige Mittel in starken Dosen, Vanille zu 2 bis 4 Quent, Canthariden, flüchtiges Hirschhornsalz, Zwiebelsaft, und treten starke konvulsivische Bewegungen hinzu: so sey die Krankheit mehr sensibler Natur geworden, und man müsse rein stickstoffhaltige Mittel, Opium 1 bis 2 Scrupel, (!) Belladonna, Kampher geben. Die Ursache der Rhe sey nicht verhinderte Ausdünstung; sondern bald erhöhte Sensibilität und herabgestimmte Irritabilität, bald umgekehrt. Beym Begriffe des Faulfiebers scheint der Verf. seine Theorie vergessen zu haben; er sagt: die Säfte würden aufgelöst und faul. Doch sagt er bald darauf: »man wird die großen Vortheile unserer »Theorie einsehn, man suche nur diese zu verstehn.« Die Ursache des Dummkollers wird als bald innormal vermehrte Irritabilität und verminderte Sensibilität, bald das Gegentheil angegeben; er sey bald hypersthenischer, bald hyperasthenischer Beschaffenheit. Als Ursache der Gelbsucht wird auch der Schrecken angegeben. Bey der Verhaltung des

Urins

Urins werden unter den Heilmitteln Einspritzungen, das Einbringen einer Baßgeigensaite angeführt. Die Krämpfe sind tonische und atonische; sowohl absolut als relativ depotenzirte Sensibilität ist der allgemeinste Grund derselben. Jede Lähmung ist direkt oder indirekt asthenischer Natur. Mit seiner Anordnung der örtlichen Krankheiten ist der Vf. selbst nicht zufrieden: er hatte im ersten Bande dargethan, daß es eigentlich keine örtlichen Krankheiten gebe. Auch gegen die Begriffe und Beschreibungen derselben wird ein Sachkenner Manches einzuwenden finden. Hr. L. schreibt Leimumschlag statt Lehmumschlag, Eichenmispel statt Eichenmistel, dadura stramonium statt datura, Phönomen statt Phänomen, dyssenterie, dissenterie statt Dysenterie. Ein dritter Band wird die Krankheiten des Rindviehs begreifen und ein vierter das Ganze beschließen.

Ga.

Beyträge zur Kenntniß und Heilung der Rindviehseuche von Joh. Nep. Sautter, F. Konstanz. Landschaftsphys. in Allersbach, der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens korrespondirendem, und der korrespond. Gesellschaft schweiz. Aerzte und Wundärzte Ehrenmitglied. Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung. 1804. 183 Seit. 8. 10 Kr.

Der Verf. bemüht sich, den Widerspruch der Aerzte in der Erklärung und Behandlungsart der Rindviehseuche zu zeigen (er zeigt aber nur die 1797 und 98 erschienenen Pamphlets aus kritischen Blättern an), und folgert daraus sehr richtig, daß nur Autopsie uns hier leiten könne. Die ausbrechende Seuche in Worblingen, Altschhausen, Mainau, gab ihm Gelegenheit, mit den verschiedenen hin und wieder empfohlenen Mitteln Versuche anzustellen. Er nennt diese selbst unzureichend; aber sein Fleiß, seine Beharrlichkeit, seine treue Beobachtung und aufrichtige Relation verdienen Dank. Zu wünschen wäre es aber gewesen, daß er, mit den gehörigen Vorkenntnissen versehen, zu seinen Versuchen geschritten wäre; daß ihm die Versuche, die

Bar-

und, wie der Verf. ehrlich gesteht, aus Viborg's Samml. von Abhandlungen entlohnt. Anatomisch-pathologische Erörterungen, die oft so viel Licht geben, vermißt man in dem Werke gänzlich.

Der zweyte Band enthält die übrigen innerlichen Krankheiten vom Abschnitte 12 bis 34, die örtlichen Krankheiten, an der Zahl 42, und noch 10 besonders in einem Anhange, nebst 5 chirurgischen Operationen. Der Verf. hat seine Vorgänger Kersting, Sind, Tenneker, Kohlwes, und bey den örtlichen Krankheiten besonders Oehlmann, benutzt; er bezüchtigt sie aber zuweilen der Albernheit und Abgeschmackheit. Die Theorie, besonders die Aetiologie, bleiben dagegen sein Eigenthum; das Kapitel vom Fieber überhaupt, und insbesondere die Eintheilung der Arzneyen nach den 4 Graden des asthenischen Fiebers, sind nach Röschlaub. Von manchen der beschriebenen Krankheiten und Fehler, scheint der Verf. selbst keinen richtigen Begriff zu haben, z. B. vom Faulfieber, Schlagfluß, Maute, Strauhfuß, Polypen, Krebs, Steingallen, bey manchen z. B. den beyden ersten, Krämpfen, Schwindel findet man bloß die menschliche Medicin; andere sind ganz übergangen, wie Mondblindheit, Courbe. Von der fallenden Sucht heißt es: »oft »sind auch Würmer eine Gelegenheitsursache; allein die »Grundursache ist und bleibt immer Asthenie der Erregung.« Bey der Wasserscheu, man solle möglichst wirksam stickstoffhaltige Mittel in starken Dosen, Vanille zu 2 bis 4 Quent, Canthariden, flüchtiges Hirschhornsalz, Zwiebelsaft, und treten starke konvulsivische Bewegungen hinzu: so sey die Krankheit mehr sensibler Natur geworden, und man müsse rein stickstoffhaltige Mittel, Opium 1 bis 2 Scrupel, (!) Belladonna, Kampher geben. Die Ursache der Rehe sey nicht verhinderte Ausdünstung; sondern bald erhöhte Sensibilität und herabgestimmte Irritabilität, bald umgekehrt. Beym Begriffe des Faulfiebers scheint der Verf. seine Theorie vergessen zu haben; er sagt: die Säfte würden aufgelöst und faul. Doch sagt er bald darauf: »man wird die großen Vortheile unserer »Theorie einsehn, man suche nur diese zu verstehn.« Die Ursache des Dummkollers wird als bald innormal vermehrte Irritabilität und verminderte Sensibilität, bald das Gegentheil angegeben; er sey bald hypersthenischer, bald hyperasthenischer Beschaffenheit. Als Ursache der Gelbsucht wird auch der Schrecken angegeben. Bey der Verhaltung des

Urins

Urins werden unter den Heilmitteln Einspritzungen, das Einbringen einer Baßgeigensaite angeführt. Die Krämpfe sind tonische und atonische; sowohl absolut als relativ deprenzirte Sensibilität ist der allgemeinste Grund derselben. Jede Lähmung ist direkt oder indirekt asthenischer Natur. Mit seiner Anordnung der örtlichen Krankheiten ist der Vf. selbst nicht zufrieden: er hatte im ersten Bande dargethan, daß es eigentlich keine örtlichen Krankheiten gebe. Auch gegen die Begriffe und Beschreibungen derselben wird ein Sachkenner Manches einzuwenden finden. Hr. L. schreibt Leimumschlag statt Lehmumschlag, Eichenmispel statt Eichenmistel, dadura stramonium statt datura, Phönomen statt Phänomen, dyssenterie, dissenterie statt Dysenterie. Ein dritter Band wird die Krankheiten des Rindviehs begreifen und ein vierter das Ganze beschließen.

Ga.

Beyträge zur Kenntniß und Heilung der Rindviehseuche von Joh. Nep. Sauter, F. Konstanz. Landschaftsphys. in Allersbach, der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens korrespondirendem, und der korrespond. Gesellschaft schweiz. Aerzte und Wundärzte Ehrenmitglied. Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung. 1804. 183 Seit. 8. 10 Kr.

Der Verf. bemüht sich, den Widerspruch der Aerzte in der Erklärung und Behandlungsart der Rindviehseuche zu zeigen (er zeigt aber nur die 1797 und 98 erschienenen Pamphlets aus kritischen Blättern an), und folgert daraus sehr richtig, daß nur Autopsie uns hier leiten könne. Die ausbrechende Seuche in Worblingen, Altschhausen, Mainau, gab ihm Gelegenheit, mit den verschiedenen hin und wieder empfohlenen Mitteln Versuche anzustellen. Er nennt diese selbst unzureichend; aber sein Fleiß, seine Beharrlichkeit, seine treue Beobachtung und aufrichtige Relation verdienen Dank. Zu wünschen wäre es aber gewesen, daß er, mit den gehörigen Vorkenntnissen versehen, zu seinen Versuchen geschritten wäre; daß ihm die Versuche, die

Bar-

Barberet, Paulet, Vilet, Abildgaard anführen, nicht unbekannt gewesen wären. Er würde alsdann nicht den Mohnsaft (pulvis gummosus opii?) zu 2 Gran angewendet haben; er würde die Spiesglanzmittel, besonders Metallsafran und Spiesglanzleber, in weit größeren Gaben angewendet und unter andern auch die Haselwurz, das Schöllkraut, angewendet haben. Er hält die frühzeitig bewirkte Schleimabsonderung durch den After für das, worauf die ganze Heilung beruhe, und für die Krisis der Krankheit. Rec. versichert, 1797 durchgeseuchte Thiere beobachtet zu haben, welche nicht entfernt einen Durchfall gehabt hatten. Auch redet er von der besondern Beschaffenheit des Bluts und Probeaderlässen (S. 104) und von welken Herzen. Die Beschaffenheit des Bluts, wie er sie beschreibt, ist nicht die charakteristische, welche von Andern in der Höhe des Uebels beobachtet worden ist. Der Verf. sah von der Belladonna, Krähnaugen, Weinsteinrahm, Bittersalz keine Wirkung. Schwefelsäure, Essig, Brechweinstein, das vitrum antimonii ceratum, beyde zu 20 Gran fruchteten nichts. Eben so wenig die gewürzhaften bittern Mittel, Enzian, Wolferley, Wacholderbeeren, Baldrian, Angelik, Kampher, Wein und Weingeist. Das Mittel, von welchem er einen günstigen Erfolg beobachtete, war der Mineralturpith zu 12 Granen, in Verbindung mit einigen Quentchen Jalappenwurzel auf Doppelsalz. Dabey wurde ein Trank aus Altheewurzel und Gratiola mit Nutzen gegeben. In Mainau bekamen 19 Stücke täglich 4 Pillen (vier Grane schwer) aus Turpith und Brodtkrumen zu gleichen Theilen. Sie äußerten darauf Uebelkeit und Unruhe, die Haut wurde etwas feuchter, und alle Thiere bekamen einen starken eiternden und fließenden Pockenausschlag, Schleimabgang durch den After und Geschwulst der Füße, auch starkes Jucken der Haut. Zwey Thiere unter diesen starben und eines wurde geschlachtet. Ein danebenstehender Ochse, der nichts von dem Präservativ bekommen hatte, starb unter den gewöhnlichen Seuchezufällen.

Wenn gleich der Verf. mit lobenswerther Bescheidenheit vor dem Publikum auftritt: so verdient es doch eine Erinnerung, daß er chyrurgisch, *setaceums*, der einte (der eine), das Koth schreibt.

Ga.